

Alemannisches Jahrbuch 2019/2020

Alemannisches Jahrbuch 2019/2020

Jahrgang 67/68

Herausgegeben vom
Alemannischen Institut Freiburg e. V.



Wir danken den Rechteinhabern für die Erteilung der Abdruckgenehmigungen.

© Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V. 2021

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Alemannischen Instituts unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Redaktion und Gestaltung: Dr. R. Johanna Regnath
Satz und Bildredaktion: Angela Salacz-Wizemann M. A.
Titelbild: Werner Konold. Vgl. S. 76 Abb. 43.
Druck und Gesamtherstellung: Moog Druck, Hüfingen

ISSN 0516–5644

Bezugsquelle:
Alemannisches Institut, Bertoldstr. 45, D–79098 Freiburg i. Br.
Tel: 0761/150675–70
Mail: info@alemannisches-institut.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort <i>Werner Konold und R. Johanna Regnath</i>	7
Riesen, Schwallungen, Flößerei Eine Studie zur Kultur- und Baugeschichte der Holzbringungsanlagen im Einzugsgebiet der oberen Kinzig <i>Werner Konold, Christian Suchomel, Manuel Hugelmann</i>	13
Spuren struktureller Umbrüche im Landschaftsbild Entwicklung der Wiesentäler Textilindustrie am Beispiel von Zell i. W. mit Atzenbach <i>Cornelia Korff und Bernhard Mohr</i>	169
Das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald und die Zähringer im Wandel der Zeit <i>Jutta Krimm-Beumann</i>	247
Reformationsbestrebungen am südlichen Oberrhein Vielfalt und Phasen anhand von Beispielen aus dem habsburgischen Herrschaftsbereich <i>Dieter Speck</i>	263
Priester der Erzdiözese Freiburg berichten über das Ende des Zweiten Weltkriegs und die erste Nachkriegszeit (1945–1947) <i>Norbert Ohler</i>	281
Zwei Hochzeiten und vier Todesfälle Neuaufgefundene Lebenszeugnisse aus dem Umfeld Franz Gebels († 1843) <i>Michael Bärman</i>	313

Vorwort

Die vergangenen anderthalb Jahre haben unsere gewohnten Arbeitsroutinen und bewährten Vermittlungsformate gehörig durcheinandergewirbelt. Als im März 2020 wegen der steigenden Zahl an Covid-19-Infektionen der erste Lockdown kam, wusste niemand, wie lange es dauern würde, bis wir wieder Veranstaltungen würden durchführen können. Die Tagung zur Geschichte der Nutzung fossiler Energien verschoben wir vom März in den Herbst, eine Exkursion zusammen mit der Gesellschaft Oberschwaben kurzerhand um ein ganzes Jahr. Dann ging es vor allem darum, den Geschäftsbetrieb aufrechtzuerhalten.

Alles andere im Sommersemester wurde abgesagt. Das war bitter, denn es gehörte zu den umfangreichsten Programmen der letzten Jahre, voll mit Veranstaltungen zum Freiburger Stadtjubiläum. Dass wir so viele Monate später immer noch nicht zum „Normalbetrieb“ zurückgekehrt sein würden, konnte sich damals niemand vorstellen.

Seitdem ist viel passiert. Der erste Schritt, um den Verlust des Sommerprogramms aufzufangen und die Menschen, die sich auf die Veranstaltungen gefreut hatten, in der plötzlichen Einsamkeit zu unterstützen, war die Aktion „Lesen statt Zuhören“. Die meisten Aufsätze, die wir dabei kostenlos per Mail verschickten, waren bereits in einem Alemannischen Jahrbuch oder in der Reihe der Veröffentlichungen erschienen. Herzlichen Dank an alle Autoren und Autorinnen, die dieser erneuten Verwendung zugestimmt haben.¹ Ein Text ist jedoch für die Versandaktion neu erstellt worden: Norbert Ohler hat aus einem größeren Editionsprojekt, das er mit seiner Frau Annemarie Ohler zusammen bearbeitet, einen Teil für die Vorabpublikation als Aufsatz zusammengestellt. Sein Beitrag „Priester der Erzdiözese Freiburg berichten über das Ende des Zweiten Weltkriegs und die erste Nachkriegszeit (1945–1947)“ erscheint nun hier im Alemannischen Jahrbuch erstmals in Druck.

Gleichzeitig begannen wir noch im Sommersemester 2020 mit den ersten Experimenten, um Vorträge online anzubieten. Renate Liessem-Breinlinger hat sich dankenswerterweise als erste Online-Referentin für einen Abend zur Verfügung gestellt, von dem wir alle nicht wussten, wie er ablaufen würde. Doch das Format entwickelte sich zu einer Erfolgsgeschichte. Ein Ende der Krise war nicht absehbar und so wagten immer mehr Interessierte den Schritt ins Netz. Die Hilfestellung und Beratung aus unserer Geschäftsstelle war dabei hochwillkommen. Als Ergebnis verdoppelte sich die TeilnehmerInnenzahl bei unseren Online-Institutsgesprächen im Wintersemester 2020/21 gegenüber den Jahren davor – mit steigender Tendenz. Wo also bewährte Strukturen von heute auf morgen völlig versagten, öffneten sich an anderen Stellen neue Handlungsfenster. Von einem Ende dieser Krisenzeit lässt sich immer noch nicht sprechen. Und so ist es nun unsere Aufgabe, Bewährtes anzupassen und Neues zu gestalten.

¹ Patrick Bircher †, Martin Graff †, Brigitte Heck, Werner Konold, Gertrud Kuhnle, Hans Ulrich Nuber †, Norbert Ohler, R. Johanna Regnath, Karl Schmuki, Dieter Speck, Wolfgang Werner und Eckhard Wirbelauer.

Auch für das Alemannische Jahrbuch werden neue digitale Seiten aufgeschlagen. Ab Herbst 2021 werden die ersten Bände aufbereitet, um sie online zur Verfügung zu stellen, zurückschreitend ab dem Jahrgang 63/64 (2015/2016). Bislang wurden die Aufsatztitel vor allem durch die Landesbibliographie Baden-Württemberg ausgewertet, jedoch nur der Jahrgänge seit 1973 und ohne diejenigen Aufsätze zu berücksichtigen, die schweizerische oder elsässische Themen behandelten. Das ist für eine Zeitschrift wie das Alemannische Jahrbuch, die dezidiert länderübergreifend ausgerichtet ist, ein sehr unbefriedigender Zustand. Auch sind bislang nur vereinzelt Beiträge im Volltext erhältlich, entweder über FreiDok, eine Plattform der Universitätsbibliothek Freiburg, oder über die Homepage des Alemannischen Instituts. Das entwickelte sich während der Phasen des Lockdowns, als sich die Zugriffszahlen auf digital verfügbare Fachliteratur rasch vervielfachten, zu einem erheblichen Nachteil. Sukzessive sollen nun alle Jahrgänge bis I (1953) digitalisiert und mit den Einzeltiteln der Aufsätze bibliothekarisch erschlossen werden. Damit werden die vielfältigen Forschungsarbeiten zum alemannischen Raum aus den letzten knapp 70 Jahren deutlich leichter recherchier- und direkt nutzbar.

Das Alemannische Jahrbuch ist offen für Beiträge aus den unterschiedlichsten Fachrichtungen. Das macht es zu einem wichtigen Austauschplatz für die interdisziplinäre Zusammenarbeit. Diese Ausrichtung bringt aber als Problem mit sich, dass die Zeitschrift nicht in allen relevanten Fachbereichen gleichermaßen rezipiert wird. Auch hier hoffen wir auf eine verbesserte Wahrnehmung der Texte durch die Online-Präsentation.

Der vorliegende Band enthält vorwiegend Beiträge zu Themen aus der Vergangenheit, jedoch unter Einbeziehung unterschiedlicher Fachperspektiven aus Kulturgeographie, Kulturlandschaftsforschung, Mediävistik, neuzeitlicher Geschichte, Archivkunde und Musikgeschichte. Die räumlichen Schwerpunkte des hier vorliegenden Jahrgangs 67/68 liegen vor allem im Schwarzwald und am Oberrhein.

Werner Konold, Christian Suchomel und Manuel Hugelmann befassen sich in ihrem Beitrag „Riesen, Schwallungen, Flößerei“ mit der Kultur- und Baugeschichte der Holzbringungsanlagen im Einzugsgebiet der oberen Kinzig. Während das Flößereiwesen in der Region als immaterielles Kulturerbe in vorbildlicher Weise gepflegt wird, sind die materiellen Hinterlassenschaften noch zu wenig Gegenstand der Heimatpflege. Das Ziel dieser Studie war es daher, die funktionalen Zusammenhänge der Einzelelemente, die dem Holztransport dienten, in ihrer Sachgesamtheit zu erfassen und darzustellen.

In ihrem Beitrag zu „Spuren struktureller Umbrüche im Landschaftsbild“ schildern Cornelia Korff und Bernhard Mohr die wechselvolle Geschichte der Wiesentäler Textilindustrie am Beispiel der Unternehmen in Zell im Wiesental und Atzenbach. Die Anfänge, die rasante Entwicklung vom Heimgewerbe zur industriellen Fertigung und die Expansion der Unternehmen lassen sich anhand der Landschafts- und Ortsansichten, die der aus Stühlingen stammende Maler Johann Martin Morat von den beiden Orten angefertigt hat, veranschaulichen. Historische Fotos und Dokumente ergänzen die Darstellung und belegen die strukturellen Umbrüche bis zum Niedergang der Textilindustrie im Wiesental ab den 1970er Jahren.

Jutta Krimm-Beumann zeichnet in ihrem Beitrag „Das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald und die Zähringer im Wandel der Zeit“ die Gründungsgeschichte des Klosters entlang der Quellen nach und geht besonders auf sein Verhältnis zu seinen Stiftern ein. Auch nach dem Aussterben der Zähringer im Mannesstamm 1218 spielte die *memoria* der Stifterfamilie eine zentrale Rolle für das Selbstverständnis des Klosters.

In seinem Beitrag „Reformationsbestrebungen am südlichen Oberrhein“ befasst sich Dieter Speck mit der Vielfalt der reformatorischen Erneuerungsinitiativen und unterteilt diese in zwei Phasen, die sich zeitlich und sozial deutlich voneinander unterscheiden: In einer ersten überwiegend städtisch geprägten Phase waren die Ansätze auf einzelne Kommunen begrenzt. Die reformatorischen Strömungen auf dem Land wurden mit dem Ende des Bauernkriegs niedergeschlagen. In einer zweiten Phase setzte sich reformatorisches Gedankengut in einzelnen adeligen Herrschaften durch, die dabei innerhalb des Habsburgerreichs einen überraschend großen Spielraum erfuhren.

Norbert Ohler stellt in seinem Beitrag „Priester der Erzdiözese Freiburg berichten über das Ende des Zweiten Weltkriegs und die erste Nachkriegszeit (1945–1947)“ sechs dieser Berichte vor, die auf einen Aufruf von Erzbischof Gröber hin wenige Tage nach der Kapitulation der Wehrmacht verfasst wurden. Die Pfarrseelsorger schildern darin Kriegseignisse vor, bei und nach der Besetzung in ihrer Pfarrei und berichten über Schäden an kirchlichen Gebäuden sowie über die allgemeine Lage. Insgesamt liegen mehr als tausend solcher Kriegsberichte im Erzbischöflichen Archiv Freiburg vor, deren Erschließung für die elektronische Nutzung Norbert Ohler sich gemeinsam mit seiner Frau Annemarie Ohler zur Aufgabe gemacht hat.

Michael Bärman knüpft in seinem Beitrag „Zwei Hochzeiten und vier Todesfälle“ an seine familien- und musikgeschichtlichen Ausführungen zu Leben und Werk des Musikers und Komponisten Franz Gebel in vorherigen Alemannischen Jahrbüchern an und präsentiert neue Details zu dessen Lebensumständen und frühen Jahren, die er anhand einer neu aufgefundenen Nachlassakte zu Gebels erster Frau und sich daraus ergebender weiterer Recherchen herausgearbeitet hat.

An dieser Stelle soll aber auch noch auf die weiteren Publikationen hingewiesen werden, die in den vergangenen beiden Jahren erschienen sind. Kürzlich konnte im kleinen Kreis der Band „Im Krieg ist weder Glück noch Stern“. Barocke Festungen, Schanzen und Schlachtfelder am südlichen Oberrhein“ präsentiert werden, der die gleichnamige Tagung von 2018 dokumentiert und mit zusätzlichen Texten deutlich erweitert werden konnte. Insbesondere der extra für die Publikation erstellte Katalogteil lädt dazu ein, die besprochenen historischen Stätten selbst zu besuchen. Auch das Buch „Die Hohkönigsburg im Mittelalter. Geschichte und neue Bauforschung“ von Thomas Biller ist handlich genug, um es mit zu einem Ausflug ins Elsass zu nehmen. Der reich bebilderte und mit einem Beitrag von Bernhard Metz ergänzte Band bringt die Bauforschung zu Hohkönigsburg auf den neuesten Stand. In den Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte ist die Dissertation von Marius Schramke unter dem Titel „Tradition und Selbstbestimmung. Das geistliche Leben nichtobservanter Dominikanerinnenklöster in Süddeutschland im Spiegel der Überlieferung“ sowie die von Heinz Krieg und Stephan Kaltwasser herausgegebene Dokumentation der Tagung „Archäologie und Geschichte der Stadt in der Zähringerzeit“, die 2018 in Neuenburg am Rhein stattfand, erschienen. Zuletzt sei noch auf den vierten Band zur Vortragsreihe „Auf Jahr und Tag“ hingewiesen, der das Leben in Freiburg in der Neuzeit thematisiert und von Heinz Krieg, R. Johanna Regnath, Heinrich Schwendemann, Hans-Peter Widmann und Stephanie Zumbrink herausgegeben wurde. Eine weitere Staffel mit Vorträgen wird sich im Winter 2021/22 mit Orten im mittelalterlichen Freiburg befassen.

Ohne das vielfältige ehrenamtliche Engagement der über 200 wissenschaftlichen Mitglieder des Alemannischen Instituts wäre ein Großteil der Arbeit im Institut nicht möglich. Unsere Mitglieder halten Vorträge, leiten Tagungen und Exkursionen, verfassen Beiträge für die Publikationen, arbeiten als HerausgeberInnen bei Sammelbänden mit und begutachten Texte innerhalb

des Peer-Review-Verfahrens. Deshalb sei an dieser Stelle insbesondere denjenigen Mitgliedern gedacht, die in den vergangenen beiden Jahren verstorben sind:

Der Historiker *Anton Schindling* (*20.01.1947, † 04.01.2019) hatte nach seiner Habilitation an der Universität Würzburg Lehrstühle an den Universitäten Eichstätt, Osnabrück und Tübingen inne. Schindlings Schwerpunkte waren Bildungsgeschichte, das Zeitalter der Konfessionalisierung und das Alte Reich. Er gehörte zu den führenden deutschen Frühneuzeitforschern. In den letzten Jahren kam die Geschichte Ostmitteleuropas als Schwerpunkt hinzu. Ab 1996 war er Mitglied und von 2005 bis 2015 Vorsitzender der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Ins Alemannische Institut berufen wurde er 1999.

Erhard Richter (*26.07.1927, † 16.07.2019) verfasste seine Dissertation bei Friedrich Maurer über die Flurnamen von Wyhlen und Grenzach, die 1962 in den Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte erschien. Neben seiner beruflichen Tätigkeit als Lehrer und späterer Rektor am Gymnasium in Grenzach war er auch Mitbegründer der Burgfestspiele Rötteln und des Vereins für Heimatgeschichte Grenzach-Wyhlen. Dabei hat er sich um die Einrichtung des Museums Römervilla verdient gemacht. Seit 1969 war er im Vorstand der Arbeitsgemeinschaft Markgräflerland für Geschichte und Landeskunde e. V. aktiv, seit 1983 war er Mitglied im Alemannischen Institut.

Francis Jean Joseph Rapp (*27.06.1926, † 29.03.2020) war ein französischer Mediävist. Von 1972 bis 1991 hatte er die Professur für mittelalterliche Geschichte an der Universität Straßburg II inne. 1983 wurde er zudem außerordentlicher Professor an der Schweizer Universität Neuenburg. Sein Hauptforschungsgebiet war die Regionalgeschichte des Elsass, insbesondere am Ende des Mittelalters und die Wirtschafts-, Sozial- und Stadtgeschichte von Straßburg sowie Religionsgeschichte im Spätmittelalter und die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches. Er wurde 1991 zum Mitglied im Alemannischen Institut berufen.

Michael Matzke (*28.10.1966, † 20.05.2020) wurde 1995 mit einer Dissertation über Erzbischof Dagobert von Pisa in Tübingen promoviert. Von 1996 bis 1998 war er wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Geschichtliche Landeskunde in Tübingen. Von 1999 bis 2001 war er am Münzkabinett des Fitzwilliam Museum in Cambridge tätig, anschließend bis 2006 in Marburg als wissenschaftlicher Assistent für Mittelalterliche Geschichte. Ab Februar 2006 wirkte er als Kurator des Münzkabinetts am Historischen Museum Basel und lehrte an der Universität Freiburg. Seit 2010 war er Mitglied im Alemannischen Institut.

Der Historiker und Germanist *Wolfgang Kleiber* (*21.11.1929, † 04.06.2020) wurde 1955 mit einer Arbeit über Flurnamen bei Friedrich Maurer promoviert. Seine Habilitation 1968 befasste sich mit Otfrid von Weißenburg. Von 1957 bis 1970 war er Leiter der germanistischen Abteilung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde in Freiburg, ab 1970 Universitätsprofessor für historische Sprachwissenschaft in Mainz. Von ihm stammen bedeutende Forschungen zur deutschen Sprachgeschichte, insbesondere zur Namenkunde, sowie zur mittelalterlichen Literatur. Er war seit 1966 Mitglied im Alemannischen Institut.

Der Jurist *Erwin Schömb*s (*1937, † 13.09.2020) war während seiner Dienstzeit als Regierungsdirektor im Wissenschaftsministerium für die sog. „kleinen Einrichtungen“ zuständig und damit auch für das Alemannische Institut. Er hat sich immer und mit großer Vehemenz für das Institut eingesetzt. Als 2001 der Rechnungshof vorschlug, das Alemannische Institut in seiner jetzigen Form aufzulösen, war er einer der wichtigsten Unterstützer, um das abzuwehren. Er wurde 1990 als Mitglied gewählt, 2009 hat er sich aus der Mitarbeit im Alemannischen Institut zurückgezogen.

Der Elsässer Historiker *Bernard Vogler* (*30.04.1935, † 02.12.2020) hat an der *École normale d'instituteurs* von Lyon eine Lehrerausbildung absolviert und unterrichtete auch einige Jahre in Colmar und Straßburg, bevor er an das *Centre national de la recherche scientifique* und anschließend an die Universität Strasbourg II wechselte. Ab 1976 war er dort Professor für Neuere Geschichte und Geschichte des Elsass, Direktor des *Institut d'histoire d'Alsace* und des *Centre de recherche régionale et rhénane*. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen und war auch nach seiner Emeritierung 2003 in zahlreichen Funktionen aktiv. Er wurde 1994 ins Alemannische Institut berufen.

Jörg-Wolfram Schindler (*20.12.1950, † 30.12.2020) studierte Geographie und Geologie und war ab 1962 Referent für geographische Landeskunde in der Abt. Landesbeschreibung am Staatsarchiv Freiburg. 1984 wurde er in Tübingen am Geographischen Institut bei Hermann Grees mit einer bevölkerungsgeographischen Dissertation promoviert. Anschließend war er über 30 Jahre für die staatliche Archivverwaltung tätig und dabei an zahlreichen Kreisbeschreibungen beteiligt. Seit 1991 war er Mitglied im Alemannischen Institut.

Erhard Schmidt (*13.05.1941, † 22.02.2021) studierte in Freiburg i. Br. Geographie und Romanistik. Nach dem Staatsexamen begann er 1973 bei der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes mit der Erfassung der archäologischen Bodendenkmale des Mittelalters im Regierungsbezirk Freiburg. Ab Juni 1976 leitete er das Referat Ic (Archäologie des Mittelalters) an der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes. Er war seit 1978 Mitglied im Alemannischen Institut.

Günther Reichelt (*22.10.1926, † 01.05.2021) hat Biologie, Chemie und Geographie an den Universitäten Göttingen und Freiburg studiert. Nach dem ersten Staatsexamen arbeitete er einige Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter, u. a. für das Staatliche Forschungsinstitut für Höhlenlandwirtschaft in Donaueschingen, entschied sich dann aber für den Schuldienst. Von 1964 bis zu seinem Ruhestand 1988 war er Leiter des Fachseminars für Biologie am Staatlichen Studienseminar Rottweil. Von 1964 bis 1978 war er Vorsitzender der Abteilung Naturgeschichte im Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar. 1970 wurde ihm der Professorentitel verliehen. Gleichzeitig begann er sich für den Naturschutz zu engagieren, was im Verbund mit Gleichgesinnten schließlich zur Gründung des BUND führte.

Erst kurz vor Drucklegung dieses Bandes verstarb überraschend der elsässische Autor, Journalist, Kabarettist und Pfarrer *Martin Graff* (*22.06.1944, † 04.08.2021). Seit seinem Auftritt bei der Tagung „Grenzüberschreitungen. Der alemannische Raum – Einheit trotz der Grenzen?“ im März 2010 und seiner Berufung zum Mitglied 2011 fühlte er sich dem Institut eng verbunden. Immer wieder flocht er mehr oder weniger direkte Bezüge zum Institut in seine Bücher und vor allem in seine Glossen mit „Oma Caroline“ in der Badischen Zeitung ein – unvergessen darunter seine Charakterisierung der Aufgaben des Instituts: „Das Alemannische Institut mit Sitz im Leben von Freiburg hat eine klare Zielsetzung: *réfléchir sur le passé, le présent et la Zukunft des Alamans*, die man als Kurden Westeuropas bezeichnen darf. Schließlich leben Alemannen en Allemagne, en Suisse, en Autriche et en France. Genauso wie die Kurden, die in der Türkei, im Irak, in Syrien, im Libanon und im Iran leben. Die Alemannen denken und leben grenzüberschreitend.“² Er selbst lebte mit und auf den Grenzen, litt unter ihnen und überschritt sie zeit seines Lebens.

Wir sind ihnen allen zu großem Dank verpflichtet.

² Grenzgänger: Rütlichswur im Münstertal. Martin Graff über den Widerstand gegen die Besserwisser in Paris. Badische Zeitung vom 25. Juni 2011.

Nicht zuletzt gilt unser Dank aber auch all jenen Einzelpersonen und Institutionen, die unsere Arbeit mit Geldspenden unterstützt haben. Besonders hervorzuheben sind hier das Landesamt für Denkmalpflege, die Stadt Neuenburg und eine private Spendengeberin, die ungenannt bleiben will. Sie alle haben erhebliche Summen zum Druck unserer Publikationen beigesteuert.

Natürlich danken wir auch unseren Reviewern, die uns für das vorliegende Jahrbuch ihre Arbeitszeit und ihre wertvollen Rückmeldungen zur Verfügung gestellt haben. Großer Dank gebührt auch Angela Salacz-Wizemann, der Lektorin des Alemannischen Instituts, die Korrektur gelesen, Abbildungsvorlagen besorgt, die Druckvorlage erstellt und die Korrespondenz mit den AutorInnen geführt hat, sowie den studentischen Mitarbeiterinnen Anabel Becker, Sabrina Mank und Esther Röskamp, ebenfalls für Korrekturen.

Freiburg im August 2021

Werner Konold und R. Johanna Regnath

Riesen, Schwallungen, Flößerei

Eine Studie zur Kultur- und Baugeschichte der Holzbringungsanlagen im Einzugsgebiet der oberen Kinzig

Werner Konold, Christian Suchomel, Manuel Hugelmann

Anliegen und Aufgaben der Studie

Die Holzgewinnung, der Holztransport und der Holzverkauf spielten im Einzugsgebiet der Kinzig, im Speziellen der oberen Kinzig, seit dem Spätmittelalter eine große Rolle. Sie prägten die Wirtschaftsstruktur und die sozialen Verhältnisse, aber auch die Landschaft. Das Flößereiwesen wird in der Region als immaterielles Kulturerbe in vorbildlicher Weise gepflegt. Die materiellen Hinterlassenschaften hingegen sind nur teilweise bekannt und damit nicht in gebührendem Umfang Gegenstand der Heimatpflege. Daher war es ein dringliches Anliegen regionaler Akteure, insbesondere von Dr. Hans Harter, Thomas Kipp und Willy Schoch, diese Lücke ein Stück weit zu füllen und eine entsprechende Studie in Auftrag zu geben.¹ Im Rahmen dieser Studie sollte eine Dokumentation des Gesamtsystems der Holzbringung im Einzugsgebiet der oberen Kinzig erstellt werden (Übersicht in Abb. 1). Das Ziel war, die funktionalen Zusammenhänge der Einzel-elemente, die dem Holztransport dienten, in ihrer Sachgesamtheit zu erfassen und darzustellen. Eine Kompletterfassung aller Elemente im Untersuchungsgebiet war jedoch nicht vorgesehen. Vielmehr sollten ein Eindruck über die Dichte der Bauten abgeleitet sowie Besonderheiten des Gebietes herausgearbeitet werden. Wir berücksichtigten die Quellflüsse und Seitenbäche der Wassereinzugsgebiete der Kinzig, der Wolfach und der Schiltach.

Um das System Holzbringung als Ganzes begrifflich zu machen, wurde eine Landschaftsanalyse durchgeführt, die zum einen aus Geländearbeiten bestand. Zum anderen wurden schriftliche und kartographische Quellen aus dem Untersuchungsgebiet ausgewertet, um die kartierten Elemente in einen größeren funktionalen und zeitlichen Kontext stellen zu können. Einbezogen wurden auch mündliche Quellen, ermittelt in Gesprächen mit Fachleuten und Akteuren im Gebiet.

Als heute noch sichtbare Elemente der Holzbringung wurden entlang der Gewässer Floßweier/Schwallungen, Floßgassen, Ufer- und Sohlenbefestigungen, Wehre, Anbindeplätze, Einbindeplätze/Spannstätten und Uferbegleitwege verstanden. Einbezogen wurden auch Riesen, also Rinnen, in denen die Holzstämme hangabwärts transportiert wurden und die zum Transport aus der Waldfläche hin zu den Bächen angelegt wurden, und Holzverladerampen.

¹ Die Studie wurde gefördert durch den Naturpark Schwarzwald Mitte-Nord und die Städte und Gemeinden Alpirsbach, Bad Rippoldsau-Schapbach, Oberwolfach, Schenkenzell, Schiltach und Wolfach.

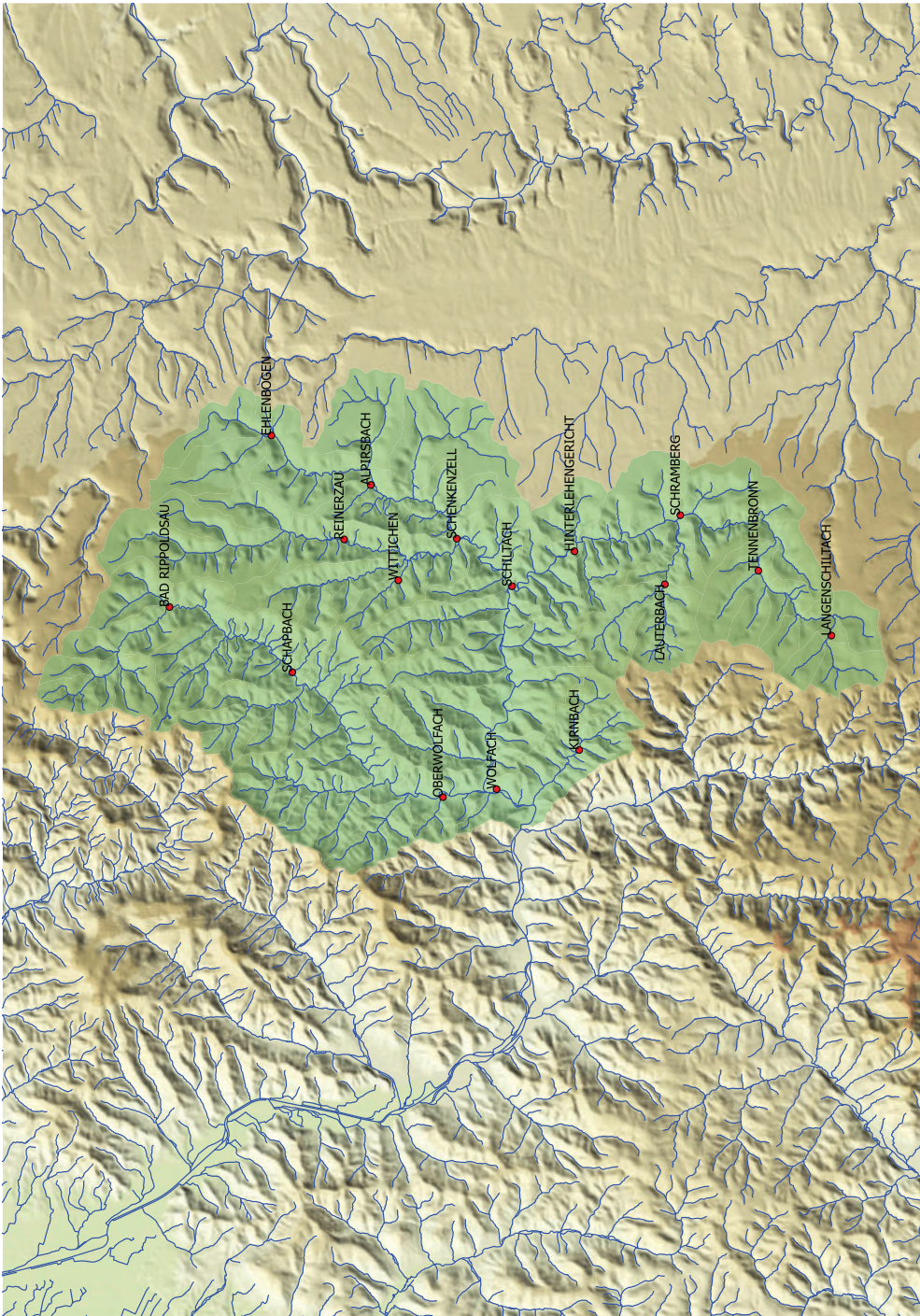


Abb. 1: Übersichtskarte des Gebiets der oberen Kinzig.

Neben den Einrichtungen zum Holztransport sollten „konkurrierende“ weitere Wassernutzungen berücksichtigt werden, wie z. B. die Wiesenwässerung, um das Gesamtsystem der Wassernutzung an den genannten Bächen darzustellen.

Die im Gelände sichtbaren Befunde wurden mittels Quellen in einen wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Kontext eingebunden. Hierbei fanden insbesondere schriftliche Quellen Verwendung.

Quellen und Methoden

Untersuchungsgebiet und Schwerpunktgebiete

Der Untersuchungsraum umfasst das gesamte Einzugsgebiet der Kinzig oberhalb von Hausach, also oberhalb der Einmündung der Gutach (Abb. 2). Aufgrund der großen Fläche konnten einige Aspekte nur in einem kleineren Teilgebiet genauer untersucht werden, so z. B. die Verbreitung der Riesen. Die Fließgewässer im Untersuchungsgebiet besitzen eine Gesamtlänge von 686,8 km. Am Gesamtgebiet haben die Städte und Gemeinden St. Georgen im Schwarzwald, Wolfach, Oberwolfach, Schenkenzell, Lauterbach, Schramberg, Schiltach, Hardt, Alpirsbach, Aichhalden, Freudenstadt, Bad Rippoldsau-Schapbach und Loßburg Anteil. Als Schwerpunktgebiete für intensivere Geländeaufnahmen wurden Teilräume ausgewählt. Dazu zählen das Heubachtal, Kaltbrunner und Witticher Tal, das obere Wolfstal, Reinerzau und die Kinzig oberhalb von Ehlenbogen (Abb. 2). Die Gewässer haben dort eine Länge von 321 km. Die Namen aller Gewässer sind in Abb. 3 zu finden.

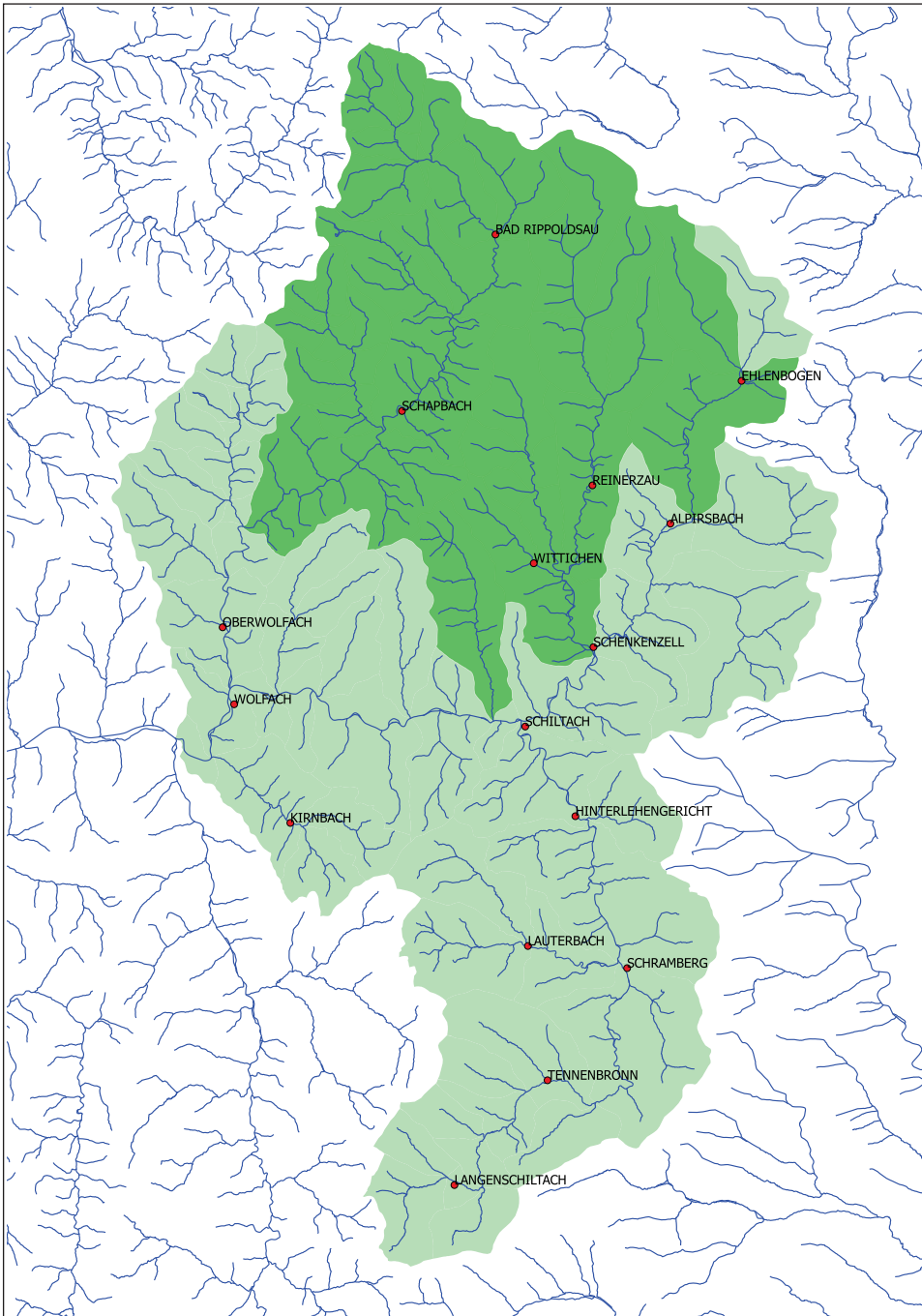


Abb. 2: Das Untersuchungsgebiet im Bereich der oberen Kinzig (hellgrün) und die Schwerpunktbereiche der Untersuchung (grün).



Abb. 3: Die Fließgewässer im Untersuchungsgebiet.

Primärquellen (Archive)

Auch wenn die Zeit, in welcher in Archiven Quellen gesichtet und ausgewertet wurden, recht knapp bemessen war und die Übertragung handschriftlicher Unterlagen sehr viel Zeit in Anspruch nahm, lieferten doch etliche Dokumente hochinteressante Detailinformationen. Besucht wurden das Fürstlich Fürstenbergische Archiv Donaueschingen, das Staatsarchiv Freiburg, das Stadtarchiv Schramberg, das Stadtarchiv Schiltach und das Stadtarchiv Alpirsbach.

Der Begriff „Quelle“ wird in unserer Studie sehr breit verstanden, dies in Anlehnung an Ahasver v. Brandt (Werkzeug des Historikers, 15. Aufl., Stuttgart 1998, S. 48), wo es unter Berufung auf P. Kirn heißt, Quellen seien „alle Texte, Gegenstände oder Tatsachen, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann“. Unter die Gegenstände fallen auch „Sachüberreste“ wie etwa Bauwerke (ebd., S. 56).

Sekundärquellen, weitere Darstellungen

Über die Flößerei im Kinziggebiet, aber auch die Flößerei in anderen Landschaften gibt es außerordentlich viel Literatur, sehr gut zusammengetragen in der Flößerei-Bibliographie, die regelmäßig aktualisiert wird.² Die Qualität dieser Quellen ist recht unterschiedlich. Neben wissenschaftlichen Aufsätzen und Büchern mit einem engen Bezug zu Original- resp. Primärquellen und korrekter Zitierweise findet man auch viele Beiträge, die Bekanntes wiedergeben. Von hoher Qualität können Artikel in Regionalzeitschriften sein, in denen Heimatforscher ihre zum Teil auf mühevoller Archivarbeit beruhenden Erkenntnisse wiedergeben. Alte zeitgenössische Literatur steht ab dem 18. Jahrhundert zur Verfügung, ist jedoch oft geprägt von Territorialpatriotismus und einem Idealismus, der die Tatsachen etwas verschwimmen lässt.

Ergiebig sind teilweise die Heimatbücher und auch – oft sehr authentisch – Berichte von Zeitzeugen, deren Aussagen schriftlich festgehalten wurden. Eine gute Ergänzung sind Reiseberichte, die teils recht emotional geprägt, doch dadurch auch sehr ausdrucksstark sind.

Schwierig umzugehen war mit Quellen, die ganz offensichtlich auf direkten Beobachtungen und zum Teil auch Studien von Primärquellen beruhen, jedoch auf das Zitieren der Originale verzichten.

Was die Berücksichtigung der Quellen im Text angeht, so wurde so weit wie möglich auf die jeweils älteste Darstellung, also das authentischste Dokument, zurückgegriffen.

Kartengrundlagen

Um Elemente des Holztransportes mit ihrer geografischen Position zu erfassen, wurden verschiedene historische Karten digitalisiert und anschließend analysiert. Elemente des Holztransports wurden verortet und in Karten übertragen. Hierzu wurden die folgenden Kartenwerke verwendet: Die Badischen Gemarkungspläne im Maßstab 1:10.000 stammen aus dem Zeitraum 1857–1935. Für unser Projektgebiet stammen die Erhebungen aus den Jahren 1885–1908. Veröffentlicht wurden die Karten 1887–1910, also zum Ende der Zeit der Flößerei. Aus den Gemarkungsplänen

² HANS-WALTER KEWELOH / DEUTSCHES SCHIFFFAHRTSMUSEUM, Flößerei-Bibliographie, Bremerhaven 2017.

konnten vor allem Hinweise zu Holzlagerplätzen, Spannplätzen, Riesen und Flurnamen mit Bezug zum Holztransport bzw. der Holzhauerei entnommen werden (Abb. 4). Die entsprechenden Punkte wurden digitalisiert und in ein GIS-Projekt übertragen.

Die württembergischen Flurkarten im Maßstab 1:2.500 sind im Rahmen der Landesvermessung im Zeitraum 1818–1840 entstanden. In unserer Studie haben wir Kartendetails über den Online-Viewer von www.leo-bw.de eingesehen und entsprechende Karteninformationen in unsere

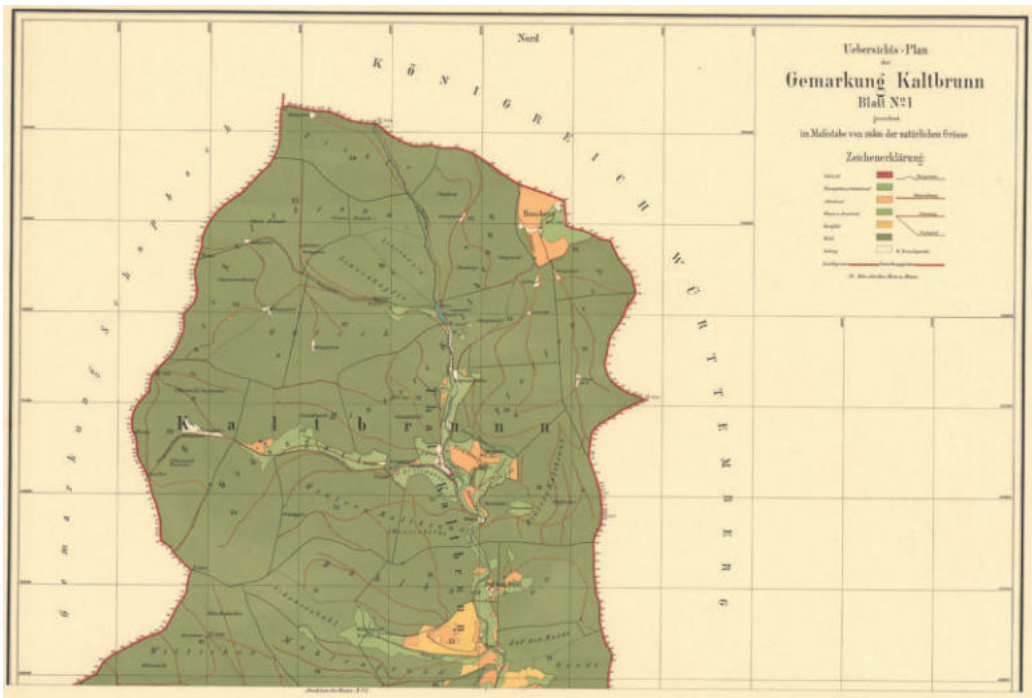


Abb. 4: Badischer Gemarkungsplan Kaltbrunn (Blatt 1), u. a. mit Oberem und Unterem Layweiher, Grüßgottweiher, Rappenspannstatt und Holzlagerplätzen.

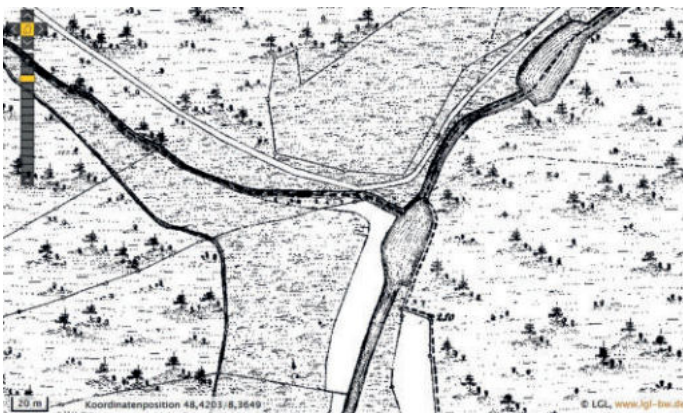


Abb. 5: Württembergische Flurkarte, Maßstab 1:2.500. Screenshot aus dem Kartenviewer www.leo-bw.de. Der Ausschnitt zeigt zwei Stauungen an der Kleinen Kinzig am Zufluss des Teufelsbächles. Der untere Speicher ist auf der TK 25 von 1896/berichtigt 1926 als „Schwabacher Weiher“ eingetragen. Wahrscheinlich haben beide Weiher für die Scheiterholzflößerei eine Rolle gespielt (vgl. S. 42 f.).

digitalen Kartierungen übernommen. Der Maßstab ist zwar größer, dennoch sind Informationen zu Elementen des Holztransports auf diesen Karten kaum zu finden. Sehr exakt eingetragen sind jedoch die Mühlen, Mühlenwehre, Mühlkanäle und Mühlweiher (Abb. 5).

Weiterhin dienten die amtlichen Topographischen Karten im Maßstab 1:25.000 zur Sammlung von Informationen. Hierzu verwendeten wir neben den aktuellen TK 25 die alten Kartenblätter Alpirsbach von 1951 (kartographischer Inhalt überwiegend deutlich älter), Freudenstadt von 1896/berichtigt 1929, Hornberg von 1891, Königsfeld (St. Georgen) von 1910, Oberwolfach (Wolfach) von 1885, Bad Petersthal (Oppenau) von 1885, Schiltach (Schramberg) und Triberg aus dem Jahr 1879.



Abb. 6: Luftbild vom 16.04.1945 mit den von Kurt Weigold und Konrad Gruber eingezeichneten Riesen, hier aus dem Kaltbrunner Tal. Die blaue 2 markiert den Grüßgott-Weiher, die blaue 6 den Oberen Layweiher.

Von allen historischen Karten wurden Flurnamen, die dem Holztransport zuzuordnen sind, notiert, digitalisiert und in einer Karte zusammengestellt.

Als Grundlage für die Kartierung der Riesen im Gelände dienten zusätzlich Karten, die vom ehemaligen Waldarbeiter Kurt Weigold und dem Förster Konrad Gruber aufgenommen und auf Luftbildern eingetragen wurden (Abb. 6). Die Luftaufnahmen der Alliierten stammen vom April 1945. Einige Riesen sind in den Luftbildern benannt und genauer beschrieben. Hier finden sich u. a. Typenbeschreibungen (Erd-, Holz- oder Steinriese) und teilweise die Namen der Riesen.

Außerdem waren zwei Karten aus den Verwaltungsberichten der Königl. Ministerialabteilung für den Strassen- und Wasserbau von 1907 hilfreich für die Verortung von Schwallungen und Wehren (Abb. 7 und 8).³

Gespräche mit örtlichen Fachleuten

Experteninterviews im engeren wissenschaftlichen Sinn wurden nicht geführt. Doch gab es zahlreiche Gespräche, zum Teil auch ergänzt um Geländebegehungen, mit Heimatforschern und Zeitzeugen, die das Riesen noch selbst erlebt haben und die Lage von Riesen kennen. Ohne diese Informationen wären viele Objekte nicht gefunden worden. An Gesprächen und Begehungen beteiligt waren Edgar Baur, Joachim Faist, Rudolf Franz, Alfred Fuchs, Peter Günther, Dr. Hans Harter (ihm sei außerdem besonders herzlich gedankt für die kritische Durchsicht des Manuskripts), Alfred Hermann, Werner Jehle, Thomas Kipp, Rolf Kneissler, Gerhard Maier, Cyriak Müller, Franz Rudolf, Ernst Schmieder, Helmut Schmid, Willy Schoch, Bernhard Waidele, Kurt Weigold, Gerold Wein, Hans Wöhrle und Frieder Wolber.

Geländeaufnahmen

Um den aktuellen Bestand noch sichtbarer Elemente im Gelände zu überprüfen und zu erheben, wurden etliche Geländebegehungen gemacht. Die im Vorfeld geführten Expertengespräche erleichterten das Auffinden besonders ertragreicher Gegenden. Einige Geländebegehungen wurden mit den regionalen Experten gemeinsam durchgeführt.

Folgende Elemente des Holztransports wurden aufgenommen:

- Riesen
- Spannstätten/Einbindeplätze
- Floßweiher/Staueinrichtungen
- Ufer- und Sohlenbefestigungen an Floßstraßen
- Uferbegleitwege
- Floßhaken/Anbindestellen
- Solitäre Besonderheiten, z. B. Gedenksteine

³ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, ABTEILUNG FÜR DEN STRASSEN- UND WASSERBAU, Verwaltungsbericht der Königl. Ministerialabteilung für den Strassen- und Wasserbau für die Rechnungsjahre 1901 bis 1904, II. Abteilung, Wasserbauwesen, Stuttgart 1907.

Holzverladerampen wurden nur beispielhaft am Hüttenbächle (direkter Zufluss zur Kinzig) erhoben.

Jedes Element wurde mit einem GPS-Punkt markiert, um es später in digitale Karten übertragen zu können. Die meisten Elemente wurden fotografisch dokumentiert. Diverse Eigenschaften wie die Länge von Ufermauern oder die Art der Riese wurden notiert. Die Funde wurden, falls es sich um Bauten handelte, analog zu den Bewertungen der Kleindenkmale bezüglich ihres Zustands eingeschätzt: sehr gut, gut/vollständig erhalten, befriedigend/gering beschädigt, mangelhaft/stark beschädigt, abgebrochen/zusammengebrochen.

Zur Verifizierung einiger Elemente wurden Laserscans, genauer das digitale Geländemodell (DGM), eingesetzt (Abb. 9). Digitale Geländemodelle beschreiben die Form der Geländeoberfläche ohne Vegetation und Gebäude durch eine Menge von dreidimensionalen Geländepunkten. Das Digitale Geländemodell Baden-Württemberg entstand bei einer Laserscanbefliegung aus den Jahren 2000–2005. Einschränkend muss man festhalten, dass in Bereichen mit sehr dichter Vegetation die Laserpunkte nicht bis zum Boden durchdringen können und auch sehr kleine Strukturen im Geländemodell nicht sichtbar sind, weil sie in der Vermessung durch das Raster der Laserpunkte fallen. Das bedeutet, dass z. B. Riesen unter dichter Baumkrone oder in einem dichten Jungbestand nicht auf dem Modell zu sehen sind. Verwendet wurde das DGM im Kartenviewer des Geoportals Baden-Württemberg.⁴

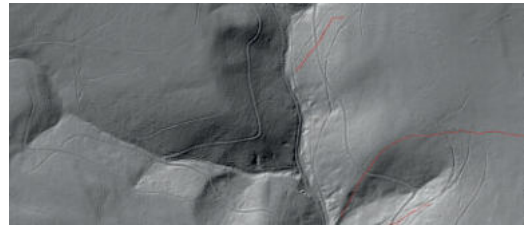


Abb. 9: Digitales Geländemodell (DGM) des Geoportals Baden-Württemberg. Die roten Linien zeichnen die im DGM gut sichtbaren Riesen nach.

Geschichte der territorialen Entwicklung des Gebiets

Das Gebiet hat eine wechselvolle Territorialgeschichte hinter sich. Die ältere Geschichte gibt Barth (1895) knapp und anschaulich wieder:⁵ „Ausgedehnten Besitz im hinteren Kinzigthale hatte, großentheils schon als Fundationsgut, das Kloster Alpirsbach. Ursprünglich war der Kaiser oberster Schirmherr des Klosters, im 16. Jahrhundert stand es unter württembergischer Schirmvogtei. Schramberg mit seiner Herrschaft ging seit dem 14. Jahrhundert von einer Hand in die andere und kam schließlich zu Ende des 16. an das Haus Österreich. Schiltach war seit 1387 ganz an Württemberg gekommen. Wolfach war schon vor 1306 im Besitz der Grafen von Fürstenberg, deren Herrschaft sich schon zu Ende des 14. Jahrhunderts das Thal hinab bis nach Steinach erstreckte und bald noch weitere Vermehrungen erhielt. Ihr Territorium wird zur Hauptstätte des Kinzigthaler Holzhandels“.⁶

⁴ <https://www.geoportal-bw.de>.

⁵ LUDWIG BARTH, Die Geschichte der Flößerei im Flußgebiet der oberen Kinzig. Dissertation Ludwig-Maximilians-Universität München, Karlsruhe 1895.

⁶ Ebd., S. 9.

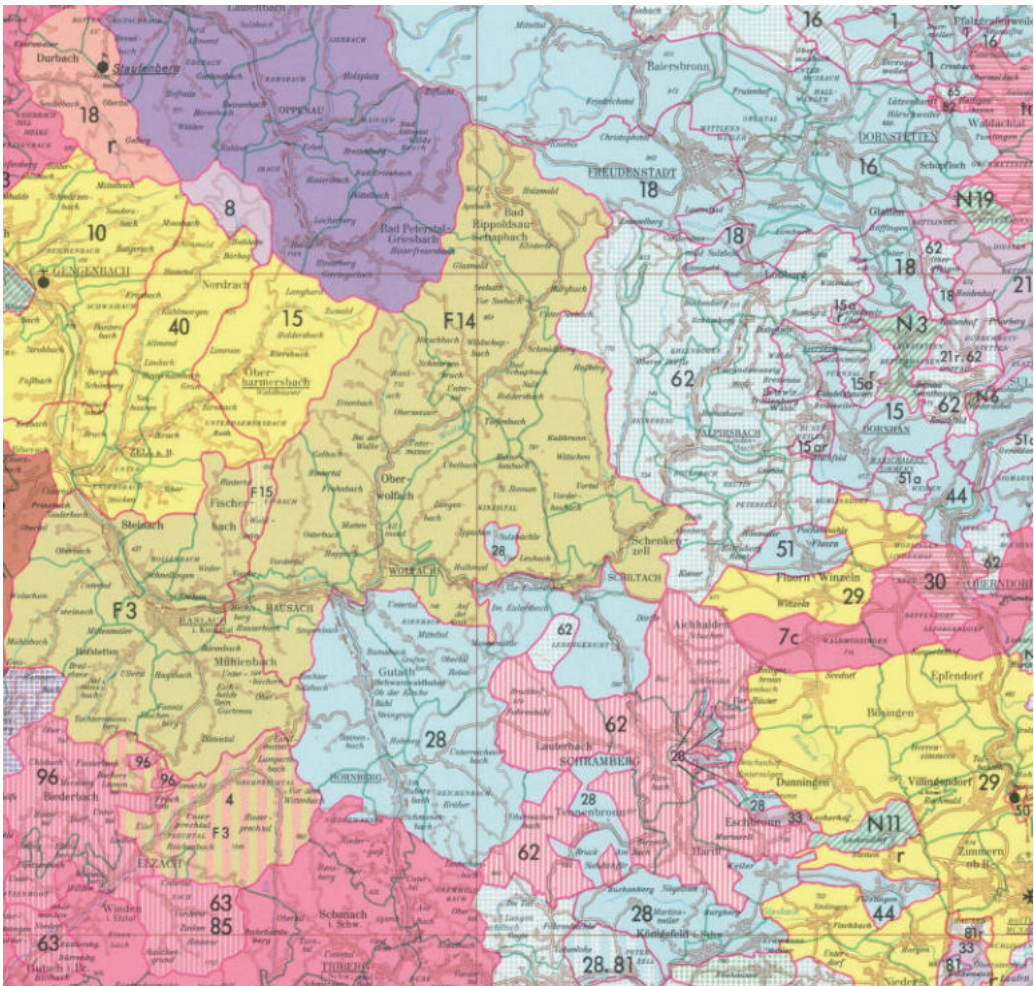


Abb. 10: Das Untersuchungsgebiet zum Ende des Alten Reichs 1790; ocker = Fürstenberg, blau = Württemberg, rot-weiß = Österreich, landsässiger Adel, gelb = reichsstädtische Territorien, 62 = württembergisches Klosteramt Alpirsbach. Quelle: Herrschaftsgebiete und Ämtergliederung in Südwestdeutschland 1790, bearb. von GERD FRIEDRICH NÜSKE und JOSEPH KERKHOFF nach Vorarbeiten von HELMUT KLUGE, aus: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1972–1988, Karte VI,13 (1987) (Ausschnitt).

Schenkenzell und Kaltbrunn mit Wittichen gingen 1498 von Hohengeroldseck durch Verkauf an Fürstenberg. Von da an wurde die Flößerei ausschließlich von Fürstenberg und Württemberg betrieben.⁷ 1499 schließlich kamen die fürstenbergischen Besitzungen allein in die Hände des Grafen Wolfgang. Es war nun eine große Zahl der für den Holzhandel wichtigen Plätze in einer Hand vereinigt. Bis zur territorialen Neuordnung durch Napoleon blieb es bei diesen Verhältnis-

⁷ HERMANN FAUTZ, Die Geschichte der Schiltacher Schifferschaft, in: Die Ortenau 28 (1941), S. 3–66, hier S. 6.

sen. 1805 kamen die Ortenau, 1806 Fürstenberg, 1810 das württembergische Oberamt Hornberg mit Schiltach zu Baden. Mit dem Fall von Kehl an Baden im Jahre 1815 wurden die Flößereiverhältnisse im Vergleich zu früher deutlich einfacher (Abb. 11).⁸

Geschichte des Holztransports auf dem Wasser

Der Holztransport auf dem Wasser ist sehr alt. Richtig in Schwung gekommen sein soll er, so mehrere Quellen, im Zuge der Entstehung der Städte, als Bau- und Brennholz stark nachgefragt wurde. Die ersten deutschsprachlichen schriftlichen Zeugnisse aus Mitteleuropa stammen aus dem 13. Jahrhundert, was damit gut korrespondiert.⁹ Doch kann man mit anderen Quellen weiter zurückgehen. Älter als schriftliche Belege sind die Spuren des Holztransports an Baumstämmen, die in historischen Dachstühlen zu finden sind und dendrochronologisch datiert werden können. In den Domen von Bamberg, Augsburg und Freising wurden Hölzer verarbeitet, die im späten 12. oder frühen 13. Jahrhundert eingeschlagen und geflößt wurden. Das sind gleichzeitig Hinweise auf entsprechende Flößgewässer: Lech, Wertach usw.¹⁰

Die Flößerei auf der thüringischen Saale sei

„seit dem 13. Jahrhundert sowohl durch Binderelikte als auch durch sehr frühe Privilegien des Klosters Pforta belegt“.¹¹ Auf Letzteres mit Jahreszahl 1258 weist schon Moser hin.¹²

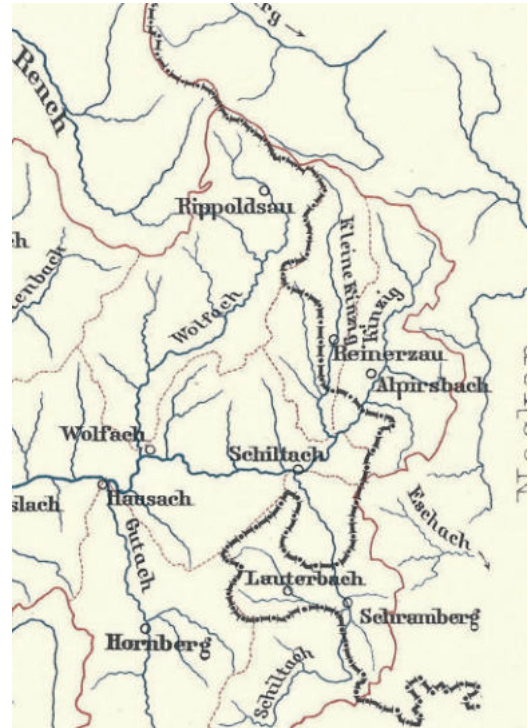


Abb. 11: Das Untersuchungsgebiet mit der Grenze zwischen Baden und Württemberg ab 1815. Quelle: KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, ABTEILUNG FÜR DEN STRASSEN- UND WASSERBAU, Verwaltungsbericht der Königl. Ministerialabteilung für den Strassen- und Wasserbau für die Rechnungsjahre 1901 bis 1904, II. Abteilung. Wasserbauwesen, Stuttgart 1907, Beilage 29.

⁸ FAUTZ, Schiltacher Schifferschaft (wie Anm. 7), S. 33.

⁹ Dazu generell und zu älteren Belegen: HANS HARTER, Flößerei, in: Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525, Aufsatzband, hg. von SÖNKE LORENZ und THOMAS ZOTZ, Karlsruhe 2001, S. 215–223, hier S. 215–217. FAUTZ, Schiltacher Schifferschaft (wie Anm. 7), S. 3.

¹⁰ THOMAS EISSING, Aussagen zur Nutzung der Wälder in Mitteleuropa für die Holzgewinnung, Flößerei und Jagd im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit auf Basis dendrochronologischer Datierungen, in: Jagdlandschaften in Mitteleuropa (Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie, Bd. 32), Bonn 2015, S. 239–266, hier S. 247.

¹¹ Ebd., S. 257.

¹² WILHELM GOTTFRIED VON MOSER, Geschichte des Holzflössens, besonders in Schwaben, von seiner Erfindung an, bis auf unsere Zeiten. Ein Fragment, aus Hrn. Hofr. Beckmanns und Herrn Hofr. Spittlers Bemerkungen zusammengesetzt, und mit Zusätzen vermehrt, in: Forstarchiv zur Erweiterung der Forst- und Jagd-Wissenschaft und der Forst- und Jagd-Literatur 12 (1792), S. 3–226, hier S. 14 f.

Über den Holztransport in Tirol berichtet Stolz.¹³ Nachweise für Flößerei gibt es für den Lech aus dem 13. Jahrhundert (1280). Die Nutzung der Etsch mit Flößen ist für das 12. und frühe 13. Jahrhundert mehrfach belegt. Schiffer und Flößer besitzen Sonderrechte und Pflichten gegenüber dem Bischof von Trient.¹⁴ Auch die Holztrift, also der Transport ungebundenen Holzes, unterstützt durch Klausen, ist in den Alpen sehr alt (Belege im 13. Jahrhundert, viele im 14. Jahrhundert). 1316 wird zwei Leuten aus dem Passeier das Recht für die Holztrift verliehen; sie sollen „an den risen und an dem treiben“ keinen Schaden verursachen.¹⁵ – Dies dürfte eine der ganz alten Nennungen sein für das Transportmedium Riese.

Die schriftlichen Belege für das Einzugsgebiet der Donau beginnen, so Neweklowsky,¹⁶ für den Lech ab dem 13. Jahrhundert von Aschau und Reutte aus,¹⁷ die Blüte sei um 1600 gewesen.¹⁸ Die Isar war bereits 20 km unterhalb der Quelle flößbar und hatte unter den Donauzflüssen die größte Bedeutung. Belege gibt es von 1228 und 1278. „Um die Mitte des 13. Jahrhunderts soll schon ein geregelter Verkehr auf der Isar von den anliegenden Ortschaften des Oberlandes nach München und bis zur Donau bestanden haben.“¹⁹ Beim Inn stammt die älteste Nachricht über die Flößerei vom Ende des 13. Jahrhunderts.²⁰ Zur Salzach heißt es: „Erzbischof Eberhard II. von Salzburg (1200–1246) gestand den Mönchen von Raitenhaslach ausdrücklich die Berechtigung zur Flößerei zu. Dieses Privileg sowie ein zweites von Kaiser Philipp vom 3. August 1207, in welchem dieser die dem Stift vom Salzburger Erzbischof verliehenen Rechte bestätigt, werden als die ältesten Nachrichten über die Ausübung der Flößerei in Bayern bezeichnet.“²¹

Zur Flößerei auf Traun und Regen gibt es Belege von 1372 – die Stadt Wels erhielt das Holzhandelsprivileg, zu dem auch der Holztransport gehörte – bzw. aus dem 14. Jahrhundert.²² Die Flößerei auf der Donau ist im Allgemeinen als Fortsetzung der Flößerei auf den Zubringern anzusehen, wobei die aus diesen in die Donau gebrachten Flöße gewöhnlich zu größeren Donauflößen zusammengesetzt wurden. Dies geschah in Ulm mit den Illerflößen, an der Lechmündung mit den Lechflößen, in Isargmünd oder gewöhnlich bereits in Plattling mit den aus der Isar gekommenen Flößen, in der Schinterlacke mit den Traunflößen. Daneben wurden natürlich auch in der Donau selbst Flöße gebaut. Hierzu gibt es Informationen aus Weistümern, z. B. von 1469.²³

Jägerschmid nennt weitere Zahlen: Murr 1475,²⁴ Saale 1410, Elbe 1495, Weißeritz 1521, Elster 1582,²⁵ Fulda, Ilme und Leine 1601.²⁶ Um Konflikte zu vermeiden, versuchte man schon 1399

¹³ OTTO STOLZ, *Geschichtskunde der Gewässer Tirols* (Schlern-Schriften, Bd. 32), Innsbruck 1936.

¹⁴ Ebd., S. 334 f.

¹⁵ Ebd., S. 341.

¹⁶ ERNST NEWEKLOWSKY, *Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau*, 1. Band, Linz 1952.

¹⁷ Ebd., S. 548.

¹⁸ Ebd., S. 549.

¹⁹ Ebd., S. 553 f.

²⁰ Ebd., S. 567.

²¹ Ebd., S. 569.

²² Ebd., S. 571.

²³ Ebd., S. 609 ff.

²⁴ KARL FRIEDRICH VIKTOR JÄGERSCHMID, *Handbuch für Holztransport- und Floßwesen zum Gebrauche für Forstmänner und Holzhändler, und für solche die es werden wollen*. Erster Band, Karlsruhe 1827/28, hier S. 13.

²⁵ Ebd., S. 19.

²⁶ Ebd., S. 20.

auf dem Kocher, „die gebundene Sägholzflößerei von der als Trift betriebenen Haalholzflößerei zeitlich zu trennen“.²⁷

Auf der Wiese, die in Kleinbasel aus dem Schwarzwald kommend in den Rhein mündet, habe „die Flößerei von alters her eine bedeutende Rolle gespielt“. Auch die einschlägigen Regelungen haben eine alte Tradition. 1359 geht es um den Durchlass zwischen zwei Wasserwerken in Kleinbasel: „Solange keine Flosse fahren, soll der Schlund geschlossen sein. Die Schleiferin muss aber den Flössern den Schlund öffnen und während dieser Zeit ihr Rad abstellen.“²⁸ Für den Hochrhein ist die Flößerei 1401 zum ersten Mal genannt, und zwar in der „Lauffenknechte Ordnung“.²⁹ Ein starker Aufschwung setzte jedoch erst im 19. Jahrhundert ein.

Für die dem Main zufließenden Spessartbäche setzen die Belege relativ spät ein. Auf der dortigen Kinzig wurde ab Beginn des 18. Jahrhunderts geflößt, und zwar Scheitholz (das meiste nach Orb in die Saline) und Langholz.³⁰ Ebenfalls für den Holztransport ertüchtigt wurden die Sinn,³¹ die Lohr mit ersten Bestrebungen am Anfang des 17. Jahrhunderts,³² einer der wichtigsten Floßbäche im Spessart,³³ und die Hafenlohr.³⁴ Auf der Aschaff mit Laufach ist seit 1626 die Trift belegt. Eine Karte aus dieser Zeit zeigt Teiche und Wehre. Zwischen Kurmainz und dem Fürstbistum Würzburg wurden 1585 und 1614 Floßordnungen vereinbart.³⁵

Diese unvollständige Zusammenstellung vermittelt einen Eindruck davon, wie bedeutsam die Fließgewässer als Transportwege waren, wobei dies immer vor dem Hintergrund zu sehen ist, dass Wege und Straßen, zumal im Bergland, nur in geringem Umfang und auch von fast nur schlechter Qualität zur Verfügung standen. Die für andere Gebiete genannten Jahreszahlen umspannen einen Zeitraum, der auch für das Einzugsgebiet der Kinzig gilt, was nicht zuletzt auch in Verbindung zu sehen ist mit dem Aufschwung der Stadt Straßburg.

Da über die Geschichte der Flößerei im Untersuchungsgebiet schon sehr viel geschrieben wurde, sei hier nur übersichtsartig, teils nur stichwortartig darauf eingegangen. Am Anfang der schriftlichen Belege für die Flößerei³⁶ im weiteren Gebiet steht der Floßvertrag zwischen Württemberg, Baden und Heilbronn von 1342, wo der Neckar bis zur Enzmündung, die Enz, die Na-

²⁷ WOLF-DIETER ROMMEL, Die Flößerei auf dem Kocher, insbesondere die Versorgung der Salinen Hall und Friedrichshall und ihre forstwirtschaftliche Auswirkung auf das Limpurger Land vom Ausgang des Mittelalters bis zur Industrialisierung, Diss. Forstwiss. Fakultät Universität Freiburg, Freiburg 1990, hier S. 76.

²⁸ EDUARD GOLDBERGER, Die Wiese, ein Fluss und seine Geschichte. Baudepartement Basel-Stadt, Basel 1991, hier S. 102.

²⁹ FELIX BROGLE, Die Flösserei der oberrheinischen Gebiete Laufenburg-Basel, in: Vom Jura zum Schwarzwald, Neue Folge. Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz 27, Heft 1/2 (1952), S. 3–93, hier S. 25.

³⁰ HELMUT PUCHERT, Das Holztriften auf den Spessartbächen und das Flößen auf dem Main vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, in: Aschaffener Jahrbuch für Geschichte, Landeskunde und Kunst des Untermaingebiets 11/12 (1988), S. 223–261, hier S. 231.

³¹ Ebd., S. 232 ff.

³² Ebd., S. 235 ff.

³³ Ebd., S. 238 ff.

³⁴ Ebd., S. 240 f.

³⁵ Ebd., S. 241 f.

³⁶ „Ein Floß war ursprünglich eine Mengenbezeichnung. Es waren 32 Stück ein Floß. Die Gesamtstückzahl eines Floßes, also eines eingebundenen Transportfloßes, erhielt man: Stückzahl der einzelnen Holzgattung mal Anzahl der Stämme dieser Art innerhalb eines Gestöres bzw. eines Floßes. Diese Stückzahl wurde durch 32 (gleich ein Floß als Mengenbegriff) geteilt, wodurch man die Floßzahl erhielt. Blieb ein Rest von 17 und mehr Stück übrig, so wurde derselbe gleich einem Floß berechnet, betrug der Rest unter 17 Stück, so wurde er bei der Zollberechnung nicht angerechnet“ (FAUTZ, Schiltacher Schifffahrt [wie Anm. 7], S. 37).

gold und die Würm „für ewige Zeiten zu geöffneten offenen Wasserstrassen erklärt wurden, die ein jeder gegen Entrichtung der vereinbarten Abgaben an die Wehrbesitzer benützen durfte“.³⁷ Zwischen 1370 und 1380 gibt es eine Aufzeichnung des Straßburger Zolls zum Holz, *daz do har komet uff der Kintzigen*. 1389 erwähnt eine Straßburger Verordnung den Kehler Holzmarkt.³⁸ Für die fürstenbergische Wolfach wird 1470 die erste Floß- und Zollordnung erlassen.³⁹ Es wurde im Übrigen damals festgelegt, dass die Schiffferschaft für Säuberung und Räumung der Floßstraßen, aber auch generell für den Bau von Teichen, Wehren, Floßgassen usw. zuständig sei.⁴⁰

Im Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg von 1492 finden sich einige interessante Details zu Floßholz, Floßzoll, Transportregeln, Weihern u. a. (Wortlaut im Anhang I).⁴¹

Im Jahr 1500 wird eine Floßordnung zwischen Württemberg, Fürstenberg, dem Kloster Alpirsbach und Ludwig von Rechberg, dem Herrn von Schramberg, vereinbart.⁴² 1504 tritt Graf Wolfgang von Fürstenberg als Unternehmer für einen Holztransport nach den Niederlanden auf.⁴³

In einem Vertrag von 1523 zwischen Württemberg, Alpirsbach und Schramberg ist die Rede davon, dass „die Kinzig bis über Alpirsbach hinaus flossbar gemacht worden war“. Erwähnt ist auch das Flößen auf der Gutach. Die erste Wolfacher Schifferordnung stammt von 1527; jeder Schiffer soll eine Summe zahlen, von der die Hälfte für Flussbauten verwendet wird⁴⁴ – ein alter Hinweis auf Gewässerausbau- und -unterhaltungsmaßnahmen und -pflichten.

In einem Urbar von 1515 werden für den potenziellen Käufer der Herrschaft Schramberg, die Hans von Rechberg veräußern will, die Einkünfte aufgelistet. Hierbei wird auch der Zoll von Flößen, *so auf dem Wasser in die Kinzig gehen*, erwähnt.⁴⁵ – Der Verkauf durch Hans von Rechberg kam nicht zustande. Doch 1526 verkaufte Hans von Rechberg die Herrschaft schließlich. In diesem Zusammenhang wurde wieder ein Urbar aufgesetzt, das zwar nicht im Original erhalten ist, doch von Rochus Merz, dem Käufer, 1547–1549 ganz offensichtlich für die Aufsetzung eines eigenen Urbars verwendet wurde. Darin heißt es für das Amt Sulgen: *Wenn ein Flotzholtz ist 32 Stuckh, git von Falkenstein bis in die Sponstat unten im Tal 17 Heller und vom müll tich im Schiltegger Zoll 3 Heller*.⁴⁶ Das Urbar von 1549 erwähnt alle Floßzölle, Hölzer, Floßzollstrecken und Floßweiher. Daneben heißt es z. B. *Item allen die sich des Flözens uf dem Wasser gebrauchhen, sind schuldig den Bach zu räumen so oft es die Notdurft erfordert*⁴⁷ – wieder ein guter Hinweis auf die Praxis der Gewässerunterhaltung.

³⁷ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, ABTEILUNG FÜR DEN STRASSEN- UND WASSERBAU, Verwaltungsbericht der Königl. Ministerialabteilung für den Strassen- und Wasserbau für die Rechnungsjahre vom 1. Februar 1895/96 und 1896/97, II. Abteilung. Wasserbauwesen, Stuttgart 1899, hier S. 66 f.

³⁸ Ebd., S. 210. Vgl. auch HANS HARTER, Schiltach. Die Flößerstadt (Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach, Bd. 1), Schiltach 2004, hier S. 6 und 8.

³⁹ FAUTZ, Schiltacher Schiffferschaft (wie Anm. 7), S. 4.

⁴⁰ Ebd., S. 4.

⁴¹ Fürstenbergisches Urkundenbuch. VII. Band. Quellen zur Geschichte der fürstenbergischen Lande in Schwaben vom Jahre 1470–1509, hg. vom FÜRSTLICHEN ARCHIV, Tübingen 1891, hier S. 283, 287 f.

⁴² LOTHAR SPÄTH, Schramberger Flößerei vom ausgehenden Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, in: D’Kräz. Beiträge zur Geschichte der Stadt und Raumschaft Schramberg 20 (2000), S. 2–8, hier S. 6.

⁴³ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 110.

⁴⁴ Ebd., S. 110.

⁴⁵ SPÄTH, Schramberger Flößerei (wie Anm. 42), S. 2.

⁴⁶ Ebd., S. 3.

⁴⁷ Ebd., S. 4.

Interessant ist die Bemerkung in der Kosmographie von Sebastian Münster aus dem Jahr 1546:⁴⁸ *Das Volk, so bei der Kinzig wohnt, besonders um Wolfach, ernährt sich mit den grossen Bauhölzern, die sie durch die Kinzig in den Rhein flössen und gross Geld jährlich erwerben* – was sehr deutlich auf den Rang der Flößerei auf der Kinzig hinweist.

Noch ein paar Worte zur Gutach (s. o.), von der immer wieder behauptet wurde, sie sei nicht floßbar gewesen. Doch gibt es einen Beleg von 1509, der das Gegenteil beweist. Nach dieser Zeit scheint die Flößerei eingestellt gewesen zu sein. Die Hornberger verlegten sich auf den Fuhrverkehr durchs Gutachtal. 1740 wurde jedoch in Schiltach in einem „Flotz-Contract“ über die Floßbarmachung der Gutach verhandelt.⁴⁹ Hintergrund war der sich entwickelnde „Holländer Holzhandel“. Die Anbindstatt war *eine halbe Stund oberhalb von Hornberg* vorgesehen. Die Begünstigten und diejenigen, die die Investitionen zu tätigen hatten, waren drei Schiltacher Schiffer („Entrepreneurs“ und alle Wirte).⁵⁰ Von Arbeiten am Ausbau wird 1741 berichtet.⁵¹ Eine geplante Ausdehnung des Holzeinschlags nach Triberg (Vorderösterreich) kam bis 1747 nicht zustande.⁵² In den 1760er Jahren wurde die Flößerei auf der Gutach wohl eingestellt.⁵³

Wie stark die Wälder „infolge des nun rasch aufblühenden Holzhandels“ ganz offensichtlich in Anspruch genommen wurden, belegt eine Klage von 1539, wonach die Wälder *geschendet und usgehauen* werden. „Im Hinblick auf drohenden Holzangel verbieten eine fürstenbergische Verordnung vom Jahr 1543 und eine Schiltacher Abmachung vom Jahr 1550 bei 10 Gulden Strafe“, *das keiner on unser gunst und Willen kain aych, buoch oder tanwald ussreute oder andern verkouffe*.⁵⁴ Es gab wohl immer wieder unerlaubte Hiebe. Der fürstenbergische Landschaffner Jakob Fink schreibt an den Wolfacher Amtmann Branz u. a., das Kloster Wittichen habe bald das Nachsehen, wenn die Wälder wie bisher genutzt werden würden, in Kürze seien sie abgeholzt. Jeder könne in des Klosters Wäldern reich werden und seine eigenen schonen. Das Kloster solle seine Wälder selbst nutzen. „Am 4. Oktober 1575 erhielten die Klosterinsassen die Bewilligung, daß in des Klosters Wäldern *ein Fletzung angericht*“ werden solle.⁵⁵

In einer Urkunde von 1550 wird die Ausbeutung der Wälder ebenfalls angesprochen, auch die Tatsache, dass die Bauern das Holz zu viel zu hohen Preisen an die Schiffern verkaufen würden und über den Holzverkauf ihre Güter vernachlässigen würden. Sie hätten ihre „Lehenwälder abgetrieben, ja zum Teil ganz niedergeschlagen, dass ihre Nachkommen lange Jahre davon nichts mehr geniessen und das Wildbret keinen Stand mehr haben kann“ (Wortlaut im Anhang II).⁵⁶

⁴⁸ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1895/96 und 1896/97 (wie Anm. 37), S. 67.

⁴⁹ HANS HARTER, Schiltacher Schiffer machen die Gutach floßbar, in: Die Ortenau 88 (2008), S. 365–376, hier S. 365 f.

⁵⁰ Ebd., S. 366.

⁵¹ Ebd., S. 370.

⁵² Ebd., S. 372 ff.

⁵³ Ebd., S. 375.

⁵⁴ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 111. Auf die Frage, ob die Klagen überzogen und interessengebunden waren, kann hier nicht eingegangen werden.

⁵⁵ ALBERT HISS, Kaltbrunn-Wittichen einst und jetzt. Chronik einer Schwarzwaldgemeinde und ihres Klosters, Freiburg i. Br. 1966, hier S. 171 f.

⁵⁶ FRANZ LUDWIG BAUMANN / GEORG TUMBÜLT (Bearb.), Quellen zur Geschichte des F. Hauses Fürstenberg und seines ehemals reichsunmittelbaren Gebietes. 1510–59, in: Mitteilungen aus dem F. Fürstenbergischen Archiv, I. Band, Tübingen 1894, hier S. 495.

1582 erhielten die Schapbacher Waldbauern das Recht zum Selbstflößen.⁵⁷ Die größeren Waldbauern stellten Flöße mit bis zu 250 Festmetern (fm) zusammen, diese gingen bis zum Herlinsbach in Wolfach. Dort stellte man die Kinzigflöße mit 500 bis 600 fm Floßholz zusammen.⁵⁸

1589 kam ein Vertrag zwischen der Stadt Straßburg und den Fürstenbergern zustande. Danach erhielt die Stadt das Recht, „in dem größten Teil des Rippoldsauer Forstes, nämlich in der alten Wolfach, dem kleinen Kamersbach, der Sumengrube, dem Eichelbach, dem großen und dem kleinen Absbach und dem Schömbach [Schembach], alles zu nutzen, was zu Brennholz tauglich und *fuegenlich herauszubringen* ist“. Es ging dabei um die Lieferung von 100.000 Klafter (rund 370.000 m³). Der jährliche Einschlag wurde auf 4.000 Klafter festgelegt. Nur Bäume mit einem Durchmesser über 16 cm durften eingeschlagen werden.⁵⁹ Bereits 1574 war zwischen den Vertragspartnern festgelegt worden, dass Straßburg innerhalb von zwei bis drei Jahren 1.816 Klafter Scheiterholz aus dem Kastelbach verkaufen würde.⁶⁰ – Die ungeheuren Mengen bestätigen, wie massiv in die Wälder eingegriffen wurde, was man auch als einen der „Höhepunkte“ der Flößerei bezeichnen könnte. „Der Wohlstand der Untertanen wuchs. Der Bürger konnte seinem Reichtum auch nach außenhin Geltung verschaffen. Es war die Zeit einer erhöhten Baulust, die ihrerseits wieder die Flößerei belebte. Waldbauer zu sein, wurde zum Begriff für Wohlstand und Reichtum“, so Fautz.⁶¹

In der 1627 erlassenen Müllerordnung für das Herzogtum Württemberg wurde festgelegt, dass die Flöße durch die Floßgassen durchgelassen werden sollen.⁶² Das „Sperren“ der Flöße⁶³ wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts eingeführt. Es gab Proteste dagegen wegen der Zerstörung der Fischbrut und der Zerstörung der Furten.⁶⁴

Im Dreißigjährigen Krieg habe keine Flößerei stattgefunden, so Barth.⁶⁵ Einige Jahrzehnte danach entwickelte sich der Holländerhandel, beginnend in den 1690er Jahren, ab 1715 dann mit einem starken Aufschwung. Gefragt gewesen seien insbesondere Eichen, Föhren und starke Fichten.⁶⁶ Die Wälder wurden einmal mehr rigoros ausgebeutet. Barth schreibt dazu:⁶⁷ „In schlimmer Weise wirkten auch der Rückgang des Waldes und die kriegerischen Ereignisse der Zeit. Schon 1767 heißt es, daß die Calwer Kompagnie das Holzfällen am Kniebis einstellen lassen mußte. Außer in der Reinerzau sei kein Holländerholz mehr da. An anderer Stelle heißt es, daß die württembergischen Kirchenratswaldungen vollständig ausgehauen seien und auch in den Fürstenbergischen Kameralwaldungen in 20 Jahren nichts zu machen wäre. Ebenso ging es in Schramberg. Es heißt 1766, es käme wenig Holz mehr aus dem Thale heraus, da das dortige

⁵⁷ ADOLF SCHMID, Schapbach im Wolfthal. Chronik einer Schwarzwaldgemeinde, Freiburg 1989, hier S. 296.

⁵⁸ Ebd., S. 300.

⁵⁹ MAX SCHEIFELE, Aus der Waldgeschichte des Schwarzwaldes, Stuttgart 2004, hier S. 90.

⁶⁰ Ebd., S. 90.

⁶¹ FAUTZ, Schiltacher Schiffferschaft (wie Anm. 7), S. 13 f.

⁶² KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 113.

⁶³ Sperre: „Bremse eines Floßes, die in dessen hinterem Teil angebracht ist. Mit der Sperre, bei deren Konstruktion ein Holzstammstück (= Sperrholz) auf den Boden eines Gewässers gedrückt wird, wird die Fahrt des Floßes abgebremst. Auf diese Weise verhindert die Sperre, dass sich bei starker Strömung die Gestöre aufeinanderschieben oder quer in das Gewässer legen“ (HANS-WALTER KEWELOH, Fachwörterbuch der Flößerei, Bremerhaven 2015, S. 40).

⁶⁴ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 113.

⁶⁵ BARTH, Geschichte Flößerei (wie Anm. 5), S. 64.

⁶⁶ Ebd., S. 72 f.

⁶⁷ Ebd., S. 94.

Bergwerk alles brauche; nur zwei Floßsachverständige seien noch da und die Floßeinrichtungen schlecht und im Verfall. Auch die Gutach sei gegenwärtig nicht mehr floßbar.“ Württemberg, so 1765, habe die Klosterwaldungen „schlagweise“ so intensiv genutzt, dass es ein Menschenalter dauern würde, bis man wieder ein Floßgewerbe betreiben könne.⁶⁸ Das mag übertrieben zum Ausdruck gebracht sein, doch erhalten wir einen ungefähren Eindruck vom Zustand des Waldes und auch des Flößereigewerbes.

Um diese Zeit, also gegen Ende des 17. Jahrhunderts, wurden wohl einige kleinere Bäche neu für die Flößerei eingerichtet. Krienke nennt für Ehlenbogen den Hänslsbauernbach, das Bächle zwischen dem Hänslsbauernhof (Besitzer 1698 M. Schwab) und dem Jockelsbauernhof (Besitzer 1698 Georg Bühler). „Beide wollten, so lesen wir in unserem Lagerbuch von 1755/1801, um unsers mehrern Nutzens willen den Bach flözlig machen. M. Schwab versprach *das benötigte Holz zu den zwey hintern Weyhern zu Erhaltung derselben Wuhr*; für den *vordersten Weyher* versicherten beide gemeinsam [Schwab und Bühler], ihre *Gebühr an Bauholz herzugeben und bezuschaffen*.“⁶⁹ Oberhalb des Hänslsbauernhofs befand sich eine Riese.

Ein weiteres Detail erfahren wir aus der neuen Floß- und Schifferordnung von 1700 bezüglich der Wiedengewinnung. Darin gab es spezielle Vorschriften für den Kauf von Wieden und Wetzstangen bei den Bauern. Das obere Kinzigtal habe „von jeher weniger Buschwald als das Wolf- und Kirnbachtal [besessen], und so herrschte hier oft Mangel an dem nötigen Einbindeholz“.⁷⁰ Die Ordnung geht auch auf die Unterhaltung der Kinzig ein: „Die Floßordnung legte fest, daß die Waldbauern des Klosteramts Alpirsbach die Kinzig von ihrem Ursprung bis zum Schenkzeller Weiher zu unterhalten hatten. Derselbe und die Kinzig bis zum Häberlessteg wurden dann von der Schiltacher und Wolfacher Zunft gemeinsam bestritten, da ja der Fluß hier auch gleichzeitig Landesgrenze war. Von da an, einschließlich des Kirchenweihers, die Kinzig hinab bis zum Grenzstein oberhalb des Steges bei Halbmeil hatten die württembergischen Schiffer, weiter talab bis in den Spitzteich unterhalb Wolfach nunmehr die fürstenbergischen allein die Unterhaltungspflicht. Beide Schifferschaften sorgten dann gemeinsam vom Spitzteich ab bis zur fürstenbergischen Grenze bei Steinach für die Floßbarkeit des Flusses“.⁷¹

Krienke zitiert in seinem Heimatbuch über Ehlenbogen K. Zizelmann, der mehrere Floßweiher nennt: „*Noch um 1730 wurden Flöze sogar in den unscheinbaren Rinnsalen des Hüttenbächle, Buchbächle und in des Hans Wößners Grundbach (Hänslsbauernbach) eingebunden und auf die Kinzig hinausgefahren. Auch an ihnen müssen Wasserstuben bestanden haben.* Hiesige Akten ergänzen diese Feststellung und führen [...] einiges näher aus. Südlich unserer Markung waren dann das ‚Wolfswuhr‘ mit dem Wolfswaiher (= ‚Farbmühleweiher‘), der ‚Alpirsbacher Weiher‘ und endlich, vor Schenkzell, der ‚Thaß-Weiher‘ wichtig.“⁷²

1766 wird der Kinziger Floßrezess mit Ergänzungen herausgegeben (Wortlaut im Anhang III). Darin finden sich recht detaillierte Angaben zur Praxis der Flößerei und der Behandlung der Gewässer: „Bezüglich der Unterhaltung der Flosstrassen, der Weiher und der Fährlöcher wurde bei der Erteilung der Rezesse der Grundsatz befolgt, dass diejenigen, die aus dem Flößen wesentliche Vorteile ziehen, auch die damit verbundenen Beschwerden, nämlich die für Herstellung und

⁶⁸ BARTH, Geschichte Flößerei (wie Anm. 5), S. 95.

⁶⁹ GERHARD KRIENKE, Ehlenbogen. Zur Struktur und Geschichte, Alpirsbach-Ehlenbogen 1974, hier S. 96.

⁷⁰ FAUTZ, Schiltacher Schifferschaft (wie Anm. 7), S. 18.

⁷¹ Ebd., S. 25.

⁷² KRIENKE, Ehlenbogen (wie Anm. 69), S. 97.

Unterhaltung der Wasserstrassen gehenden Kosten tragen sollen. Hienach hatten die württembergischen Waldbauern die Flosstrassen oberhalb Schenkzell, die Schiltachischen und Wolfachischen Schifffertümer den Flossweiher in Schenkzell, die Flosstrassenstrecken von Schenkzell bis oberhalb Schiltach und von unterhalb Wolfach bis zur fürstenbergischen Grenze und nötigenfalls über dieselbe hinaus, gemeinschaftlich und gleichteilig zu unterhalten, während den Schiltacher Schiffern die Unterhaltung der Strecke bei Schiltach und den Wolfachern die Strecke bei Wolfach, je allein, verblieb. Auch wurde den Schiltachern durch die Rezesse erlaubt, die sämtlichen zwischen Schiltach und Wolfach gelegenen Fährlöcher (Flossgassen) von 12 Schuh auf 14 Schuh (3,4 m bzw. 4,0 m) auf ihre Kosten zu erbreitern. Die weiter abwärts gelegenen Fährlöcher sollten ihre Weite von 20 Schuh (5,7 m) behalten.⁷³ „Mit einem Flossschiff (Fischplez, Floß aus einem Gestör) durfte, Sonn- und Feiertage ausgenommen, das ganze Jahr hindurch gefahren werden. Die aus mehreren Gestören bestehenden Flösse durften von den Waldbauern von Georgii bis Galli (23. April bis 16. Oktober), von den Schiffern und Flössern aber von Georgii bis Martini (23. April bis 11. November) verführt werden.“ Auch „[...] wurden die Schiffer zu besonderer Sorgfalt hinsichtlich des Anmährens der Flösse, des Schutzes des Holzes gegen Abschwemmen bei Hochwasser verpflichtet. Ueber den Winter soll kein Holz im Fluss liegen bleiben“.⁷⁴

Aus der Ordnung von 1766 erfahren wir weitere interessante Details zur Finanzierung der Unterhaltungskosten. Die Gelder hierfür befanden sich in der Schiffs- oder Zunftlade, die zwei verschiedene Schlösser hatte, damit sie nur von den beiden Obmännern von Schiltach und Alpirsbach geöffnet werden konnte. „Die Kosten für die jährliche Instandstellung, Ausbesserung und Räumung der Wasserstrasse, sowie für Erhaltung der Wehre, Gräben und Teiche wurden im Verhältnis der Zahl der abgeführten Flösse unter diejenigen verteilt, die sich in jenem Jahr des Flössens bedient hatten. Der Flossbach durfte nirgends mit Flössen gesperrt werden; der Hauptweg war jederzeit offen zu halten. Die Flossmühlen [alte Sägmühlen, die raue, ungleiche Schnitte machten], zu denen die meisten Sägmühlen an der Kinzig gehörten, sollten wegen ihres ungleichen, holzverderbenden Schnitts baldmöglichst abgeschafft und durch Eisenmühlen, die einen geraden Schnitt führten, weniger Abgang am Holz machten und ansehnlichere Ware lieferten, ersetzt werden“.⁷⁵

1777 entband die württembergische Regierung ihre Untertanen von dem Eid auf die Zunftsordnung von 1766. Die Schifferschaft löste sich 1785 auf.⁷⁶ Um die Jahrhundertwende kam dann ein genossenschaftlicher Zusammenschluss zustande. Die Satzungen blieben im Großen und Ganzen die alten. 1813 gab es eine neue Schifferordnung für Schiltach, die der von 1766 stark ähnelte. Nur wenige Schiffer hatten die Flößerei in der Hand.⁷⁷ Es hatte also eine Oligopolisierung eingesetzt.

Die Beanspruchung der Gewässer war hoch. So gingen 1768 von Wolfach, Schiltach und Alpirsbach 94 Flöße los (genehmigt waren 80), an Herrschaftsholz zusätzlich 52 Flöße.⁷⁸ Wie stark um diese Zeit der Holzeinschlag war, der Holztransport florierte und man auch bereit war, in großem Umfang in die entsprechende Infrastruktur zu investieren, mag das Beispiel zeigen, wonach sich 1765 der Bürgermeister Jakob Friedrich Münster von Freudenstadt entschloss, „das

⁷³ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 115 f.

⁷⁴ Ebd., S. 116.

⁷⁵ Ebd., S. 117 f.

⁷⁶ FAUTZ, Schiltacher Schifferschaft (wie Anm. 7), S. 30.

⁷⁷ Ebd., S. 35.

⁷⁸ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 117.

Holländerholz nach vereinbarten Preisen, das Gemeinholz auf eigene Rechnung bergauf über alte Holländerholzwege am Kniebis vorbei ins fürstenbergische Schapbachtal zu schleifen und vom dortigen Hillerichweiher beim Bad Rippoldsau durchs Wolfstal nach Kehl zu verflößen. [...] Hierbei war es notwendig, da das Holz aus immer entfernteren Waldungen beigeschleift werden musste, den Eichelenbach eine Wegstunde länger flossbar zu machen, 3 neue Wasserstuben anzulegen und einen neuen Schleifweg an das obere Ende der Flosstrasse zu bauen“.⁷⁹

Aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ist eine Karte mit einem „Verzeichniß deß Kintzig Strohm [...] und auch zu gleich Herrschaften, [...] mit [...] Nebenbächen alwo darin gefletzt wird“ von Langenschiltach bis Kehl überliefert. Sie entstand wohl zwischen 1756 und 1766 und ist abgelegt in einer Akte des Bezirksamts Wolfach (Abb. 12).⁸⁰

Genannt sind (*alß ersilich und erste uhrsprung die wasser*):

- a) *Bei der Stauden*
- b) *Teenbronn* (Tennenbronn)
- c) *Valckenstein*
- d) *Schramberg*
- e) *Laudenbach* (Lauterbach)
- f) *Sultzbach*
- g) *Raustein* (Flurname oh. Berneck)
- h) *Finsterbach*
- i) *Veßelbach* (wohl Eselbach)
- k) *Erleßbach und Eichhalter* (ist der Erdlinsbach, der im Oberlauf Aichhalder Grundbach heißt)
– *dies sind lauter österreichische Ortschaften, welche roth bezeichnet sind*
- l) *Schiltach* (*wirtenbergisch gelb*)
- m) *Albersbach* (Alpirsbach)
- n) *Schenkenczell fürstenbergisch blau* (*alle weitem*)
- o) *Wolfach*
- p) *Aldenwolfach* (Oberwolfach/Alte Wolfach)
- q) *Schapach*
- r) *Hausach* usw.

Zwischen 1803 und 1814 wird die Kinzig ab unterhalb von Alpirsbach badisch, zuvor hatte Baden nur über ein kleines Stück bei Kehl Hoheitsrechte. 1816 wird die Kinzig in den gesetzlich eingeführten Flussbauverband aufgenommen. Im selben Jahr wird begonnen, die Kinzig auszubauen, damit auch für den Holztransport zu optimieren. Der Ausbau dauert bis 1834.⁸¹

1831 gab es eine neue Zunftordnung. Die Schifferprivilegien von Wolfach und Schiltach wurden aufgehoben. Die Waldbauern erhielten die gleichen Rechte wie die bisherigen Kinzigschiffer und die privilegierten Städte. „Es kamen die Jahre, in denen der Reichtum unserer Waldbauern eine zuvor nie gekannte Höhe erreichte“.⁸² Die Wolfacher und die Schiltacher Schiffferschaft wa-

⁷⁹ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 119 f.

⁸⁰ LOTHAR SPÄTH, Schramberger Flößerei vom ausgehenden Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, in: D’Krüz. Beiträge zur Geschichte der Stadt und Raumschaft Schramberg 22 (2002), S. 12–27.

⁸¹ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 120.

⁸² FAUTZ, Schiltacher Schiffferschaft (wie Anm. 7), S. 40.

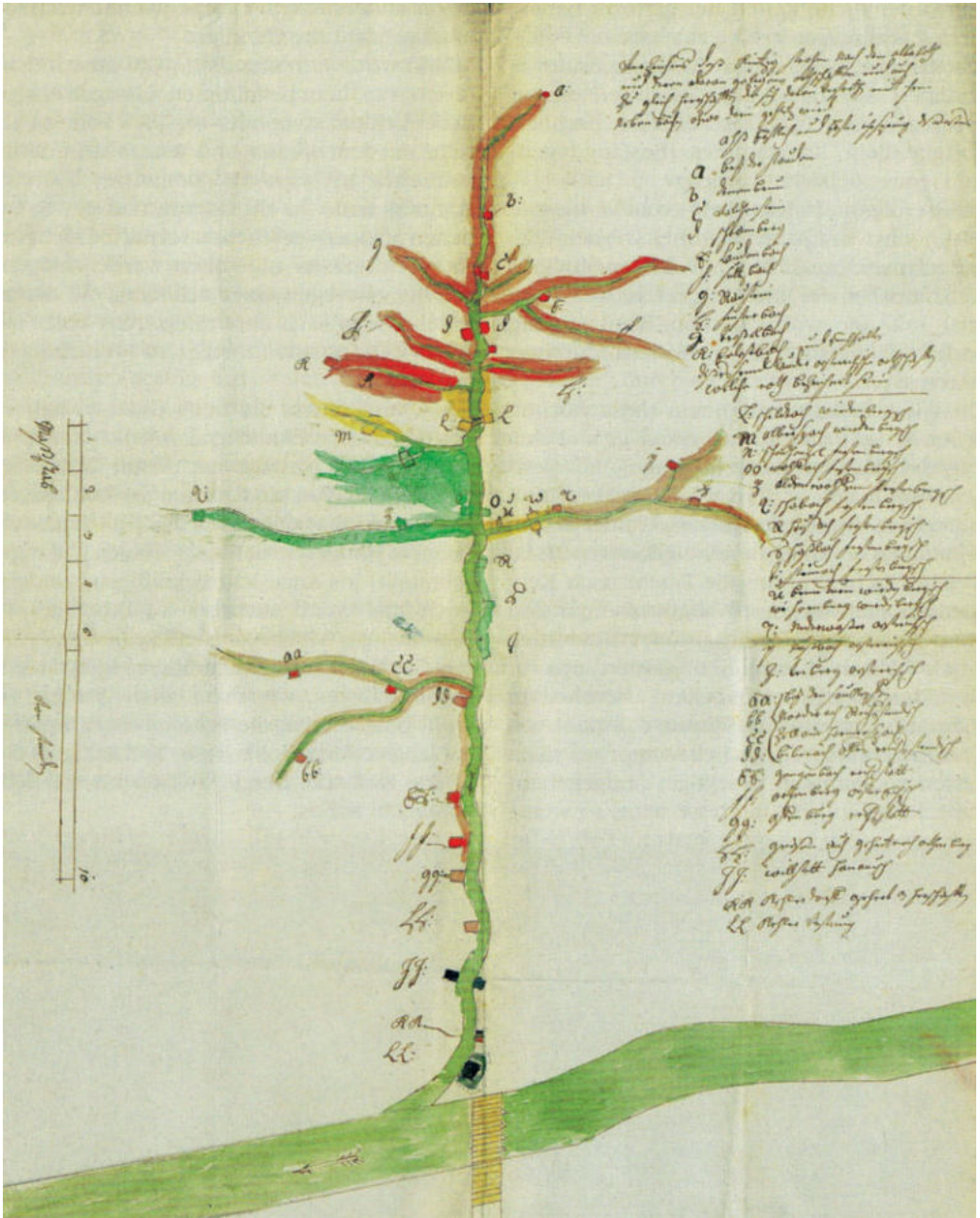


Abb. 12: „Verzeichniß des Kintzig Strohm [...] und auch zu gleich Herrschaften, [...] mit [...] Nebenbächen alwo darin gefletzt wird“.

ren extrem geschwächt, die Wolfacher war Ende der 1840er Jahre mit hohen Schulden zusammengebrochen.⁸³

Offensichtlich aus einer kurze Zeit aufblühenden Phase berichtet Haas:⁸⁴ Die Langholzflößerei sei in den 1840er Jahren auf der Schiltach wieder in Gang gekommen. Beim „Hammerhäusle“ und bei der „Sonne“ habe man Stauweiher angelegt, wo das Holz aus der Umgebung von Schramberg in kleinen Flößen gebunden und in Schiltach den größeren angeschlossen wurde. 1853 habe man dann nach Schiltach die „Großflößerei“ etabliert. Unterhalb des „Rappen“ wurde ein Stauwehr mit einer Spindelaufzugfalle gebaut (Rappenwirtsweiher), mit der man die Straßenhöhe aufstauen konnte. Oberhalb des Weiher lag der Holzlagerplatz. „Die Langholzzufuhr geschah von Fluorn, Winzeln, Waldmössingen, Seedorf, Dunningen und den hiesigen gräflichen Waldungen. Dieselbe war während der Hauptfloßzeit so stark, daß die beladenen Wagen in Reihen vom ‚Rappen‘ bis zur ‚Sonne‘ hintereinander standen.“

1848 fingen auch die Waldbauern an, auf eigene Rechnung zu flößen. Dies führte zur badischen Floßordnung von 1853 (Auszüge im Anhang IV) und zur badischen Bachordnung für den Floßbetrieb auf dem Kaltbrunnerbach, Reinerzauerbach, auf der Kinzig oberhalb und auf dem Schenkenzeller Weiher⁸⁵ (Auszüge im Anhang V; siehe auch Auszüge aus den Bachordnungen für die Wolfach [„Wolfbach“] und den Heubach von 1856 im Anhang VI).

In den 1850er Jahren wurden Stimmen laut, den Langholztransport im Kinziggebiet umzuorganisieren. In der „Schwäbischen Kronik“ des „Schwäbischen Merkur“ vom 11. Dezember 1856⁸⁶ wird berichtet, am 7. Dezember hätte sich in Loßburg eine große Anzahl von Gemeindebeamten, Fabrikanten und Gutsbesitzern aus den Oberamtsbezirken Freudenstadt und Oberndorf versammelt, „um über Mittel und Wege zu berathen, welche für die Herstellung einer Straße von Alpirsbach über Loßburg und Lauterbad an der Lauter und nach Freudenstadt erforderlich sind. Dieses Straßenprojekt hat neuerdings in sofern eine allgemeine Bedeutung erlangt, als es sich hiebei um nichts Geringeres, als um die Verlegung des Langholzverkehrs von der Kinzig, auf welcher derselbe großen Plakereien und Kosten ausgesetzt ist, in die Lauter und durch diesen Bach auf den Neckar, und um Herstellung einer Verbindung des oberen Kinzigthales mit der Gegend von Freudenstadt und dem Murgthale handelt“.

1867 wurden in einer Übereinkunft zwischen Baden und Württemberg (siehe Anhang VII) alle bisherigen „Zunft- und Stapelrechte aufgehoben, alle württembergischen und badischen Staatsangehörigen einander gleichgestellt und befugt, in beiden Staatsgebieten Holz zu kaufen, zu verkaufen und zu verflößen; kurz Handel und Waldwirtschaft wurden dadurch von den ihnen seit Jahrhunderten angelegten Fesseln befreit. In § 2 dieser Uebereinkunft wurde bestimmt, dass jede der beiden Regierungen innerhalb ihres Gebiets diejenigen Anordnungen erlassen werde, die die Sicherheit und Ordnung in der Flößerei, der Schutz der Ufer, Brücken, Wasserbauten, Wasserwerke, Wässerungseinrichtungen und der sonst auf der Kinzig und ihren Nebenbächen beteiligten Anlagen und Gewerbe gegenüber der Flößerei in beiden Staaten erfordern.“ Weiter heißt es, „infolge dieser günstigen Umstände und Verkehrserleichterungen“ hätte der Verkehr Anfang der 1870er Jahre „einen erfreulichen Aufschwung“ erfahren, der jedoch nur kurze Zeit an-

⁸³ FAUTZ, Schiltacher Schifffahrt (wie Anm. 7), S. 40 f.

⁸⁴ W. HAAS, Ausgestorbene Gewerbe in Schramberg, Masch. Manuskript, um 1950, S. 33–37, Stadtarchiv (StA) Schramberg 184 1a.

⁸⁵ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 120.

⁸⁶ Schwäbische Kronik des Schwäbischen Merkur, zweite Abtheilung, Nro. 295 vom Donnerstag, 11. Dezember 1856.

hielt. „Holzhandel und Flossbetrieb, die jahrhundertlang miteinander vereinigt waren, trennten sich“.⁸⁷ – Diese Übereinkunft markierte auch das Ende der Schiltacher Schifffahrt. Sie löste sich im April 1867 auf. „Das war der Schlußstrich unter die alten Schifffahrtprivilegien. Das Kinzigtalflößwesen trat in seine letzte Phase ein.“⁸⁸ In der Bach- und Floßordnung für die Schiltach von 1874 wird dann auch gleich in § 1 zum Ausdruck gebracht, dass die Flößerei jedermann gestattet sei (Wortlaut in Anhang VIII).

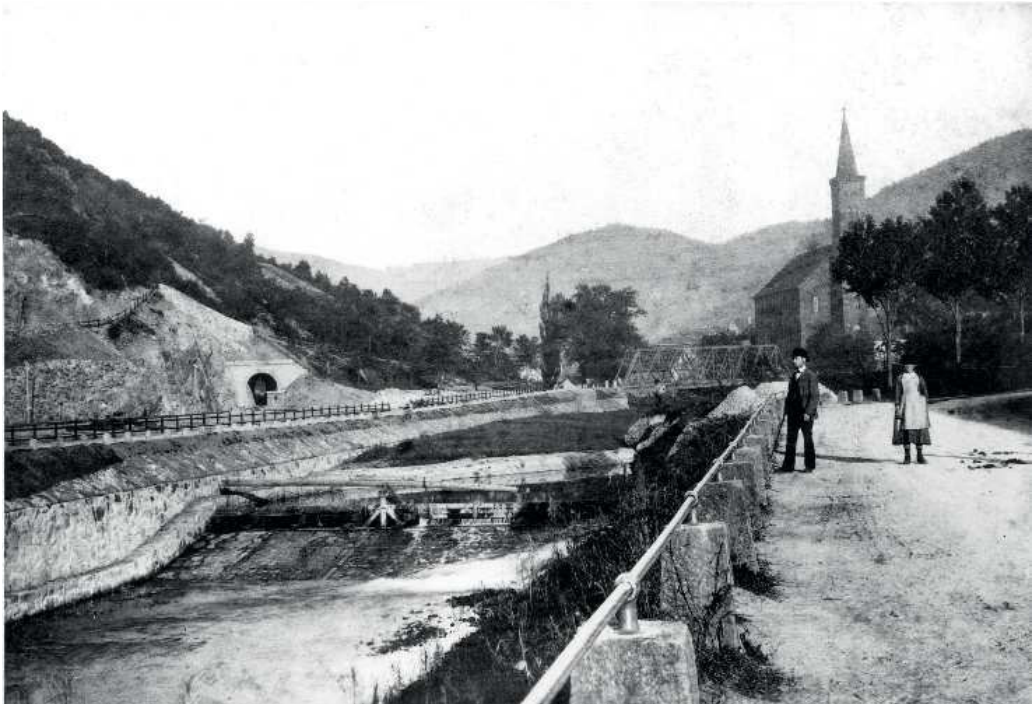


Abb. 13: Der Kirchenweiher in der Kinzig in Schiltach um 1889; in der Mitte des Wehrs kann man den Gamp erkennen. Der Kirchenweiher wird in der Kinzigfloßordnung von 1867 als ständige Einbindestatt für die Zurüstung der Flöße aufgeführt (siehe Anhang VII). Quelle: Archiv H. Harter.

Im Jahr 1868 erschien für Württemberg die „Verfügung der Königl. Regierung des Schwarzwaldkreises, betreffend die Floßordnung für die Kinzig und ihre Grundbäche“, stark angelehnt an die „Übereinkunft“ von 1867 (siehe Anhang VII).⁸⁹ 1868 wurde die Kinzigflößereigenossenschaft gegründet, von der man eine Belebung des Floßwesens erhoffte. Doch trat der erhoffte Aufschwung nicht ein, nicht zuletzt wegen des Aufkommens der Eisenbahn, mit der auch durch Importe von hochwertigem Holz Konkurrenz entstand (s. u.). Die Unterhaltung der Anstalten, also der Einrichtungen für die Flößerei, ließ zu wünschen übrig. So wird 1873 beklagt, die Schramberger würden „allerlei Schutt, Fabrikabfälle, Schlacken u. dgl. in den Fluß werfen“, wodurch „der

⁸⁷ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 121.

⁸⁸ FAUTZ, Schiltacher Schifffahrt (wie Anm. 7), S. 49.

⁸⁹ Ebd., S. 49.

Schramberger Weiher vollkommen verschlammte und fast kein Wasser mehr“ fasse, was „für die Schiltachflößerei sehr hinderlich“ sei.⁹⁰

Um eine Vorstellung vom damaligen Floßverkehr zu bekommen: Die württembergischen Flöße waren Waldflöße und 400–450 m lang und 6 m breit, umfassten im Schnitt 235 fm und trugen keine Oblast. In Schiltach und Wolfach wurden die Flöße umgebunden zu Kinzigflößen, die 600 bis 750 m lang und 6 m breit waren. Sie umfassten ca. 500 fm und trugen Oblast.⁹¹ 1873 waren es 160 Flöße mit 80.000 fm und 1883 56 Flöße mit 30.000 fm. Der Floßverkehr war in den 1850er bis 1870er Jahren auf der Kinzig und der Kleinen Kinzig annähernd gleich groß.⁹²

Die württembergischen Floßstraßen im Einzugsgebiet der Kinzig hatten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Länge von insgesamt 34 km. Diese verteilten sich wie folgt:⁹³

A. an der Kinzig, und zwar	
am Kinzigle	1,8 km
am Ehlenbogerbach	6,4 km
am Alpirsbacherbach	3,6 km
	11,8 km
B. an den Nebenbächen der Kinzig, und zwar	
am Lohmühlebach, rechts	3,8 km
am Aischbach, links	2,2 km
am Vorderen Rötzbächle	3,0 km
C. an der Kleinen Kinzig, und zwar	
am Schwabbach	2,2 km
an der Berneck	3,0 km
am württ. Reinerzauerbach	6,1 km
D. an den Nebenbächen der Kleinen Kinzig, und zwar	
am Hinteren Rötzbäche, links	1,9 km
zusammen rund	34 km

Auf die sehr stark befahrene Schiltach sei Holz aus dem Lauterbach- und Bernecktal und „von den Höhen von St. Georgen und Königsfeld“ gebracht worden. Vom württembergischen Reichenbächle kam Holz auf die badische Strecke der Schiltachflößstraße.⁹⁴

Vom badischen Ministerium des Innern wurde im April 1897 beim württembergischen Ministerium des Innern angeregt – nachdem die Bachgemeinde Kaltbrunn ihre Auflösung beschlossen hatte –, den Flößereibetrieb auf dem Kaltbrunnerbach, dem Reinerzauerbach und der Kinzig oberhalb vom Schenkzeller Weiher einzustellen. Auch für das Gebiet der württembergischen Kinziggewässer wurde der Vorschlag gemacht. Württemberg ging darauf nicht ein. Am 27. März 1900 beschloss die Flößereigenossenschaft des oberen Kinzigtals die Auflösung.⁹⁵ Reinerzau ließ darauf mit einem hohen finanziellen Aufwand den unteren Teil der Talstraße bauen, sie sei aber „zurzeit“ – um 1904 – „nicht in der Lage, die Verlängerung dieser Strasse talaufwärts bis zur hin-

⁹⁰ FAUTZ, Schiltacher Schiffferschaft (wie Anm. 7), S. 53.

⁹¹ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 129.

⁹² Ebd., S. 129.

⁹³ Ebd., S. 108.

⁹⁴ Ebd., S. 108.

⁹⁵ Ebd., S. 121 f.

teren Berneck oder bis zur obersten Schwellstube, dem Schwabbachweiher, [...] vorzunehmen“.⁹⁶ Im Jahre 1899 hatte sich die Bachgemeinde im Heubachtal aufgelöst:⁹⁷

Abschrift,

Geschehen zu St. Roman den 4. August 1889 vor versammelter Bachgemeinde: Es wurde auf heute vormittag 11 Uhr im Adler-Wirtshaus zu St. Roman vom Bachvogt Math. Maier in St. Roman in der vorgeschriebenen Weise eine Generalversammlung einberufen; zu derselben sind sämtliche Mitglieder mit Ausnahme des Mathäus Schneider von Bergzell erschienen.

Es wurden einstimmig folgende Ratschlüsse gefaßt:

- 1.) *Die Bachgemeinde soll vom heutigen Tage an aufgelöst werde.*
- 2.) *Dem Bachvogt und den beiden Weiheraufsehern ist der Dienst zu kündigen.*
- 3.) *Der hintere Weiher wird unentgeltlich der f. Standesherrschaft überlassen, dieselbe soll ihn zu ihren Zwecken nach Gutdünken unterhalten; sie muß aber jedem bisherigen Mitglied der Bachgemeinde unentgeltlich gestatten, dort Wasser zu holen.*
- 4.) *Der vordere Floßweiher wird zur beliebigen Verfügung unentgeltlich den übrigen Mitgliedern der Bachgemeinde überlassen.*
- 5.) *Jedes mit seinem Eigentum an den Heubach anstoßende Mitglied unterhält von nun an das Bachufer nach Gutdünken auf seine Kosten.*
- 6.) [...]
- 7.) *So oft das Wasser aus dem Weiher abgelassen wird, muß dies zum Schutz des Gebäudes der anstoßenden Grundbesitzer [...] geschehen, wird aber das Wasser auf einmal abgelassen, so sind die anstoßenden Grundeigentümer vorher zu benachrichtigen.*
- 8.) *Die beiden Weiheraufseher sollen ihren Gehalt für Weiheraufsicht noch bis Martini d. J. voll beziehen.*
- 9.) *Die fürstl. Forstei behält sich für vorstehende Vereinbarung die Genehmigung der f. Domänenkanzlei vor.*
- 10.) [...]

Vorgelesen, anerkannt u. unterschrieben namens der Standesherrschaft: Gayer

Johann Georg Oberföll, Johannes Gebele, Josef Haas, Ambrosius Faißt, Gregor Haas, Jos. Gg. Harter, Mathias Mayer, Jos. Georg Mantel

Es gab Jahre danach Überlegungen zur weiteren Verwendung der Baustoffe der Flößereianstalten:⁹⁸

„Das F. Bauamt beabsichtigt, zur Bausteingewinnung die Staumauer des oberen Floßweihers im Heubach teilweise abzubauen.“ Davon habe anlässlich einer Bachschau am Heubach das Rheinbauamt Offenburg erfahren und die Beseitigung der Floßanstalten verboten, solange die alten Floßrechte noch nicht abgelöst seien. Doch wurde darauf hingewiesen, dass die Bachgemeinde Heubach seit dem 4. August 1889 aufgelöst sei und der hintere Weiher der F. Standesherrschaft unentgeltlich überlassen worden sei. „Um den Fortgang der Bauarbeiten nicht unnötig zu verzögern, haben wir uns bereit erklärt, den Weiher wieder in gebrauchsfähigen Zustand zu

⁹⁶ Ebd., S. 122.

⁹⁷ Fürstlich Fürstenbergisches Archiv (FFA), Errichtung von Floßstraßen, Bau von Wasserstuben und Weihern etc. 1840–1956, Fürstlich Fürstenbergische Domänen Kanzley, Forstei Wolfach, Floßwesen, Vol. 1, Fasc. 1.

⁹⁸ FFA, FF Domänenkanzley, Forstadministration, Forstei Wolfach, Waldwege, Fach IX 109, Vol. 1, Fasz. 1, Az 6809, 29. Juli 1916.

versetzen, wenn jemals die Flößerei wieder in Betrieb genommen würde, eine Verpflichtung, die man, nachdem heute die Wege ausgebaut sind, ohne Risiko wohl eingehen kann.“

Über einzelne Gewässer erfahren wir im Verwaltungsbericht Folgendes:⁹⁹ Auf dem Lohmühlebach sollen „in den 1830er Jahren von Ödenwald ab, später nur noch von der Genossenschafts-sägmühle ab“ jährlich acht bis zehn Flöße unterwegs gewesen sein. „Nach dem Hochwasser vom Dezember 1882 wurde der Bach nicht mehr ausgeräumt“.¹⁰⁰ Auf dem Aisbach hatte die Flößerei schon in den 1850er Jahren aufgehört.¹⁰¹ „Auf dem Vorderen Röthenbächle wurden jährlich etwa 10–12 Flöße eingebunden. Nachdem das Hochwasser vom Jahr 1851 den mittleren Weiher, das vom Jahr 1862 den Herrenweiher zerstört hatte, konnte von jener Zeit ab nur noch mit dem Wasser des massiven hinteren Weihers, der heute noch besteht, geflösst werden. Der Bau einer Talstrasse im Jahr 1883 und die Nähe des im Jahr 1886 errichteten Bahnhofs Alpirsbach beschleunigten den Eingang der Flößerei, der im Jahr 1887 erfolgte“.¹⁰² Auf dem Hinteren Röthenbächle hörte die Flößerei zu etwa derselben Zeit auf, obwohl der hintere Weiher in einem noch guten Zustand war. Das Holz wurde fortan über die Wasserscheide über Schömberg zur Bahn nach Lossburg oder Freudenstadt transportiert.¹⁰³ Auf dem Ehlenbogerbach endete 1888 mit der Eröffnung der Kinzigbahn die Flößerei. „Auf dem Reinerzauerbach, aus dessen Tal eine brauchbare Strassenausfahrt in das Kinzigtal fehlte, hielt sich die Flößerei bis zum Jahr 1895“.¹⁰⁴ Das nächste Floßjahr konnte nicht mehr eröffnet werden, weil ein Hochwasser im März 1896 das Bachbett zugeschüttet hatte. „Der Weiher auf der Wüste wurde teilweise fortgerissen und die Ufer stark angebrochen.“ Die Kosten für eine Instandsetzung waren zu hoch, zumal eine nun bessere Talstraße nach Schenkenzell vorhanden war und das Holz im oberen Teil nach Freudenstadt gebracht wurde. „Für dasjenige Holz, das im untern Schwabbach und in der Nähe der hintern Berneck wächst, ist der Eingang der Flößerei als sehr misslich zu bezeichnen.“ Der Abtransport des Holzes sei extrem aufwändig. Eine Weiterführung der Straße von Reinerzau aufwärts sei dringend erforderlich.¹⁰⁵ Von der Schiltach heißt es, die Flößerei sei Ende der 1880er Jahre eingegangen. Der Hauptweiher sei noch vorhanden, doch seien die Holzlagerplätze überbaut und die Nebenweiher von der Eisenbahn durchschnitten.¹⁰⁶ – So der Abgesang zu Beginn des 20. Jahrhunderts! Die Gründe seien der hohe Zeitaufwand für die Zubereitung der Stämme und der Gestöre, die Holzverluste insbesondere auf der Fahrt, Beschädigung von Ufern und Brücken (Entschädigungszahlungen!), die Unterhaltungskosten für die Floßstraße und die -bauten sowie die Hochwasserschäden.¹⁰⁷ Mitentscheidend war der Bau der Staats- und Nachbarschaftsstraßen

⁹⁹ Ergänzend dazu aus dem Verwaltungsbericht von 1899 (KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1895/96 und 1896/97 [wie Anm. 37], S. 65): Langholzflößerei sei betrieben worden „auf der Kinzig von unterhalb Lossburg ab, auf dem Lohmühlebach von unterhalb Schömberg ab, auf dem Aisbach von unterhalb Reuthin ab, auf dem vorderen Röthenbächle von der Lohmühle ab, auf dem Reinerzauer Bach vom Schwabbach ab, auf dem hinteren Röthenbächle von unterhalb Hinterröthenberg ab, auf der Schiltach von Schramberg ab, [...]“.

¹⁰⁰ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 129.

¹⁰¹ Ebd., S. 131.

¹⁰² Ebd., S. 131.

¹⁰³ Ebd., S. 131.

¹⁰⁴ Ebd., S. 121.

¹⁰⁵ Ebd., S. 131.

¹⁰⁶ Ebd., S. 131.

¹⁰⁷ Ebd., S. 131 f.

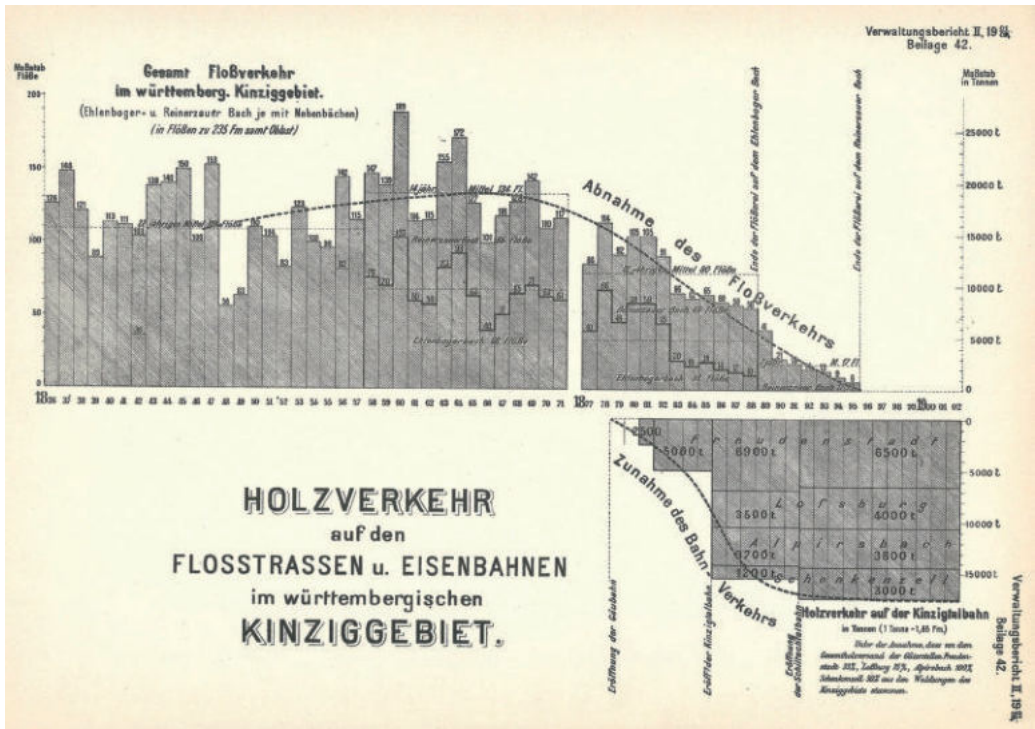


Abb. 14: Holzverkehr im Kinziggebiet. Quelle: KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), Beilage 42.

von den 1850er bis in die 1890er Jahre.¹⁰⁸ Hinzugekommen seien in den letzten Jahrzehnten Fabriken an den Wasserkraftwerken, die stärker geschützt werden mussten, sowie die damit verbundenen Probleme mit den Wasserabflussschwankungen im Schwellbetrieb. „Die mit der Flößerei im Oberlauf der Flossbäche verbundenen Unregelmässigkeiten wurden in früheren Zeiten von den ansässigen Mahl- und Sägmüllern nicht sehr hoch angeschlagen, es wurde eben abends im Bedarfsfalle ½ Stunde länger gearbeitet; im Fabrikbetrieb bewirken sie aber einerseits zuweilen die Erzeugung einer ungleichmässigen Ware und schädigen andererseits eine grosse Zahl von Arbeitern, die auf Stückarbeit entlohnt werden und während des Stillstands der Fabrik anwesend sein müssen, aber nichts arbeiten können. [...] Ausserdem hindert die Flößerei die Ausnützung der noch verfügbaren Wasserkräfte und zieht die Gewerben verwendbaren Kräfte an sich“.¹⁰⁹ Hauptgrund sei jedoch der Bau der Eisenbahn (siehe dazu Abb. 14), insbesondere der Strecke nach Freudenstadt (Bahnhofbau 1879) und dann die Verlängerung nach Schiltach (Fertigstellung 1886).¹¹⁰

Fast noch dezidierter drückt es der Verwaltungsbericht von 1899 aus in Bezug auf die Flößerei auf Enz und Nagold.¹¹¹ Der Unternehmungsgeist würde sich der Wasserkräfte, die noch brach-

¹⁰⁸ Ebd., S. 132.

¹⁰⁹ Ebd., S. 132.

¹¹⁰ Ebd., S. 132.

¹¹¹ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1895/96 und 1896/97 (wie Anm. 37), S. 120.

lägen, „erst voll bemächtigen können, wenn diese Fessel gesprengt ist. In dem ausgesprochenen Interessenkampfe erscheint die Flösserei, die im Laufe der Jahre viel an Boden verloren hat, als eine Einrichtung, die im Rückzug begriffen ist, während ihr gegenüber die Industrie in der Fülle der Kraft steht, mit dem lebhaften Bedürfnis, sich auszudehnen und ihre Kreise weiter zu ziehen. Diesem Ausdehnungsdrang steht die Flösserei im Wege“. Man machte sich auch Gedanken über das Schicksal der Flößer. Diese würden sicherlich „auf das zwar mit Anstrengungen verbundene, aber doch freiere Leben auf Polterplatz und Wasserstrasse und die mit verbesserter Lebenshaltung verknüpften Fahrten“ [...] nur ungerne verzichten. Doch wäre es „kein jäher Umschwung“, sondern es würde lediglich ein seit Jahren ablaufender Prozess zu Ende gebracht. Die Jahreseinnahmen seien schon zurückgegangen, die Flößer hätten sich ohnehin nicht mehr vom Flößerlohn allein ernähren können. Es seien für ausscheidende Alte kaum Junge nachgekommen.¹¹²

Als Fazit heißt es im Verwaltungsbericht von 1907: „Die amtliche Aufhebung der nachweisbar mehr als 500 Jahre hindurch bestandenen, tatsächlich seit 1888 bzw. 1895 eingegangenen Flösserei auf der Kinzig und ihren Grundbächen wird wohl nur eine Frage der Zeit sein“;¹¹³ und: „Die Flösserei auf der Kinzig und ihren Grundbächen hat [...], obgleich sie noch nicht aufgehoben ist, nur noch geschichtliche Bedeutung“.¹¹⁴ Und schließlich Fautz, rückblickend wehmütig zu Schiltach:¹¹⁵ „Ihre einstige Machtstellung im Tal war gänzlich gebrochen, sie kümmerte dahin, ohne noch groß beachtet zu werden. Als dann im Jahre 1894 die Schiltacher Flößer ihr letztes Floß die Kinzig hinabführten, war bereits dort der Übergang von der Flößerstadt, die seit Jahrhunderten führend das Floßwesen auf der Kinzig vertreten hatte, zur Industriestadt vollzogen.“

Neben der Langholzflößerei hatte auch die ungebundene Brennholz- oder Scheiterholzflößerei einschließlich der sogenannten Sägeklotzflößerei immer schon eine Rolle gespielt,¹¹⁶ wobei nicht eindeutig geklärt werden kann, welche von beiden die ältere ist. In dem schon mehrfach zitierten Verwaltungsbericht von 1907 heißt es, die historischen Hintergründe seien weitgehend unbekannt.¹¹⁷ Auch wenn die Langholzflößerei ökonomisch und institutionenhistorisch (System der Bachgemeinschaften und Schifferschaften) eine ungleich größere Rolle gespielt hat und in der Traditionspflege noch spielt, so kann der Scheiterholztransport nicht vernachlässigt werden, zumal er gerade auch die kleineren Gewässer extrem stark in Anspruch genommen hat und entsprechende Ausbauten erforderte. Im Folgenden werden einige Sachverhalte aus den gesichteten Quellen wiedergegeben.

Der Verwaltungsbericht erzählt uns Folgendes:¹¹⁸ Die Sägeklotze und das Scheiterholz wurden „durch eine künstlich erzeugte Flutwelle flott gebracht und streckenweise weitergetragen, ‚geschwallt‘“. Diese Art des Holztransports habe fast ausschließlich aus den herrschaftlichen Wäldern stattgefunden. „Die Brennholzflösserei erstreckte sich noch weiter in die Täler der Kinzig und ihrer Seitenbäche hinauf, als die Langholzflösserei. Der alte See bei Lossburg, einige alte Seen am Schwarzenbühl [westlich oberhalb der hinteren Berneck, Flurnamen „Weiherberg“ und „Alter Weiher“] und am Schwabbach im Reinerzauertal sollen zu ihren Zwecken errichtet wor-

¹¹² KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1895/96 und 1896/97 (wie Anm. 37), S. 120.

¹¹³ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 122.

¹¹⁴ Ebd., S. 134.

¹¹⁵ FAUTZ, Schiltacher Schifferschaft (wie Anm. 7), S. 55.

¹¹⁶ Dazu auch ISABELLE BAUR, Die Trift, in: Mitteilungsblatt der Deutschen Flößereivereinigung 16 (2009), S. 36 ff.

¹¹⁷ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 122.

¹¹⁸ Ebd., S. 122.

den sein“ (siehe Abb. 5). 1871 bis 1886 sollen auf Wolfach und Schiltach zusammen 12.828 fm Scheiterholz geflößt worden sein, „was sehr unbedeutend gewesen wäre. Im Jahr 1886 hörte die Scheiterholzflößerei auf der Kinzig, die mit großen Nachteilen für die Treibwerke und Ufer verbunden war, auf.“

Noch im Jahre 1838 hatte man am Rimbach, einem Wolfzufluss, einen Weiher ausschließlich „zum Flößen des Brennholzes aus den Distrikten Rimbach und Grislishorn“ angelegt.¹¹⁹ Im Bericht dazu heißt es u. a.: „[...] für die Herstellung eines Weihers u. Zurichtung eines Theils des sogenannten Rimmbächle behufs der Brennholz-Flößerei gleichfalls aus den [...] beyden Waldungen zwischen welchen sich der Rimbach in der Art ergießt, daß sämtliches Brennholz auf den bereits bestehenden alten Risen u. Schlittwegen dafür gebraucht u. mittelst des [...] neuen Wasserbehälters in die Wolf verflößt werden könnte, was bei dem jezigen Zustande nicht möglich ist.“ Die Stelle, an der der Triftweiher gebaut wurde, müsste noch genau identifiziert werden. Auffallend ist der zum Teil gut sichtbare, rechts des Baches am Hang auf- und abschwingende Begleitweg. Entlang des Baches liegen hin und wieder Steinhaufen, die von den Bachräumungen stammen könnten.

Schon 1828 hatte man, damit gut korrespondierend, beschlossen, „weit hinten in der Wolf einen dritten herrschaftlichen Floßweyer, der statt der unterhaltenen Reparatur zusammengefallen u. verfault ist“, wiederherzustellen. Dadurch gewinne „nicht nur die Langholz-, sondern auch die Scheiterholzflößerei“. ¹²⁰ Die Lage des Weihers ist nicht dokumentiert, doch könnte er etwas oberhalb der Törleshütte gelegen haben. Dort befindet sich ein mutmaßlicher Dammrest einfacher Bauweise, eine Abgrabung, die der Volumenvergrößerung des Speichers gedient haben könnte, eine Verebnung für die Holzlagerung sowie ein Ufermauerrest.

Um in der Steingutfabrik Faist in Schramberg den hohen Brennholzbedarf zu decken, wurde auf der Schiltach „bei stärkerem Flußlauf von Langenschiltach, Tennenbronn und Bernecktal das Scheiterholz auf der Wasserstraße der Berneck hierher befördert bis zur Steingutfabrik, wo ein großer Rechen eingesetzt war, um das Holz aufzufangen, welches sodann auf die linke Seite der Schiltach in hohen Beigen aufgesetzt wurde“. Dies wurde so lange betrieben, bis in den 1860er Jahren das Holz durch Steinkohle ersetzt werden konnte.¹²¹ – Die Steingutfabrik bezog offensichtlich auch Brennholz aus Wittichen. 1877 gibt es einen Streit um die Scheiterholztrift auf dem Witticher Talbach (Abb. 15). Bisher hätten, so der Sägmüller Karl Armbruster in Kaltbrunn-Vortal, die Nutzer des Wassers, also die Firma Faist, ein Wassergeld entrichtet. Dies sei seit Jahren nicht mehr geschehen.¹²²

1879 sei Scheiterholz, so ein Bericht in der Karlsruher Zeitung vom 5. Februar 1880,¹²³ lediglich auf dem Heubach bis zur Kinzigmündung geflößt worden,¹²⁴ insgesamt 585 Ster im Wert

¹¹⁹ FFA, FF Domänenkanzley, Generalia, Rubrik Floßwesen, Cist. B 110 Kat. 4 Vol. VIII.

¹²⁰ Ebd., Rippoldsau, betr. die Wiederherstellung des Floßweihers in der Wolf, 1828.

¹²¹ HAAS, Gewerbe Schramberg (wie Anm. 84), S. 35 f.

¹²² FFA, Forstadministration, Generalia, Floßwesen XI/2, Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen, Floßordnungen, Floßgebühren etc. 1869–1911; Bericht der Fürstl. Fürstenb. Forstei Wolfach am 3ten August 1877 Nr. 245, Die Scheitholzflößerei in Wittichen betreffend.

¹²³ FFA, Forstadministration, Generalia, Floßwesen XI/2, Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen, Floßordnungen, Floßgebühren etc. 1869–1911, aus der Karlsruher Zeitung vom 5. Februar 1880.

¹²⁴ Eine andere Quelle berichtet hingegen, es seien um diese Zeit auch noch der Kaltbrunner und der Grüßgott-Bach, der Witticher Bach und auch die Wolf für den Transport von Klafterholz benutzt worden (ERICH WOHLFAHRT, Geschichte der Fürstlich Fürstenbergischen Forstwirtschaft, Stuttgart 1983, hier S. 309).

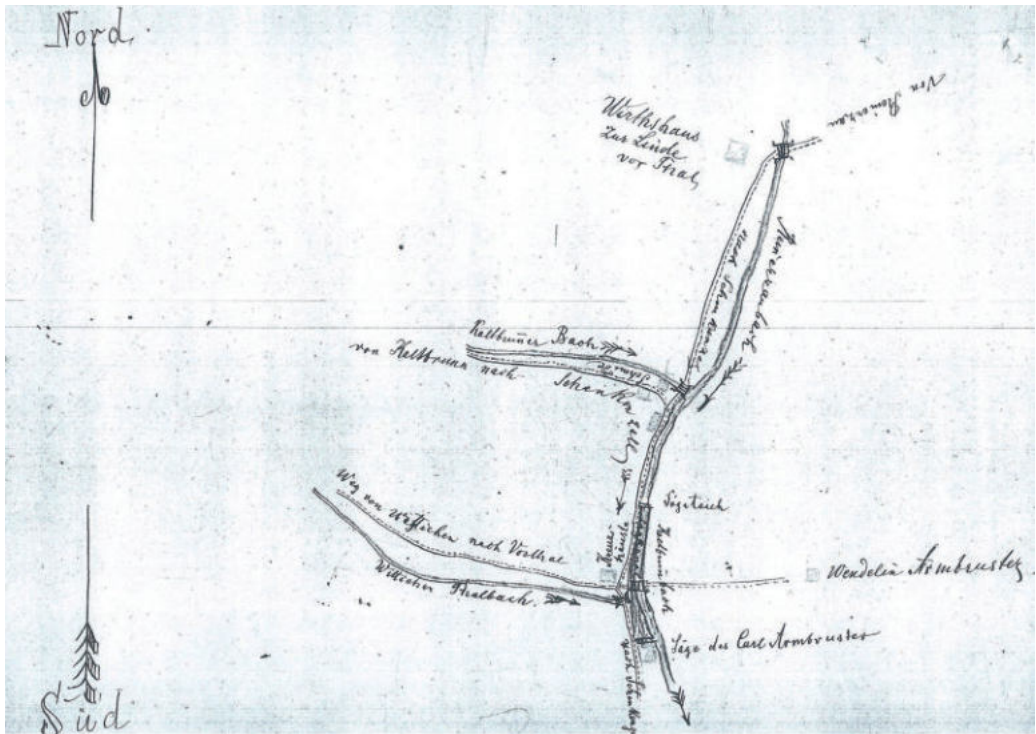


Abb. 15: Augenscheinskizze zum Streitfall der Scheiterholztrift bei der Sägmühle in Kaltbrunn-Vortal, 1877. Quelle: Bericht der Fürstl. Fürstenb. Forstei Wolfach (wie Anm. 122).

von 1.930 Mark. Im Jahr davor seien es noch 12.900 Ster gewesen. Dies habe die „Ursache darin, daß der Betrieb der Scheiterholz-Flößerei auf der Kinzig unterhalb Wolfach, vom vorigen Jahresanfang ab, untersagt worden ist, da seit Eröffnung der Bahnstation Wolfach das aus dem hinteren Kinzigthal kommende Scheitholz von Wolfach ab per Bahn befördert werden kann und die Interessen des Flußbaues und der Langholz-Flößerei die Einschränkung der Scheitholz-Flößerei dringend wünschenswert erscheinen läßt“.

Konflikte mit Mühlen und der Wiesenwässerung

Der Holztransport auf dem Wasser stand immer in Konflikt mit den anderen Wassernutzungen, also der Fischerei, dem Mühlenwesen und der Wiesenwässerung. Bereits im Jahr 1516 wird beispielsweise das Problem der mangelhaften Durchgängigkeit der Flüsse für Fische angesprochen. Hans von Weitingen, Obervogt am Schwarzwald, beklagt sich bei Elisabeth Gräfin zu Fürstenberg, „hieroben“ werde „der gemeine Nutzen durch die Verbauung der Wasser in Willstätt und an andern Orten verhindert, weil dadurch die Fische nicht mehr in die Kinzig, Gutach, Schiltach und andere Zuflüsse heraufkommen können“.¹²⁵ Regelungen zu den Mühlenausleitungen, deren

¹²⁵ BAUMANN / TUMBÜLT, Quellen zur Geschichte des F. Hauses Fürstenberg (wie Anm. 56), 1516 Apr. 2.

Verschließen, wenn Flöße kamen, und der Bau von Floßgassen und deren Breiten sowie Festlegungen zur Unterhaltungspflicht ziehen sich durch die Jahrhunderte (dazu Abb. 16). Im Verwaltungsbericht von 1907 heißt es: „Den nicht unbeträchtlichen Schädigungen der Werksbesitzer durch die Flößerei wurde deshalb von jeher mehr Rechnung getragen, als an andern Flüssen. So war hier eine siebenwöchige Flossperre vom 1. Juli bis 15. August eingeführt und ausserdem das Oberamt Oberndorf berechtigt, die Flößerei zu beschränken, wenn und solange bei einem sehr niedrigen Wasserstand der Betrieb der Getreidemühlen oder anderer Wasserwerke oder die Wiesenkultur wesentlich beeinträchtigt würde, oder wenn der Eintritt gefährlicher Hochwasser zu besorgen war. Ausserdem bestanden zum Schutze der Triebwerksbesitzer altem Herkommen gemäss auch Flosstage bei Niederwasser. Die durch die Flossordnung vom Jahr 1583 festgesetzten Flosstage waren Montag, Freitag und Samstag in der Art, dass am Dienstag und Mittwoch die Weiher ganz offen gehalten und am Donnerstag und Sonntag erst abends 6 Uhr zugestellt werden durften“.¹²⁶

Die Wiesenwässerung war für die Flößerei besonders problematisch, weil gerade während der Floßzeit einerseits das Wasser in den Wasserweihern zurückgehalten wurde und andererseits an zahllosen Wasserwehren – und das schon an den vielen kleinen Seitenbächen – das Wasser auf die Wiesen geleitet wurde (siehe Abb. 17). Welche Auswirkungen dies potenziell auf die Schil-



Abb. 16: Mühlenausleitung zur Oberen Mühle und Floßgasse am Lohmühlbach. Foto: Werner Konold.

¹²⁶ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 128.

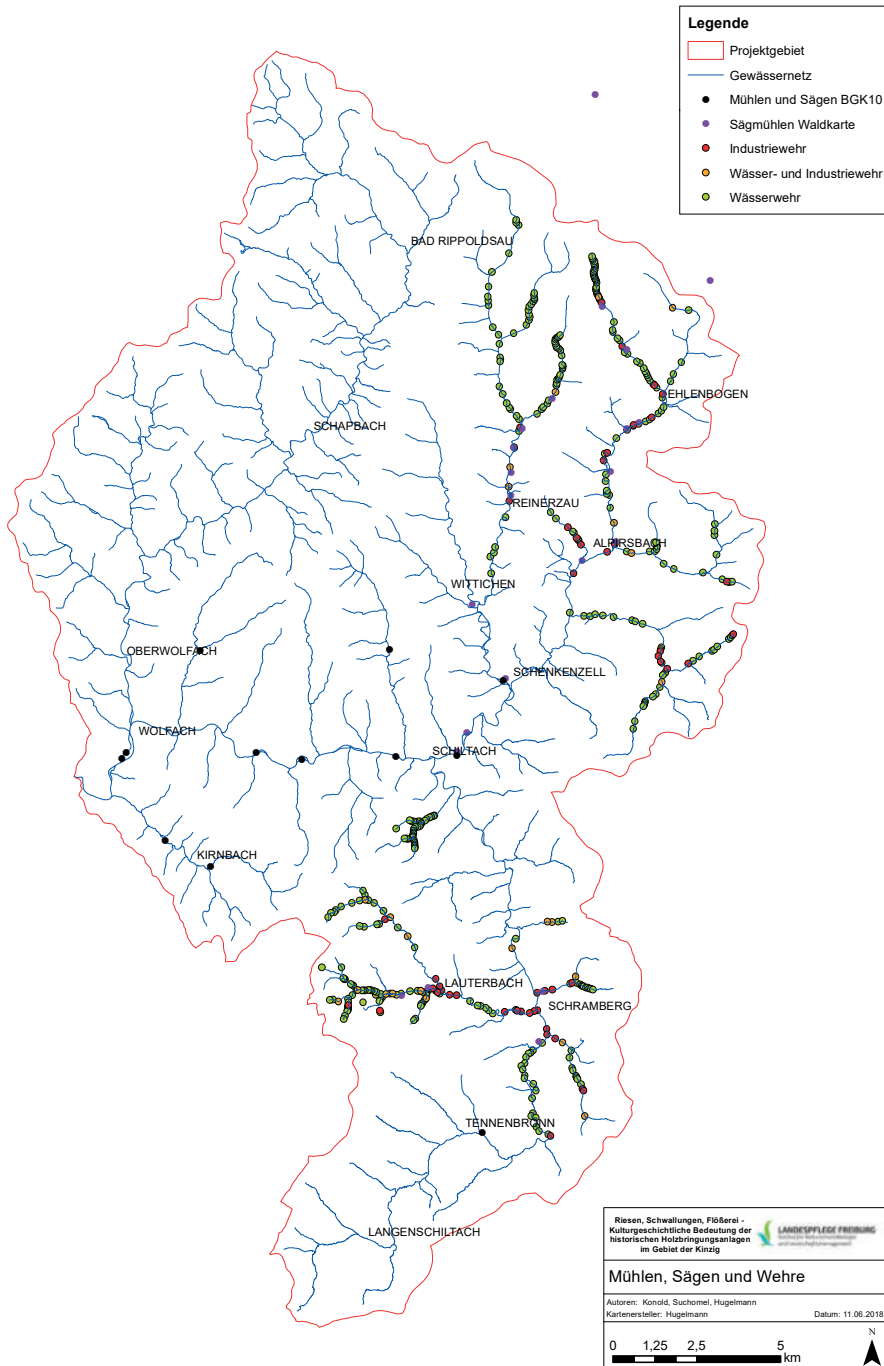


Abb. 17: Wehre, zusammengetragen aus verschiedenem Kartenmaterial. Es fand keine vollständige Auswertung für alle Gewässer statt.

tach hatte, lässt der Verwaltungsbericht von 1907 erahnen:¹²⁷ An den Hängen an der Oberkante des Granit seien in den Einzugsgebieten von Lauterbach und Sulzbach zahlreiche Quellaustritte. „Das Wasser dieser Quelladern, die die granitene Unterlage in zahllosen Mulden und Rinnen durchfurchen und die an und für sich zumeist zu schwach wären, um wirtschaftlich ausgenützt werden zu können, wird nun – und darin ist die wasserwirtschaftliche Sonderstellung der beiden Bäche begründet – in etwa 140 Weihern, die beinahe in allen Seitenklingen in den verschiedensten Höhenlagen verteilt sind, gefasst, aufgespeichert und nach Bedarf abgelassen. Im Gegensatz zu den anderwärts von Genossenschaften angelegten grossen Stauseen unterscheiden sich die hier vorhandenen Sammelweiher dadurch, dass sie meist sehr kleine Stauräume von 900–5 qm Grundfläche und ganz niedere Staudämme von 3–1 m Höhe haben und stets nur den verschiedenen Zwecken (Kraftleistung, Wiesenwässerung) eines einzelnen dienen. Genügt die in einem solchen Weiher aufgestapelte Wassermenge nicht, so wird der Staudamm nicht etwa erhöht, sondern an passender Stelle ein zweiter, dritter und vierter, ja sogar fünfter Weiher erstellt. [...] Beinahe überall, wo noch einige Sekundenliter Wasser entquellen, sogar in unmittelbarer Nähe der 800 m hoch gelegenen Wasserscheide, ist noch ein Mühlrad zu finden, das, dank der im Sammelweiher gesammelten Wassermenge unter Umständen nur wenige Stunden und nur an einzelnen Tagen im Jahr die für einen kleinen Mahlgang nötige Arbeit von etwa 2–3 PS verrichtet. Andernteils wird das Wasser in Teichleitungen auf die laufenden Brunnen geleitet und hauptsächlich und in ganz besonders ausgedehntem Masse zur Wiesenbewässerung benützt.“ Alle Weiher dienen der Wässerung, 36 liefern außerdem Triebwasser; Lauterbach 71 (davon 20 auch für Treibwerke), Sulzbach 54 (5), Reichenbach 6 (3), Kirnbach 4 (3), Eselbach 3 (3), Aichhalderbach 2 (2) (ebd., S. 137; siehe dazu Abb. 17, 18 und 19).

Im Gebiet der württembergischen Kinzig gab es 98 Wehre zur Bewässerung von 231 Parzellen mit 110,7 ha Fläche, an der Kleinen Kinzig 46 Wehre für 47 Parzellen mit 29,4 ha und an der Schiltach 191 Wehre für 274 Parzellen mit insgesamt 111,5 ha. 47 Wehre dienen gleichzeitig der Wasserkraftnutzung (siehe Abb. 17). „Ausser diesen Wasserwehren, die feste Sohlschwellen und Nutpfosten haben, zwischen denen Aufsatzbretter eingestellt werden, [...] bestehen [...] einige weitere Wässerungen ohne besondere Vorrichtungen, bei denen das Wasser mit Hilfe von Steinbeugungen und Rasenstücken gestaut und in muldenförmige Schlitzte, die aus den anstossenden Wiesenflächen ausgehauen werden, zeitweise geleitet wird. Auch sind in den verzweigten Seitenklingen noch eine grössere Zahl weiterer Wasserwehre vorhanden, die nicht erhoben wurden.“¹²⁸

Nur eine Quelle sei als Beleg angeführt für die unmittelbaren Konflikte zwischen Flößerei und Wässerung. Das großherzogliche Bezirksamt hatte es den Flößern 1859 erlaubt, über das Wässerungswehr des Ludwig Börsig in Schapbach zu sperren. Ein Gutachter der Flussaufsichtsbehörde hatte jedoch festgestellt, dass durch das Sperren das Wehr „für seine Zweckbestimmung unbrauchbar gemacht“ würde. Es wurde daher entschieden, die bezirksamtliche Verfügung dahingehend zu ändern, dass künftig das Sperren sechs Meter oberhalb des Wasserwehrs verboten sei.¹²⁹ Einen Eindruck von der Flächenausdehnung und der Intensität der baulichen Eingriffe vermitteln Abb. 21 und Abb. 22.

¹²⁷ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 137.

¹²⁸ Ebd., S. 144.

¹²⁹ FFA, Forstadministration, Generalia, Floßwesen XI/2, Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen, Floßordnungen, Floßgebühren etc. 1869–1911. Handels-Ministerium, Karlsruhe 20. Juli 1880, Nr. 5803, Das Sperren der Flöße über das Wehr des Gutsbesitzers Ludwig Börsig von Schapbach betr.



Abb. 18: Hydrographische Übersichtskarte für den württembergischen Teil der Kinzig. Quelle: KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), Beilage 27.



Abb. 19: Hydrographische Übersichtskarte für das Gebiet der Schiltach. Quelle: KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), Beilage 28.



Abb. 20: Ehemaliger Wasserweiher im hinteren Heubachtal. Foto: Werner Konold.

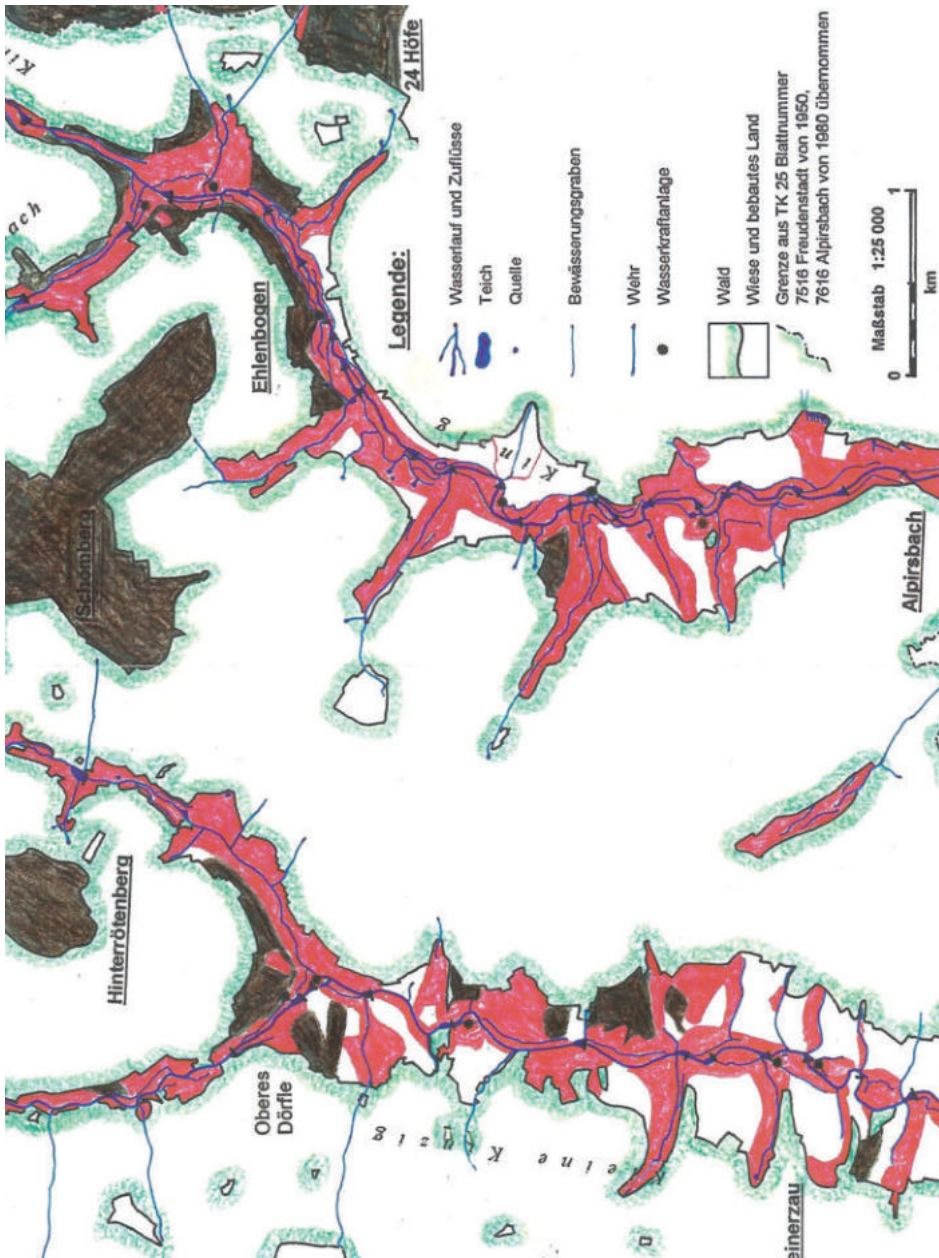


Abb. 21: Verbreitung der Wasserwiesen (rote Flächen) in Ehenbogen und Reinerzau in den 1830er Jahren, ermittelt aus der Flurkarte von 1837. Aus: EVA KNAB, Wiesenbewässerung im Raum Alpirsbach. Untersuchungen zur Kulturgeschichte und Vegetation, unveröff. Diplomarbeit Universität Hohenheim 1996, Kartenanhang.

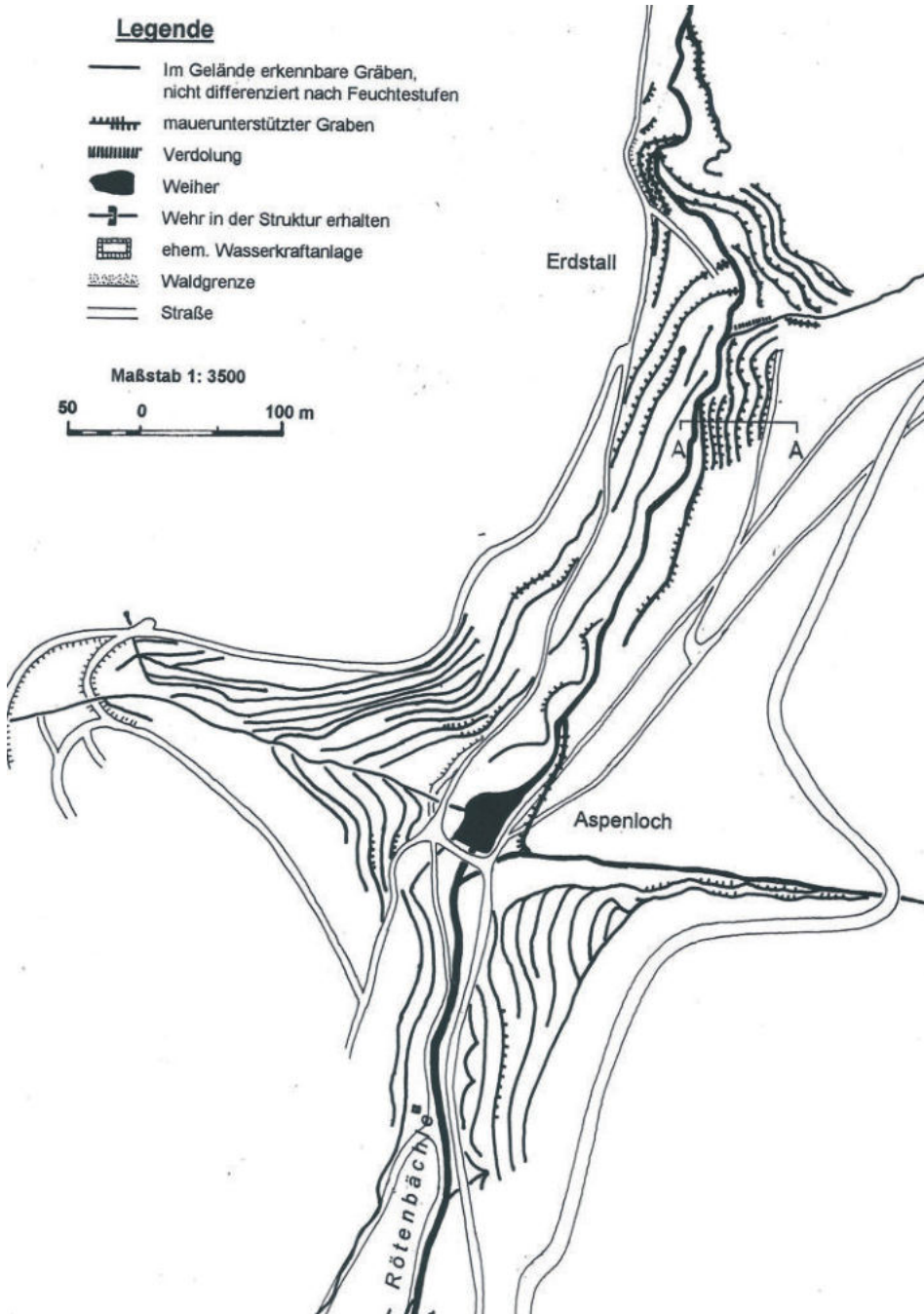


Abb. 22: Bewässerungsgräben am (hinteren) Rötenbächle im Gewann „Aspenloch“ mit dem Rötenbächlesweiher. Aus: EVA KNAB, Wiesenbewässerung im Raum Alpirsbach. Untersuchungen zur Kulturgeschichte und Vegetation, unveröff. Diplomarbeit Universität Hohenheim 1996, Kartenanhang.

Flößerei und Hochwasser

Extreme Niederschlagsereignisse, eine plötzlich eintretende Schneeschmelze, eventuell noch verbunden mit Regen, machten die Kinzig, die Schiltach und die Wolf sowie ihre Zuflüsse mit ihren steilen Einzugsgebieten von jeher zu hochwasseranfälligen Gewässern mit hoher Zerstörungskraft. Darunter litten natürlich auch die Bauten für die Flößerei, nicht selten in rascher Abfolge und viele Einrichtungen betreffend. In den Quellen sind etliche schwere Hochwässer genannt. In den letzten Jahren des Holztransports auf dem Wasser entschied man sich teilweise, die zerstörten Einrichtungen nicht wiederherzustellen. Schwere Hochwasser gab es

- 1639,¹³⁰
- 1702,¹³¹ 1730, 1776, 1778, 1824 in der Schiltach,¹³²
- 1778, 1802 und 1824 in der Wolf,¹³³
- 1822 zwei starke Sommerhochwasser; alle Flöße auf der Kinzig wurden zerrissen, die Brücken zerstört,¹³⁴
- 1824, das schwerste Hochwasser, in Kinzig und Wolf. „Die Ehlenbogener Brücken wurden vom Hochwasser weggerissen, die Floßeinrichtungen beschädigt, Sand, Schutt und Geröll auf die Wiesen und Äcker getrieben. Der Wittendorfer Schultheiß Beilharz berichtete in seinen Lebenserinnerungen, daß auch die Schäden am Lohmühlenbach bedeutend waren und *der Floßbach von Ödenwald gar nicht mehr herzustellen war*“.¹³⁵
- 1851 auf dem vorderen Rötzbächle: Dort „wurden jährlich etwa 10–12 Flösse eingebunden. Nachdem das Hochwasser vom Jahr 1851 den mittleren Weiher, das vom Jahr 1862 den Herrenweiher zerstört hatte, konnte von jener Zeit ab nur noch mit dem Wasser des massiven hinteren Weihers, der heute noch besteht, geflösst werden“.¹³⁶
- 1862, 1880, 1882 mit einem schweren Eisgang (Hochwassermarken in Schiltach),¹³⁷
- 1882 (Sommerhochwasser) und 1887 in der Wolf: „Schlimme Folgen hatte [...] das Sommerhochwasser vom 2.6.1887, das sämtliche Flößereinrichtungen im Wolfstal zerstörte und damit dieser alten Weise des Holztransports im Wolfstal für immer ein Ende setzte. Starke Frühjahrshochwasser sind auch bekannt aus den Jahren 1882, 1896 und 1923.“¹³⁸
- 1896 (Hochwassermarken in Schiltach),¹³⁹
- 1752, 1760, 1761, 1807, 1809, 1815, 1819, 1824, 1896 auf dem Reinerzauerbach. Das Hochwasser „vom 9. März 1896 war nach dem vom Jahr 1824 das bedeutendste; es zerstörte eine grössere Zahl von Floßbetriebseinrichtungen und verschüttete die Flosstrasse im Reinerzauer-

¹³⁰ FAUTZ, Schiltacher Schiffferschaft (wie Anm. 7), S. 14.

¹³¹ „Die Flut riss viele hundert Wagen Holz und nicht nur alle Brücken, sondern auch die starken Wehre hinweg“ (KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 [wie Anm. 3], S. 97).

¹³² Ebd., S. 97; HERMANN FAUTZ, Die Flurnamen von Schiltach im Amt Wolfach, in: Oberrheinische (Badische) Flurnamen, Band III, Heft 2, Heidelberg 1941, hier S. 10. In Schiltach findet man einige Hochwassermarken dazu.

¹³³ SCHMID, Schapbach im Wolfstal (wie Anm. 57), S. 425.

¹³⁴ FAUTZ, Schiltacher Schiffferschaft (wie Anm. 7), S. 38.

¹³⁵ KRIENKE, Ehlenbogen (wie Anm. 69), S. 89.

¹³⁶ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 131.

¹³⁷ FAUTZ, Flurnamen von Schiltach (wie Anm. 132), S. 10.

¹³⁸ SCHMID, Schapbach im Wolfstal (wie Anm. 57), S. 425.

¹³⁹ FAUTZ, Flurnamen von Schiltach (wie Anm. 132), S. 10.

tal derart, dass die Flösserei eingestellt werden musste“.¹⁴⁰ „Der Weiher auf der Wüste wurde teilweise fortgerissen und die Ufer stark angebrochen.“¹⁴¹

Auf den Sachverhalt, dass Flößereinrichtungen auch zum Hochwasserschutz beitragen konnten, weist das Centralbureau für Meteorologie und Hydrographie im Großherzogthum Baden hin:¹⁴² „Ohne Zweifel können diese Floßwehre und Schwellweiher unter gewissen Umständen eine günstige Wirkung in Bezug auf Wasserzurückhaltung äußern; daß diese Wirkung bei bedeutenden Hochfluthen versagt, hat die Erfahrung mehrfach bewiesen.“ (Fußnote: „So ist erst jüngst, bei einem am Kniebis niedergegangenen Wolkenbruch, ein durch eine massive, mit beträchtlichem Aufwand erstellte Sperrmauer gebildetes Sammelbecken (Floßweiher) mit Schutt, Schlamm, Holz u. dgl. ganz ausgefüllt worden und damit bleibend beseitigt.“) „Andererseits bedeutet auch das Vorhandensein von Floßholz in den Wasserläufen immer eine Gefahr für die Flußanwohner bei rasch eintretendem Hochwasser.“

Natürlich verursachten auch spätere Hochwasser Zerstörungen an den noch verbliebenen Flößereinrichtungen, hatten zum Teil auch neue Bauten zur Folge. Im Gebiet der oberen Wolf ging



Abb. 23: Geröllsperre im Absbach. Foto: Werner Konold.

¹⁴⁰ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 97.

¹⁴¹ Ebd., S. 131.

¹⁴² Der Rheinstrom und seine wichtigsten Nebenflüsse. Eine hydrographische, wasserwirtschaftliche und wasserrechtliche Darstellung, hg. vom CENTRALBUREAU FÜR METEOROLOGIE UND HYDROGRAPHIE IM GROSSHERZOGTHUM BADEN, Berlin 1889, hier S. 229.

am 5. August 1951 ein schwerer Wolkenbruch nieder, welcher Bergstürze auslöste. Bei km 27,7 wurde die Staumauer des Floßweihers durchbrochen. 49 Brücken wurden zerstört. Die Schäden waren extrem hoch.¹⁴³ In einige Bäche wurden Geröllsperrn eingebaut, so in der Wolf oberhalb des Wolfenweihers und im Absbach (Abb. 23).¹⁴⁴

Die Holzbringung: spezielle Geschichte, aktuelle Befunde

Im Folgenden sollen der Weg des Holzes und die dabei verwendeten Mittel und Bauten nachgezeichnet werden. Wenn es sinnvoll ist, etwa auch um vergleichende Betrachtungen anstellen zu können, werden einzelne Aspekte in einen größeren Zusammenhang gestellt. Der historischen Betrachtung folgt eine Darstellung dessen, was exemplarisch im Gelände erhoben werden konnte. Wie einleitend bereits angedeutet, wurden bei der Geländearbeit folgende Gewässereinzugsgebiete als Schwerpunktgebiet genauer untersucht:

- Einzugsgebiet der Wolf: obere Wolf, Eichelbach, Absbach, Kastelbach, Schwabach, Dollenbach, Seebach, Wildschapbach
- Einzugsgebiet der oberen Kinzig: Kleine Kinzig mit Hüttenbächle, (hinteres) Röthenbächle, Kaltbrunnerbach, Grüßgottbach, Witticher Talbach, Heubach.

Es wurden im Gelände 331 GPS-Punkte aufgenommen und 179 kulturhistorische Elemente kartiert (Abb. 24).

Doch zunächst ein Blick auf die beteiligten Akteure mit einer zeitgenössischen Beschreibung des Forstverwalters Häußler in Schramberg.¹⁴⁵ Er teilt das Holz- und Floßwesen in folgende Arbeiten ein: (1) Ankauf des Floßholzes, (2) Hauen und Formen, (3) Beifuhr, (4) Rüsten am Floßbach, (5) Einbinden, Aufnehmen und Verflößen, (6) Verkauf. (1) sind Schiffer und Unterkäufer aus Schiltach, Alpirsbach und Wolfach.¹⁴⁶ (2) besorgen die ärmeren Gebirgsbewohner, genannt „Wald- oder Floßholzhauer“. „Die Arbeit erfordert Uebung und Geschick, weßhalb diejenigen, welche sich ihr widmen, immerhin vorher auch eine Art von Lehrzeit durchzumachen haben, ehe ihnen selbstständig derartige Accorde überlassen werden“.¹⁴⁷ (3), also das Schleifen und Riesen, wird von den Hauern besorgt.¹⁴⁸ (4), das Einhauen und Bohren der Wiedenlöcher („Lochen“) und das Abhauen des Schießkopfes (der Schnauze, s. u.) am dünnen Ende des Stamms wird meist von den Holzrüstern besorgt, die von den Unterkäufern und Schiffern bezahlt werden.¹⁴⁹ (5) besorgen die Flößer.¹⁵⁰

¹⁴³ SCHMID, Schapbach im Wolfstal (wie Anm. 57), S. 438 ff.

¹⁴⁴ Ebd., S. 442.

¹⁴⁵ HÄUSSLER, Die Kinzig-Flößerei auf dem Schwarzwalde nach dem Rheine, deren Betriebs- und Handelsverhältnisse, in: Neue Jahrbücher der Forstkunde, 2. Folge, 1. Band (1851), S. 376–399.

¹⁴⁶ Ebd., S. 378.

¹⁴⁷ Ebd., S. 381.

¹⁴⁸ Ebd., S. 384.

¹⁴⁹ Ebd., S. 386.

¹⁵⁰ Ebd., S. 387.

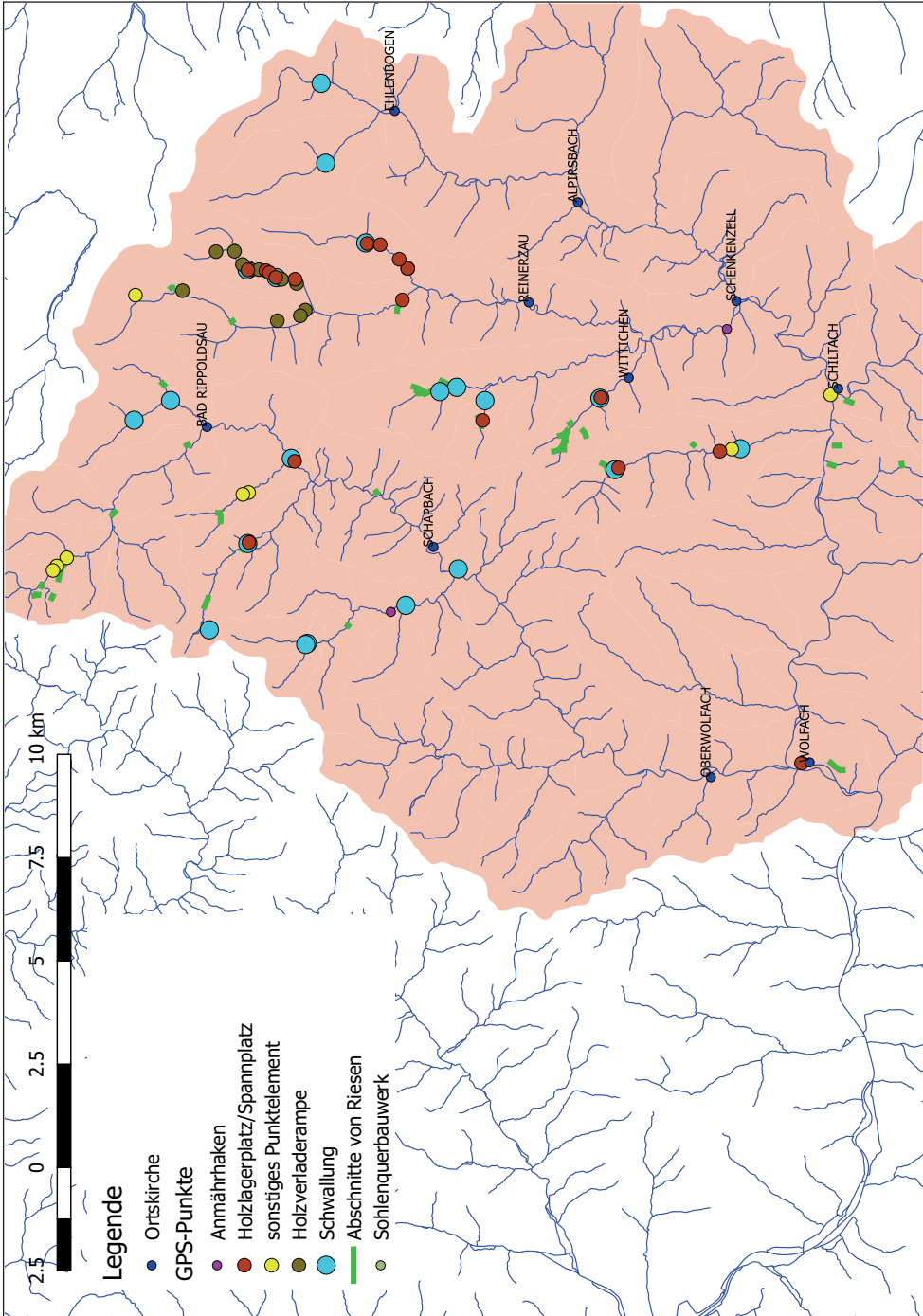


Abb. 24: Im Rahmen der Studie aufgenommene Elemente.

Fällen, Riesbau, Riesen

Die Baumstämme wurden in der Zeit von April bis Oktober ausschließlich mit der Axt gefällt. „Nur dadurch war das tiefere Aushauen des Stammes aus der ‚Pfanne‘ möglich, um die für den Holztransport notwendige Abrundung des Stockendes („Schnauze“) zu gewinnen“.¹⁵¹ Die Stämme wurden durch Ziehen, Schleifen oder Seilen zum Riesmund gebracht. Auf größere Entfernungen schleiften Zugtiere.¹⁵² „In der Mehrzahl der Fälle mußte das Stammholz aus den Schlägen am steilen Hang bis zur Riese durch Seilen beigebracht werden. Je nach Gefällstärke, Stammschwere und Seilbaum-Durchmesser wurde das Seil zwei- bis fünfmal um den nächststehenden Baumstumpf (Seilstock) geschlungen. Die Seilstöcke waren 1 bis 1,5 m hohe Baumstümpfe, die zum Zweck des Seilens beim Fällen der Stämme im Sommer stehengeblieben waren und in dieser Höhe abgesägt wurden. Der Nutzholzverlust war hierbei bedeutend und die vielen im Revier herumstehenden hohen Stümpfe wirkten unschön“.¹⁵³ Ein bis vier Arbeiter lenkten den Stamm, der Seilmann lockerte oder zog das Seil an. So ging es in mehreren Abschnitten bis zum Riesmund.¹⁵⁴

Man benutzte für den Holztransport wohl seit jeher Riesen verschiedener Bauarten.¹⁵⁵ In der Heimatliteratur wird von „uralten“ Einrichtungen gesprochen.¹⁵⁶ Hafner verweist darauf, dass „kunstvoll gebaute Holzriesen“ („paumrisen“, „jochrisen“) in deutschsprachigen Quellen erstmals im 14. Jahrhundert erwähnt werden, und zwar in Tiroler Weistümmern.¹⁵⁷

Die besten zeitgenössischen technischen Beschreibungen stammen sicherlich von dem aus der Region stammenden K. F. V. Jägerschmid in seinem Werk „Handbuch für Holztransport und Floßwesen“ von 1827/28.¹⁵⁸ Prinzipiell werden nach ihm Erdriesen und Stangenriesen unter-

¹⁵¹ „Die Länge der Stammschnauzen schwankte je nach Holzstärke zwischen 30 und 70 cm. Stärkere Stämme mußten auf der unteren Seite bis zu einem Drittel der Gesamtlänge mit dem Breitbeil leicht beschlagen werden, damit sie sich beim Riesen und Schleifen weniger drehen. Dies ergab eine weitere Schädigung gerade der wertvollsten Stämme“ (Hiss, Kaltbrunn-Wittichen [wie Anm. 55], S. 354).

¹⁵² Zum Holztransport SPÄTH (Schramberger Flößerei [wie Anm. 42], S. 4): „Von denen, die Holz aus den Wäldern auf die Steig und oberhalb der Steig bringen (nämlich an den Startplatz der Riese!) ist der so genannte Jochzöll zu entrichten. [...] Wer das Holz die Steige herunter an das Wasser führt und dieses Holz ‚laitet‘, d. h. auf der Riese herunterrutschen lässt, zahlt ebenfalls für jedes paar Ochsen 1 Schilling Heller und für 1 Ross 6 Heller.“

¹⁵³ Hiss, Kaltbrunn-Wittichen (wie Anm. 55), S. 359.

¹⁵⁴ Ebd., S. 359 f.

¹⁵⁵ Zu den Riesen im Gebiet: EDGAR BAUR, Ohne „Riese“ keine Flößerei im Schwarzwald!, in: Mitteilungsblatt der Deutschen Flößereivereinigung 16 (2009), S. 31–34; DERS., „Auf dem Holzweg“. „Die Riese“. Die Holzriesen im mittleren Schwarzwald. Spurensuche nach über 100 Jahren. Unveröff. Manuskript 2009; DERS., Riesen als Baudenkmäler. Wolfacher Wasserbauwerke weiter gefährdet, Mitteilungsblatt der Deutschen Flößereivereinigung 20 (2013), S. 32–36.

¹⁵⁶ „Meist ist die Anlage der Riese uralt. Schon die Altvorderen hatten mit sicherem Blick die geeignetsten Stellen, den steilen Bachriß, oder die jäh zur Höhe hinaufstrebende Schlucht dafür bestimmt [...]“ HERMANN FAUTZ, Das Holzriesen im Schwarzwald, in: Badische Heimat 22 (1935), S. 572–577, hier S. 572. FAUTZ (Flurnamen von Schiltach [wie Anm. 132], S. 53) weist für Schiltach ein paar alte Ries-Bezeichnungen nach: „In der Ries/in der risen 1676; in dem Risin-Wald 1759/in d'r riis /Wald im Tiefenbach am unteren Teil des Nordostgrates des Gumpenberges. 1759 Fohrenwald.“

¹⁵⁷ FRANZ HAFNER, Der Holztransport. Handbuch für Rückung, Lagerung, Ladeverfahren und Haupttransport, Wien 1964, hier S. 184. Auf die Nennung von „risen“ im Jahre 1316 im Passeier wurde oben schon hingewiesen.

¹⁵⁸ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 1. Band (wie Anm. 24); KARL FRIEDRICH VIKTOR JÄGERSCHMID, Handbuch für Holztransport- und Floßwesen zum Gebrauche für Forstmänner und Holzhändler, und für solche die es werden wollen, Zweiter Band, Karlsruhe 1827/28.

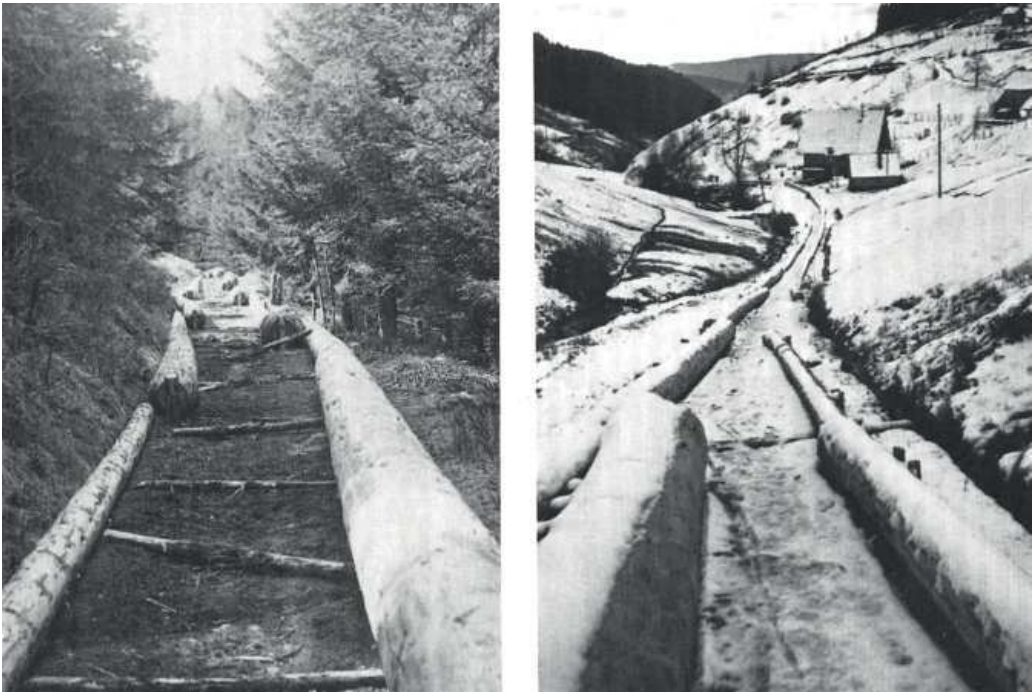


Abb. 25: links: Stammholzriesen im Kaltbrunn, rechts: Winterriesen im Witticher Tal 1953. Aus: WOHLFAHRT, Fürstenbergische Forstwirtschaft (wie Anm. 124), S. 83.

schieden. Letztere werden aufgeteilt in „Schiffbau- oder Holländer und überhaupt Langholzriesen“, Sägblochriesen und Feuerholzriesen. Für ihre Fertigung werden Riesenstangen benötigt. „Die zum Langholztransport einzurichtenden Erd- und Stangenriesen erfordern starke Stangen von 8 bis 10 Zollen, besonders wenn schweres Holz darin geriebt werden soll: die Sattelbäume hingegen, nämlich die, welche auf beiden Seiten oben liegen und den Rand ausmachen, müssen an 12 bis 15 Zoll dick seyn. Die Brandholzriesen, bedürfen minder starke Stangen, soferne sie zu Tage liegen. Stangen von 4 bis 5 Zoll sind schon dienlich, wogegen deren Sattelbäume eine Stärke von 6 bis 8 Zoll haben müssen.“ Die Länge solle zwischen 20 und 30 Fuß liegen. „Für jedes Riesenfach müssen jedoch die Stangen von einerlei Länge seyn.“ – Man wähle gewöhnlich „die am Orte des Holztransports dominirende Holzgattung“.¹⁵⁹

Erdriesen seien „nichts anders, als in die Erde eingegrabene und an den benöthigten Stellen mit Holz ausgefüllte Kanäle [...]. Man wählt zu Anlage der Erdrisen, wo möglich eine von Natur gebildete, abwärts ziehende Schlucht in der Nähe des Holzschlags, und zwar eine solche Stelle, wo wenig Stand- und Unterholz sich befindet, oder in Ermanglung einer solchen, läßt man eine verhältnißmäßig breite und tiefe Rinne in der Erde ausheben“.¹⁶⁰ „Für Schiff- und andere Bau- und Werkholzstämmen und Klötze, wird die Rinne oben drei bis fünf Fuß breit und zwei Fuß tief, für Feuerhölzer hingegen, zwei Fuß drei Zoll bis drei Fuß breit, und ein Fuß 4 Zoll

¹⁵⁹ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 1. Band (wie Anm. 24), S. 175.

¹⁶⁰ Ebd., S. 236.

tief ausgegraben, und die ausgehobene Erde, rechts und links der Rinne vertheilt, daß sich auf beiden Seiten ein kleiner Erdwall bildet, welcher nicht nur die Rinne tiefer macht, sondern auch die ableitenden Hölzer gegen das Ausspringen schützt. [...] Dergleichen Erdrinnen müssen in ihrer Durchschnittsfläche ohngefähr halb zirkelförmig gebildet seyn, alle Steine und andere hervorragende Körper werden eingeebnet, der Boden festgestampft, und an steilen Stellen und Abhängen, wo man voraus siehet, daß das abrutschende Holz mit vermehrter Celerität abkömmt, und mit der Stirne aufsticht, mittelst Stangen, welche der Länge nach neben einander gelegt und verspannt werden, damit die Hölzer auf solchen abgleiten, aufgefüttert und verwahrt werden“.¹⁶¹ Die Sohle solle der Länge nach mit buchenen Stangen ausgelegt werden. Jägerschmid weist darauf hin, dass eine Riese eine Erosionsrinne darstelle, Bäume unterspült werden könnten und größeres Material („Steine“, Felsmassen“) in Bewegung kommen könne.¹⁶² Insgesamt seien die Erdriesen eher von Nachteil.

Für die Stangenriesen gelte grundsätzlich: Man solle „den Fallwinkel der Riese allerwärts möglichst gleichförmig fortstreichen lassen. Wo der Elevationswinkel des Berghanges zwischen 30° und 45° sich stellt, lassen sich die bequemsten Riesen für leichte, und unter 30° für schwere Holzmassen herrichten; dagegen an steilen Abhängen, welche zwischen 45° u. 60° Elevationswinkel haben, oder gar an noch steileren Bergwänden, fallen die Riesen nicht so bequem aus, weil durch die steile Höhe derselben, die Celerität des abgleitenden Holzes vermehrt wird, und dieses alsdann sehr oft während seinem Laufe, aus der Riese springt, zuweilen dabei beschädigt wird, zuweilen stehendes Holz beschädigt, und überdies wieder mit Kosten, von Hand in die Riese geschafft werden muß.“ Deshalb solle man die Riese schräg führen und damit den Lauf verlängern.¹⁶³

„Da wo sich die Holzriesen enden, muß man die Einrichtung treffen, daß das ankommende Holz ab, und in die Floßbach auf den Rieshaufen geleitet, oder ausgeworfen wird. Im ersten Falle, wo das ankommende Holz ausgleitet, sind es Schuckriesen, im zweiten aber, wo dasselbe abspringt, Auswurfriesen, und eben bei diesen, sind Riesen oder Auswurfstümmel [...] nöthig. – Die außerordentliche Kraft, womit das herabrutschende Holz, nach dem Gesetze des Falles mit vermehrter Celerität, am Ende der Riese ankömmt und aufprallt, würde gar bald die schwachen Riesenstangen des letzten Faches zerschmettern, und diese unvernünftig seyn, gehörigen Widerstand zu leisten, das ankommende Holz in die Floßbach zu werfen, weswegen ein starkes und festes Stück Holz, am Ende des letzten Faches, welches man den Auswurf (oder Riesenstümmel) nennt, eingezogen und befestigt werden muß. Ein gerade gewachsenes, zähes und fehlerfreies Stück Buchenholz von 10 bis 15 Fuß Länge und 18 bis 24 Zoll Dicke [...] ist [...] am dienlichsten“.¹⁶⁴

Zur Wirtschaftlichkeit der Rieswege äußert sich Hafner:¹⁶⁵ „Zum Betrieb einer 1,5 km langen Riese sind erforderlich: 3 Mann bei der Einkehr, 5 Mann auf dem Verleerplatz und 3 bis 5 Mann auf der Riesstrecke. Die Tagesleistung schwankt unter diesen Verhältnissen von 60 bis 70 fm. Der Erhaltungsaufwand beträgt im Durchschnitt 25 Arbeitstage je Kilometer Rieslänge und Jahr.“ Dies galt im Großen und Ganzen sicherlich auch für frühere Zeiten.

¹⁶¹ Ebd., S. 236.

¹⁶² Ebd., S. 237.

¹⁶³ Ebd., S. 241.

¹⁶⁴ Ebd., S. 177.

¹⁶⁵ HAFNER, Der Holztransport (wie Anm. 157), S. 190.

Viele Riesen in unserem Untersuchungsgebiet besitzen eindrucksvolle und baulich sehr aufwändige Unterbauten (Abb. 26) oder sind als steinerne Rinnen mit dauerhaften Seitenwänden gebaut.¹⁶⁶ Diese Tatsache findet in der älteren Literatur erstaunlicherweise keine Erwähnung. Lediglich Gayer (1888) erwähnt als „eine besondere Art von Wegen“ die „Riesewege“ im „östlichen Schwarzwalde“, die als Schlittwege, aber insbesondere zum Abriesen des Langholzes verwendet würden.¹⁶⁷ Zu diesen Wegriesen schreibt er: „Eine ganz besondere Art des Riesenbaus ist seit langer Zeit in einigen Schwarzwald-Thälern, namentlich im Gebiete der Wolf und Kinzig, zum Langholztransport im Gebrauche. Der Hauptcharakter dieser Riesen besteht darin, daß als Rieselinie die zu diesem Zwecke (nebenbei auch zum Holzschlitteln) erbauten Wege, und zum Riesenbau selbst die abzurieselnden Langhölzer benutzt werden. [...] Die Wegriesen dienen nur zum Langholztransporte“.¹⁶⁸ – Es wurde bislang keine Quelle gefunden, die sich zum Bau oder zur Reparatur von dauerhaften Steinriesen geäußert hätte. Hier besteht noch eine Forschungslücke! Ebenso offen bleiben muss zunächst, ob die „Wegriesen“ – wie die Bezeichnung vermuten lässt – außerhalb der Rieszeit nicht auch als Verbindungswege dienten. Manche Riesführung und auch das Gefälle mancher Riese legen dies nahe.¹⁶⁹ Ein gutes Beispiel für die Doppelfunktion ist die Roßberger Steige vom Oberen Dörfle (Reinerzau) zum Roßberg sein (Abb. 27).



Abb. 26: Wegriese am Absbach (Bad Rippoldsau-Schapbach). Foto: Werner Konold.

¹⁶⁶ Dazu auch BAUR, „Auf dem Holzweg“ (wie Anm. 155).

¹⁶⁷ KARL GAYER, *Die Forstbenutzung*, Berlin 1888, hier S. 161.

¹⁶⁸ Ebd., S. 276.

¹⁶⁹ BAUR („Auf dem Holzweg“ [wie Anm. 155], S. 6) geht davon aus, dass die Wegriesen „eine Zwischenform von Schlittenwegen und den einfachen, mit Rippen ausgelegten Holzriesen“ darstellen.



Abb. 27: Riese Roßbergsteige mit Pflasterung und talseitiger Mauer. Foto: Werner Konold.

Es liegt in der Natur der Sache, dass Erdriesen, die in Hangeinschnitten, Schluchten oder Tälchen angelegt wurden, ihren Charakter im Laufe der Nutzungszeit veränderten. Sie tieften sich ein, wurden zu Erosionsrinnen, wurden aufgegeben, mit Altholz oder Totholz verfüllt und konnten wohl irgendwann auch nicht mehr von einer natürlichen Struktur unterschieden werden. Das heißt, dass Erdriesen als solche heute nur noch dann eindeutig identifizierbar sind, wenn sie nicht in der Falllinie angelegt wurden. Stangenriesen wurden, wenn sie ausschließlich aus Holz gebaut waren, nach dem Riesen sukzessive von oben wieder abgebrochen. Soweit sie nicht dem Bau von Straßen und Wegen zum Opfer fielen, sind uns in historisch-authentischer Weise alleine die Riesen geblieben, die als steinerne Rinnen angelegt wurden oder einen steinernen Unterbau besitzen.

Um vorab eine Vorstellung vom Umfang der Riesen im Untersuchungsgebiet zu bekommen, greifen wir auf Hans Schmid zurück. Die Parzellierung im Wildschapbachgebiet habe dazu geführt, dass die einzelnen Waldbauern eine eigene Riese bauen mussten, „was bedeutete, daß bei einer Riesstrecke von ca. 2 km alles Stammholz zur Herstellung der Wehren verwendet werden mußte“.¹⁷⁰ Und Hafner:¹⁷¹ „Um 1885 bestanden nach Forstverwalter Gayer allein im Bezirk Wolfach im Schwarzwald 120 km Rieswege. Wenn auch einzelne Rieswege noch bis etwa 1930 errichtet wurden, so war doch nach etwa 1905 die Blütezeit dieser Anlagen vorüber“.¹⁷² Aus-

¹⁷⁰ HANS SCHMID, Ries- und Seilbetrieb, in: SCHMID, Schapbach im Wolfstal (wie Anm. 57), S. 324–328, hier S. 326.

¹⁷¹ HAFNER, Der Holztransport (wie Anm. 157), S. 185.

¹⁷² In manchen Gebieten zeigte sich eine differenzierte Entwicklung. So heißt es 1859, für die vorderen Wälder in der Forstei Wolfach seien schon ziemlich viele Wege gebaut worden, das Riesen des Holzes sei selten, weil

schließlich in Südtirol und im Schwarzwald seien Spitzkehren, auch „Würfe“ genannt, im Einsatz.¹⁷³ Förster (1885) weist ebenfalls auf diese Kehren hin:¹⁷⁴ „Im Schwarzwalde werden Kehren unter einem sehr spitzen Winkel angelegt. Der niedergleitende Stamm wird durch einen Einbau an der Kehre zum Stehen und selbstthätigen Einrollen in die untere Wegtrace veranlaßt. Kurz vor dem Wehr erhält der obere Wegstrang ein kleines Gegengefälle, damit die Stämme mit mäßiger Geschwindigkeit und Kraft an dem Wehr anlangen [...]“. Auch Gayer erwähnt diese technische Besonderheit: Wenn die Rieslinie ihre Richtung verändern müsse, werden „sog. Kehre“ eingebracht, „d. h. man bricht die Rieslinie in einen sehr spitzen Winkel und bringt im Winkelpunkte eine Prellwehr an. Der [...] abwärts gleitende Stamm wird dann durch das Wehr aufgehalten, gelangt rollend“ auf die weiter abwärts führende Linie.¹⁷⁵ – Zwei solche Kehren sind unter anderem im Hinteren Absbach in Holzwald und im Tal der oberen Wolf unweit der Törleshütte zu finden. Dieses Beispiel ist besonders interessant, da man bis heute genau erkennen kann, dass das Gefälle der Riese zur Kehre hin abnimmt und – zum Hang mit einer Trockenmauer gestützt – sukzessive breiter wird und einen kleinen Platz bildet. Von dort wurden die zur Ruhe gekommenen Stämme auf die im spitzen Winkel vorbeiführende zweite Riese gerollt.

Das Riesen selbst wird in vielen Quellen sehr anschaulich geschildert. Dem technischen und organisatorischen Ablauf am nächsten dürften die Beschreibungen von Hiss kommen.¹⁷⁶ „Nach Beendigung der Beibringung des Holzes an die Rieswege konnte mit dem Riesen begonnen werden, wenn etwa 10 cm Schneehöhe und ca. 3° Kälte vorhanden waren.“ Man baute die Riesanlage mit den beigebrachten Stämmen.¹⁷⁷ „Von oben beginnend, wurden beiderseits des Riesweges stärkere Stämme mit dem Stockende abwärts voreinander gelegt und befestigt. Diese Bäume werden ‚Wehrbäume‘ genannt. Das abwärts liegende starke Ende des oberen Stammes deckte das aufwärts liegende schwache Ende des unteren Stammes.“ Je nach Lage am Hang und Gefälle wurden ein- oder zweiseitig Wehrbäume gebaut.¹⁷⁸ Die Stämme wurden vor dem Schießen über einen Scherpfahl, Seile oder Wieden an den Schnauzen durch ein Loch gezogen oder mit Ringeisen, die an einem Pfahl festgebunden waren, festgehalten. „Wölfe“, starke Stämme, die in die Riese gehängt waren, verhinderten ein zu schnelles Schießen. Eingelegtes Stangenholz („Pritschen“) beschleunigte den Transport an flacheren Stellen. „Geräuh“ wurde auch mit Erde oder Fichtenreisig, zur Beschleunigung konnten Schnee und Wasser/Eis zum Einsatz kommen.¹⁷⁹ Neben den Arbeitern am Riesmund und am Riesende waren an der Strecke noch Rieshirten zu-

die Holzmenge dafür nicht ausreiche. Ab 1878: Man sei nun zum Ries- und Schlittwegsystem übergegangen. Die Ries- und Schlittwege seien so steil zu bauen, dass sie auch ohne Schnee funktionsfähig seien (ab etwa 20 %). Auch in den hinteren Wäldern seien Wege gebaut worden; 1878: 58 m auf 1 Hektar (WOHLFAHRT, Fürstenbergische Forstwirtschaft [wie Anm. 124], S. 209).

¹⁷³ Ebd., S. 191.

¹⁷⁴ G.R. FÖRSTER, Das forstliche Transportwesen, Wien 1885, hier S. 26.

¹⁷⁵ GAYER, Forstbenutzung (wie Anm. 167), S. 278.

¹⁷⁶ HISS, Kaltbrunn-Wittichen (wie Anm. 55). Dazu auch JOSEPH SCHMID, Lehrzeit im Walde, in: SCHMID, Schapbach im Wolfstal (wie Anm. 57), S. 337 f. Joseph Schmid trat 1915 seine Lehre als Waldarbeiter beim Staatlichen Forstamt Wolfach an.

¹⁷⁷ „Zum Bau der 3–4 km langen Burgbach-Riese wurden ca. 500 Festmeter Stammholz allein für die Wehren gerechnet; 12 Mann arbeiteten daran 3 Wochen lang. Ein solcher Aufwand war nur rentabel, wenn dann mindestens 1500 fm ‚geriest‘ wurden“ (ADOLF SCHMID, Bad Rippoldsau. 800 Jahre Heimatgeschichte, Karlsruhe 1966, hier S. 98).

¹⁷⁸ HISS, Kaltbrunn-Wittichen (wie Anm. 55), S. 361 f.

¹⁷⁹ Ebd., S. 362 ff.

gange, die die Stämme am Laufen hielten. Hornsignale dienten der Kommunikation. Starkholz wurde einzeln transportiert, schwächeres Holz schneller nacheinander. Die Länge der Riesen ging im Gebiet bis 3 km. Ab 8 % Gefälle konnte man auf Schnee¹⁸⁰ und Eis¹⁸¹ riesen, bis 20/30 % ohne Schnee, wenn die Riese eng mit Buchenbengeln und Buchenspältern belegt war, ab 40 % war das Riesens ohne Hilfsmittel möglich. Nach Abschluss des Riesens wurden die Wehrbäume sukzessive von oben in die Riese gegeben.¹⁸² – Der Riesbetrieb, so Hiss,¹⁸³ wurde schon um 1900 als nicht optimal empfunden. Die Kosten (Bau, Unterhaltung) und die Weglängen der angedachten befestigten Fahrwege führten jedoch zu einer Beibehaltung des Riesbetriebs. Ab 1952 wurde er dann sukzessive eingestellt.

Riesen: aktuelle Befunde

Zur Erfassung des historischen Zustands und zur Verdeutlichung der Dichte von Riesen wurde ein Teil des Gebietes näher untersucht: die Täler der Kinzig oberhalb Alpirsbach, der Kleinen Kinzig oberhalb Reinerzau, des Kaltbrunnerbachs, des Witticher Talbachs, der Wolf oberhalb Bad Rippoldsau. Auf Grundlage der Kartenanalyse wurden anschließend ein paar Riesen gezielt aufgesucht, kartiert und es wurde deren Zustand erfasst.

Grundlage waren u. a. Riesen, die auf Luftaufnahmen (Karten von Gruber und Weigold) eingezeichnet wurden. Sie wurden im GIS georeferenziert. Anschließend wurden die Riesen in einem Shapefile erfasst und dargestellt. Hierbei wurden die Linien auf den Fotografien eins zu eins übertragen. Auf den TK 25 sind auf württembergischem Gebiet Wegestrukturen aus beidseitig gestrichelten Linien eingezeichnet (in etwa so: = = =). In der Legende findet sich keine Erklärung für diese Struktur. Ihre Lage und Ausrichtung bevorzugt an Steilhängen und Richtung Gewässer lassen vermuten, dass es sich hierbei um Riesen handelt. Diese wurden im GIS nachgezeichnet und in einem Shapefile erfasst. Auf badischer Seite konnte diese Signatur in den Karten ebenfalls gefunden, doch aufgrund von Lage und Verlauf nur schwer mit Riesen in Verbindung gebracht werden.

Im Digitalen Geländemodell (DGM) sind einige Geländestrukturen senkrecht zum Hang zu erkennen, bei denen sich es zweifelsohne um Riesen handelt (siehe Abb. 9). Weitere, schräg am Hang verlaufende Strukturen können Riesen und/oder auch Wege sein. Häufig wurden ehemalige Riesen, die nicht zu steil waren, zu Wegen umgebaut und sind heute kaum mehr als Riese identifizierbar. Durch die Überlagerung der Shapes über das DGM konnten viele Riesen verifiziert werden. Außerdem wurden im DGM einige Riesen entdeckt, die nicht in den Luftbildkarten von Gruber und Weigold oder in den TK 25 verzeichnet waren.

¹⁸⁰ „Oft genügt es nicht allein, an solchen Stellen die Bahn durch Einschaufeln von Schnee zu glätten. Vielfach müssen sogenannte ‚Spältere‘, halbierte Rundhölzer, eingebaut werden, auf deren Rücken der gleitende Stamm weniger Reibungsfläche findet“ (FAUTZ, Holzriesen im Schwarzwald [wie Anm. 156], S. 576).

¹⁸¹ „Hat der Winter aber wenig oder gar keinen Schnee beschert, wartet aber mit recht kalten Nächten auf, dann greift man zum ‚Eismachen‘. Mit Eimer und Gießkannen bewaffnet, schleppen alsdann an den Vorabend die Riesleute aus nahen Quellen und Rinsalen das Wasser herbei und überschütten die ganze Riese, damit sie über Nacht zu einer einzigen glatten Eisbahn gefriert“ (FAUTZ, Holzriesen im Schwarzwald [wie Anm. 156], S. 577).

¹⁸² Hiss, Kaltbrunn-Wittichen (wie Anm. 55), S. 365 f.

¹⁸³ Ebd., S. 368.

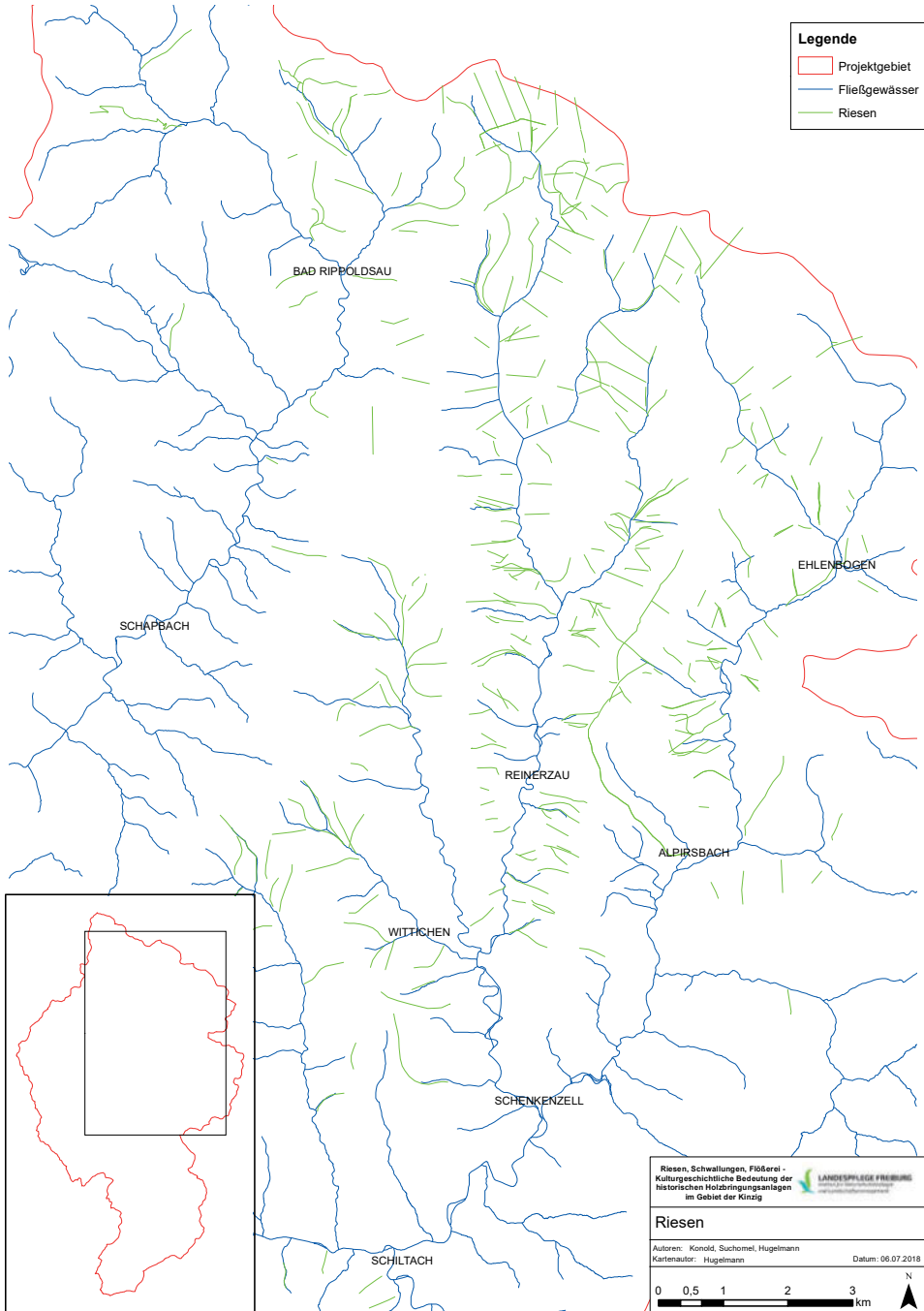


Abb. 28: Riesens (grün), die im untersuchten Gebiet mit Hilfe verschiedener Methoden ermittelt werden konnten.

Die Riesen auf den Luftbildern weisen trotz Georeferenzierung zum Teil erhebliche Abweichungen mit denen der TK 25 auf. Das liegt vermutlich daran, dass von Gruber und Weigold die Riesen händisch eingezeichnet und keiner Kartenbasis zugeordnet wurden. Trotzdem kann davon ausgegangen werden, dass es sich um die gleichen Riesen handelt. Viele Riesen decken sich gut mit Strukturen des DGM. Deutlich wird dabei aber auch, dass einige Riesen überbaut wurden und weiterhin als Schleifwege für moderne Maschinen dienen. Zudem finden sich immer wieder Riesen, die nicht direkt auf ein Gewässer zulaufen, sondern auf andere Wege. Von dort musste das Holz zur nächsten Riese geschleift werden, von wo es dann weitergeriest wurde. Manche Riesen treffen sich Y-förmig und führen dann in einem gemeinsamen Bett hinab ins Tal. Eine auf eine andere zulaufende Riese nennt man Stichriese. Eine gezielte Begehung¹⁸⁴ einiger Riesen anhand der Kartenanalyse bestätigte die Lage der Riesen weitestgehend.

Wie auf Abb. 28 ersichtlich wird, ist bzw. war die Riesendichte im untersuchten Teil des Gebietes sehr hoch. Es ist davon auszugehen, dass dies für die anderen Teile des Projektgebietes in ähnlicher Weise zutrifft. Insgesamt wurden 176,28 km Riesen erfasst, wobei hier sicherlich die eine oder andere doppelt erfasst wurde (z. B. TK 25 und Luftbildkarte von Gruber und Weigold).

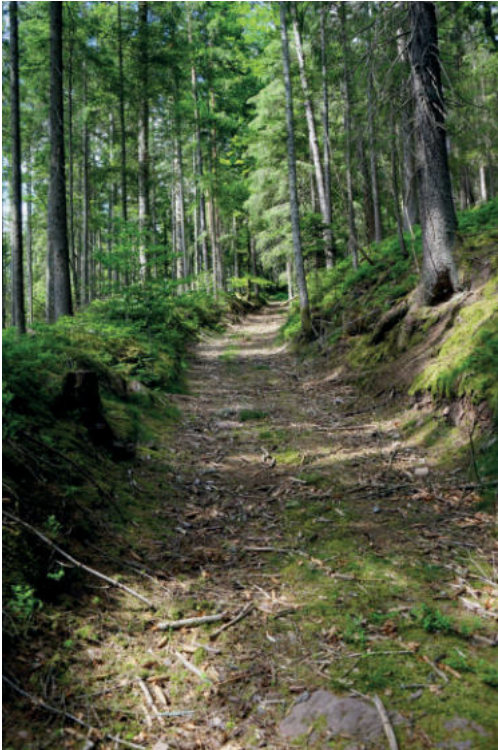


Abb. 29: Riese im Lohmühltal, von Büchenberg kommend. Foto: Werner Konold.



Abb. 30: Wiederhergestellte Riese in Reinerzau mit Steinpflaster, Querhölzern und einer mächtigen talseitigen Mauer. Foto: Werner Konold.

¹⁸⁴ An dieser Stelle sei Herrn Edgar Baur für die gemeinsame Begehung nochmals herzlich gedankt.



Abb. 31: Riese im Lohmühletal. Foto: Werner Konold.



Abb. 32: Durchlass für einen Bach durch den Steinbau einer Riese im Witticher Tal. Foto: Werner Konold.



Abb. 33: Erdriese im Heubachtal. Foto: Werner Konold.



Abb. 34: Steinkonstruktion als Riesunterbau zum Überbrücken eines Bacheinschnitts (Hinterer Absbach).
Foto: Werner Konold.

Grenzt man Flächen ab, auf denen die Riesen aller Wahrscheinlichkeit nach vollständig aufgenommen wurden, so kommt man auf ca. 157 m Riese je ha Fläche.

Der Zustand der Riesen heute ist insgesamt nicht gut. Einige wurden durch Wald- oder Maschinenwege überbaut. Man erkennt manchmal noch talseitig kleinere Erdwällen, die auf die ehemalige Riese hindeuten. Andere, die in der Falllinie verlaufen, sind mehrfach durch Forststraßen zerschnitten, die Rinnen jedoch vielfach noch vorhanden. Riesen, die aus Stein gebaut und damit auf Langlebigkeit angelegt wurden, sind heute noch am besten zu erkennen. Da viele Riesen nur temporär aus Holz aufgebaut und nach Beendigung des Riesens von oben nach unten wieder abgebaut wurden, ist von diesen Bauten heute nichts mehr zu sehen. Relikte sind also nur noch vorhanden, wenn es sich um Riesen mit Erdvertiefungen, Erdwällen oder um Steinriesen handelte.



Abb. 35: Steinriese vom Büchenberg ins Lohmühltal. Foto: Werner Konold.



Abb. 36: Rest eines Rieswegs im Witticher Tal. Foto: Werner Konold.



Abb. 37: Eine Riese im Witticher Tal, von schräg links oben aus dem Wald kommend, wird heute als Maschinenweg genutzt. Foto: Christian Suchomel.

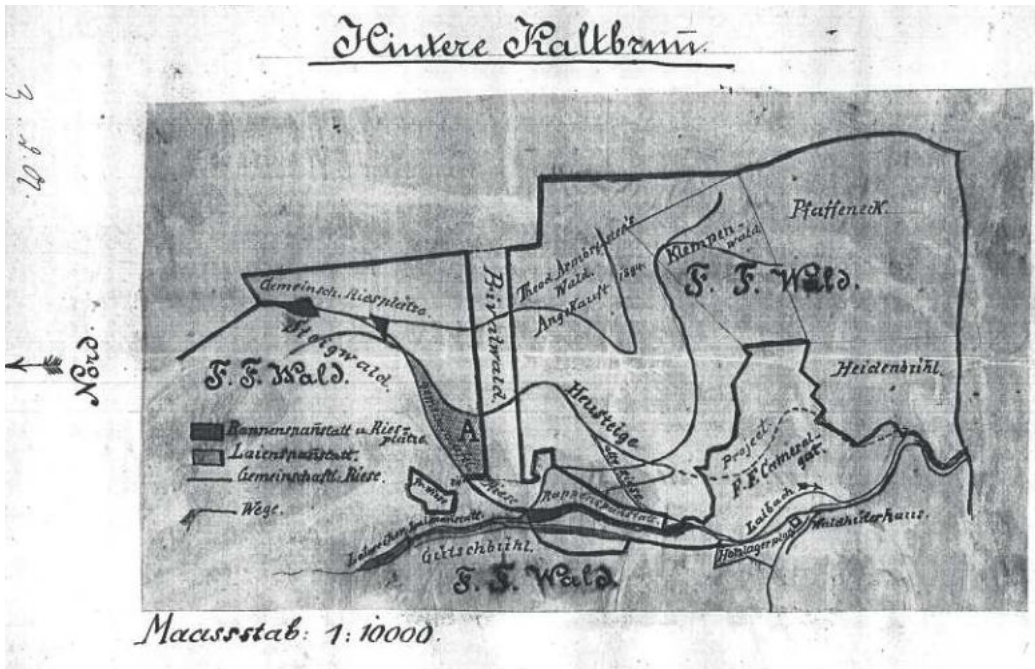


Abb. 39: Die Situation um die Rappenspannstatt im Jahr 1897. Von den gemeinschaftlichen Riesplätzen führt eine gemeinsame Riese zur Rappenspannstatt. Eine „alte Riese“ geht von der Heusteige zum südlichen Teil der Spannstatt. Direkt unterhalb des Laiweiher liegt die herrschaftliche Laienspannstatt. Die Rappenspannstatt eignet sich, so die Akte, nicht zum Lagern und noch viel weniger zum Abführen von Stammholz. Quelle: FFA Forstadministration, Generalia, Floßwesen XI/2, Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen. Bericht der Fürstl. Fürstenb. Forstei Wolfach vom 14ten April 1897, Nr. 208, Die gemeinschaftliche Rappenspannstatt im hinteren Kaltbrunn betr.

der Möglichkeit, im Tal eine Spannstatt mit einer ausreichenden ebenen Fläche und einen Weiher mit einem guten Speichervolumen anlegen zu können. Deshalb finden wir auch Riesanlagen mit weniger starken Gefällen. Diese funktionalen Zusammenhänge lassen sich an mehreren Stellen heute noch ablesen.

Spannstätten waren erheblichen mechanischen Belastungen ausgesetzt, mussten also entsprechend stabil gebaut und durch eine angemessene „Verdammung“ gesichert sein. Schwerer, nasser Boden taugt nicht für die Holzplätze. Wo ein solcher vorzufinden sei, müsse man den Grund mehrere Fuß tief ausheben und mit Sand und Kies überdecken.¹⁸⁵

Befunde im Gelände zeigen, dass mehrfach hangseits Stützmauern gebaut wurden, um die Spannstatt zu sichern (Abb. 40). Vielfach wurde das Gelände eingeebnet. Teilweise wurden kleinere Seitenbäche unter der Spannstatt durchgeleitet (Abb. 41).

Über ein paar wenige Spannstätten konnten detaillierte, überwiegend jüngere Unterlagen gefunden werden,¹⁸⁶ so auch zur Spannstatt im Rappengrund im Seebachtal, das vom Glaswaldsee

¹⁸⁵ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 2. Band (wie Anm. 158), S. 246.

¹⁸⁶ Im Zusammenhang mit einem Floßweiher im (vorderen) Röttenbach wird jedoch bereits 1583 eine Peterzeller Spannstatt genannt (Abschrift einer Flötzer-Ordnung von 1583 im Stadtarchiv Alpirsbach).



Abb. 40: Hangseitige Stützmauer der Ochsengrundspannstatt im Heubachtal. Foto: Werner Konold.

herabführt.¹⁸⁷ 1830 überlässt Seebachbauer Jos. Georg Armbruster der F. F. Standesherrschaft die bisherige Spannstatt im Rappengrund (nicht zu verwechseln mit der Spannstatt in Abb. 39) „zum freyen und ungehinderten Gebrauche“ des aus verschiedenen Wäldern hingeleiteten Floßholzes gegen eine jährliche Entschädigung von 16 fl. Weitere Spannstattverträge und -regelungen mit Bauern, z. B. im Heubachtal, und die Spannstatt und Weihernutzung im Dollenbach (Zufluss zur Wolf) werden in den Akten 1830 und 1837 behandelt.

Über die „rechts- und linksseitige“ Laienspannstatt im Kaltbrunnertal liegen umfangreiche Akten von 1892 vor,¹⁸⁸ betreffend Vereinbarungen zwischen der F. F. Standesherrschaft und den Waldbauern. Die Art der Nutzung war offensichtlich bis dahin etwas unklar. Und nun zeichne sich die Einstellung der Flößerei ab, wodurch eine neue Regelung der Nutzung und Unterhaltung nötig sei. Die Laibauern und die Standesherrschaft bräuchten die rechts- und linksseitige Spannstatt

¹⁸⁷ FFA, Betreffend Rippoldsau, Cist: B 110, Kat. 3, Vol. VII, Floßwesen im Kinzigthal in specie Spannstatt-Verträge.

¹⁸⁸ FFA, Forstadministration, Generalia, Floßwesen XI/2, Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen, Floßordnungen, Floßgebühren etc. 1869–1911. Bericht der Fürstl. Fürstenb. Forstei Wolfach vom 10ten Juli 1882, Nro. 244, Die Benützung der Laienspannstatt im hinteren Kaltbrunn betr.



Abb. 41: Durchlass eines Seitenbachs unter der Ochsengrundspannstatt im Heubachtal. Foto: Werner Konold.



Abb. 42: Mit Wieden verbundene Gestöre, Wald-Kulturhaus in Holzwald, Bad Rippoldsau-Schapbach. Foto: Werner Konold.

zum Lagern von Brennholz, da es in den Wäldern keine Fahrwege, sondern nur Ries-, Schlitt- und Leitwege gebe. Stammholz könne künftig nicht mehr, allenfalls in kleinen Mengen, gelagert werden. Auf der rechten Seite solle ein 30 m langer, 1,5 m hoher und 0,8 m starker Ladeplatz angelegt werden, dazu sei eine Auffüllung mit 80 m³ Boden notwendig.

Dass bei der Langholzflößerei die Baumstämme – zunächst auf den Spannstätten – mit Wieden zu Gestören zusammengebunden wurden, ist allgemein bekannt (Abb. 42). Doch ist es interessant, sich zu vergegenwärtigen, welche Qualitäten von Wieden benötigt wurden und in welchem Umfang Schwachholz von welchen Baumarten gebraucht wurde, um daraus Wieden zu drehen. Wiederm Jägerschmid gibt uns dazu wichtige Auskünfte.¹⁸⁹ Die Wiede sei „das unentbehrlichste, dauerhafteste und wohlfeilste Befestigungsmittel. Die Floßwieden werden vorzüglich aus Stämmchen von Weiß- und Rothtannen, Birken, Hainbuchen und Haseln verfertigt, können aber auch aus jungen Eichen, Eschen und Kastanien gewunden werden. [...] die

Abgabe der Floßwiedstangen ist den Waldungen bisweilen sehr lästig, theils weil solche ein unentbehrliches Bedürfnis, öfters in beträchtlicher Anzahl verlangt werden, theils weil sie der ärmeren Volksklasse Veranlassung zu Frevel, und dadurch zu Beschädigung geben“.¹⁹⁰ Dahinter verbirgt sich also die Befürchtung oder auch die Tatsache, dass das Wiedenholz nicht immer unter „nachhaltigen“ Gesichtspunkten gewonnen wurde und dass das Herstellen der Wieden das Geschäft von wirtschaftlich Schwächeren gewesen ist.

Jägerschmid unterscheidet verschiedene Arten und Anwendungsbereiche von Wieden: (a) Holländerbaumwieden (16–20 Fuß lang, 2 Zoll mittlere Dicke), (b) Meesbalkwieden (14–18, 1½–1¾), (c) Gemeinwieden (10–16, 1–1 1/4), (d) Klotz- und Bordwieden (6–8, ½–¾); (a) und (b) aus Tanne und Fichte, (c) auch aus Birke, (d) aus Hasel.¹⁹¹

Wiedenholz wurde in so großen Mengen gebraucht, dass es Mangelware werden konnte. So berichtet Fautz: „[...] das obere Kinzigtal besaß von jeher weniger Buschwald als das Wolf- und Kirnbachtal, und so herrschte hier oft Mangel an dem nötigen Einbindeholz.“¹⁹² Das heißt nichts anderes, als dass es im Gebiet der Wolf gehölzbestandene Flächen gab, auf denen wenig Stamm-

¹⁸⁹ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 1. Band (wie Anm. 24).

¹⁹⁰ Ebd., S. 182.

¹⁹¹ Ebd., S. 182 f.

¹⁹² FAUTZ, Schiltacher Schiffferschaft (wie Anm. 7), S. 18.

holz zu finden war. Eine Ergänzung findet diese Annahme durch den Bericht von Gwinner und seinen Studenten von 1833, wonach sich im „Schappacherthal“ Sägmühlen, Teeröfen, Pechsiedereien, Sauerkleesalzfabriken und eben auch „Floßwiedendrehereien“ aneinanderreihen.¹⁹³

Wieden spielten nicht nur beim Binden der Gestöre eine Rolle, sondern auch bei der Befestigung von Gewässerufnern, indem einzelne Pfähle, um welche Zweige geflochten waren, mit Wieden an einen Teuchpfahl „angefesselt“ wurden.¹⁹⁴

Spannstätten, Einbinde- und Holzlagerplätze: aktuelle Befunde

Man kann davon ausgehen, dass es zahlreiche Spannstätten im Gebiet gab. Man brauchte die Plätze, um das Stammholz zu sammeln, es für die Flößerei vorzubereiten, für den Weitertransport zu richten, und man brauchte sie zur Lagerung (Abb. 43). Allein an fast jedem Floßweiher müsste sich eine Spannstatt befunden haben.¹⁹⁵ Die Verebnungen, die als Lagerplatz gedient haben, sind geomorphologisch an künstlichen Verebnungen recht gut zu erkennen (Abb. 44). Wie bereits oben erwähnt, wurden die Spannstätten teilweise bergseits von Trockensteinmauern begrenzt (Abb. 45).



Abb. 43: Am Ende der im unteren Abschnitt wiederhergerichteten Riese im Oberen Dörfle in Reinerzau werden auf der ehemaligen Spannstatt die Stämme für das Schauriesen gelagert. Man erhält einen Eindruck von der Funktion einer Spannstatt. Foto: Werner Konold.

¹⁹³ WILHELM HEINRICH GWINNER, *Der Schwarzwald in forstwirtschaftlicher Beziehung*, Stuttgart 1833, S. 89.

¹⁹⁴ JÄGERSCHMID, *Holztransport- und Floßwesen*, 2. Band (wie Anm. 158), S. 147.

¹⁹⁵ Bei den reinen Wasserspeichern in den Oberläufen der Bäche musste man keine Spannstätten anlegen.



Abb. 44: Schmäler Lagerplatz am Witticher Talbach direkt unterhalb des Floßweihers. Foto: Werner Konold.



Abb. 45: Mit einer Mauer begrenzte Spannstatt bei der ehemaligen Lohmühle unterhalb des Lohmühlweiher (Gemeinde Loßburg-Schömberg). Foto: Werner Konold.

In Karten ist, wie bereits angedeutet, die Lage der Spannstätten nur manchmal eingetragen. Insgesamt konnten wir dennoch 46 Spannstätten und Holzlagerplätze in den Karten finden. Ein komplettes Bild für das ganze Untersuchungsgebiet ist leider nicht darstellbar.

Die Wasserspeicher, Floßweiher, Schwallungen

Um ein künstliches Hochwasser für den Holztransport zu erzeugen, sind Wasserspeicher unabdingbare Voraussetzungen. Für die Wasserspeicher und Aufstauvorrichtungen tauchen in den Quellen unterschiedliche Begriffe auf: Wasserstuben, Floßweiher, Teich,¹⁹⁶ Schwallung (in den Topographischen Karten oft mit „Schw.“ gekennzeichnet), Waag, dazu die Lokalbezeichnungen Schnapperle und Gamper. Ein Gamper ist ein Brett oder eine Diele an einem schwenkbaren Balken zum Öffnen und Schließen des Fahrlochs, steht also immer in Verbindung mit einem Wehr (Abb. 46).¹⁹⁷ Schnapperle – offensichtlich nur im Württembergischen verwendet – sind zum ge-

¹⁹⁶ Die erste Nennung eines Wasserspeichers im Gebiet der Kinzig ist möglicherweise die Festlegung in der Schutterordnung von 1439, niemand dürfe den Teich *zohowen uff brechen oder on not uff tun* (BARTH, Geschichte Flößerei [wie Anm. 5], S. 18 f). 1509 wird der Wolfacher Teich erwähnt (ebd., S. 30).

¹⁹⁷ FRANZ FLAIG / HEINZ BROGHAMMER, Zur Geschichte der Flößerei in Schramberg, in: D'Kräz 4 (1984), S. 24–30, hier S. 27.

störweisen Ablassen errichtete kleine Floßwehre, sind also wohl von der Funktion her das Gleiche wie Gamper. Davon gab es an der oberen Kinzig (Ehlenbogerbach) zwei und am Reinerzauerbach drei.¹⁹⁸ „Waag“ als Teich oder vertiefte Stelle in einem Fließgewässer taucht mehrfach in verschiedenen Wortkombinationen auf, so als „Scheidwaag“, „Harzwägle“, „Leubachwaag“ oder in einer Aufstellung von 1833 als „Sägwaag“ bei der Herlishauser Mühle genannt (s. u.).

Gamper wurden insbesondere, wie oben angedeutet, bei Mühlenwehren verwendet, um die Floßgassen und -löcher zu verschließen. Hierzu haben wir eine sehr gute Dokumentation für die Schiltach, die von Lothar Späth auf der Grundlage von Vorarbeiten Franz Flaigs, Fotos von Oskar Roth (Anfang 1980er Jahre) und einer Bildserie bis 2002 erstellt wurde (siehe Abb. 46, 47 und 48).¹⁹⁹ Die Dokumentation zeigt, dass viele Einrichtungen Anfang der 1980er Jahre noch in einem guten Zustand waren, auch Anfang der 2000er Jahre war der Zustand zum Teil noch recht ordentlich, die Technik ablesbar. Es finden sich viele baugleiche Details (Wuhrbäume, Streckhölzer), jedoch auch etliche Unterschiede, z. B. in Form von Stein- oder Holzpflasterungen (Plancken) unterhalb der Wuhrbäume.



Abb. 46: Hofsägwehr beim Hofbauer, Wehr mit Fahrloch und Gamper. Aufnahme von Oskar Roth, 1982, StA Schramberg.

¹⁹⁸ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 126.

¹⁹⁹ Die Dokumentation befindet sich in einem Ordner, der uns von Herrn Thomas Kipp zur Auswertung übergeben wurde, die Fotos von Oskar Roth sind im StA Schramberg archiviert.



Abb. 47: Querbauwerke/Wehre in der Schiltach vor deren Entnahme. Quelle: Stadtarchiv Schramberg.



Abb. 48: Wehr Nr. 18 beim Hinterbauer für die Wolbermühle. Aufnahme von Oskar Roth, 1982, StA Schramberg. Bei einem Hochwasser am 23./24.12.1919 wurde das alte Wehr weggerissen. Das neue wurde etwas unterhalb erbaut. Im Baugesuch von 1920 heißt es, wegen des herrschenden Baustoffmangels solle das Wehr ganz aus Holz erbaut werden. „An den Flussufern sollen die Wehrbäume umpflastert werden. Der Aufsatz über der Wehrschwelle soll 0,60 m betragen und ganz beweglich gemacht werden. Die Breite der Flossgasse soll 4,50 m betragen [die Flößerei war schon längst aufgegeben!]. Das Öffnen der Flossgasse erfolgt mittelst einer sog. Schnapperstange [vgl. „Schnapperle“] mit einem ungefähren Durchmesser von 18 cm. Die beiderseitigen Aufsätze werden mittelst Kette am Ufer befestigt“ (wie Anm. 199).

Einen sehr guten, allgemeinen Überblick über die Wasserspeicher gibt uns wiederum Jägerschmid.²⁰⁰ Er unterscheidet:

- Keuter: eine „Verbindung von Holz, Moos, Reis und Erde, welche quer in das Flußbette angelegt werden“,²⁰¹ die in unserem Gebiet keine Rolle spielten.
- Wasserstuben: Speicher bei geringer Wasserführung des Baches, ausgestattet mit dauerhaft installierten Stellfallen, zu finden beispielsweise in den Oberläufen der Seitenbäche.²⁰²

²⁰⁰ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 2. Band (wie Anm. 158).

²⁰¹ Ebd., S. 76.

²⁰² Ebd., S. 81 f., 90.

- Wehre und Teiche, das „sind Dämme oder Wälle, welche von Erde, Holz oder Steinen, oder durch Verbindung aller dieser Materialien mit einander, aufgeführt werden“.²⁰³ Unterschieden werden (a) Faschintenteiche, (b) solche aus Holz und (c) solche aus Stein:²⁰⁴
 - (a) Aus Faschinen, Sand, Kies, Lehm, Stickeln und Flechtgersten. Die Wasserseite muss stark abgeflacht sein, die Krone etwa so breit wie die Höhe.²⁰⁵
 - (b) Aus Holz, „Wellenteiche“; die Stämme werden mit Moos verstopft, mit Faschinen, Reiswellen, Kies und Lehm ausgefüllt und „ausgestampft“. Das Floßloch wird mit Steinkästen angelegt, die Steinen und Erde ausgefüllt werden.²⁰⁶
 - (c) Aus Stein. „Auf den verpritschten Rost, welcher auch zu besserer Haltbarkeit mit einer Mischung aus lebendigem Kalk und Traß mit Steinen ausgeschlagen werden kann, kommen die Quadersteine in gehöriger Verbindung schichtenweise zu liegen“.²⁰⁷ „Stich und Abfallpritsche des Floßlochs [...] werden mit Quaderläufen und Bindern ausgelegt, welche nach der Lage des Rostes ihre rechtwinklichte Verbindung [...] erhalten und [...] den Seitenmauern [...] unterschoben werden müssen. Statt des Rostes unter der Sohle des Floßlochs, kann auch der ganze Raum [...] mit Quadersteinen ausgemauert werden“.²⁰⁸
 - (d) „Schwöllungen“ oder Klausen sollen im „Großen vollbringen, was die Wasserstuben, Wöhre und Teuche nur im Kleinen auszurichten vermögen. Thäler, durch welche Quellen oder Bäche hinab ziehen, werden mit diesen Wasserbauten öfters auf eine Breite von 3 bis 500 Fuß und auf eine Höhe von 20 bis 35 Fuß quer durchschnitten, Quellen und Bäche in ihrem Fortströmen gehemmt, die Wasser gesammelt und hinter dem Schwöllungsbaue oder der Klausen ein wasserreicher See gebildet, welcher nach Belieben und Bedürfnis, durch geeignete Wasserpforten oder Schleusen wieder abgelassen werden kann. [...] Seen in hoher Lage“ – man denke an den Glaswaldsee – „eignen sich vorzüglich zu wasserreichen Behältern für die Flößerei, und lassen sich auch mit geringen Kosten hiezu einrichten, wogegen die eigentlichen Schwöllungsbauten bedeutenden Aufwand erfordern, und tägliche Reparationen veranlassen“.²⁰⁹ Das Sperrwerk solle nach Möglichkeit auf Fels gebaut werden. Doch auch da müsse „auf einige hundert Fuß stromaufwärts untersucht werden, ob keine Ritzen, in welchen das Wasser eindringt, und eine Strecke weiter unten in dem Bach durch ähnliche Ritzen wieder herausquillt, vorhanden sind“. Dort sei der Bau von Schwöllungen nicht angebracht.²¹⁰

Alle Wasserspeicher werden, wenn ein Hochwasser erzeugt werden soll, so bewirtschaftet, dass die ablaufenden Wässer gleichzeitig im Floßbach ankommen.²¹¹ Für die „zügliche Wasserversorgung“ werden die Speicher nach und nach geöffnet. Ein „Schwöllmeister“ habe jeweils in der Nähe der Hauptschwöllungen zu wohnen.²¹²

²⁰³ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 2. Band (wie Anm. 158), S. 92.

²⁰⁴ Ebd., S. 94.

²⁰⁵ Ebd., S. 95.

²⁰⁶ Ebd., S. 97.

²⁰⁷ Ebd., S. 101.

²⁰⁸ Ebd., S. 103.

²⁰⁹ Ebd., S. 108.

²¹⁰ Ebd., S. 114.

²¹¹ Ebd., S. 124.

²¹² Ebd., S. 125.

In einer „Flötzer Ordnung“ von 1583 wird, ohne dass bauliche Details erwähnt werden, eine ganze Reihe von Floßweihern für die Kinzig oberhalb von Schenkenzell genannt,²¹³ darunter der Fahlweiher, das Fahlweiherlein („Büchenberger und Schömberger geben daß Holtz hierzu“), der Lochmühleweiher („Die Aufm Hartt und Haugenloch geben das Holtz“), der Thaißweiher, der Alpirsbacher und der Wolfweiher, vier Weiher im Aischbach und fünf im (vorderen) Rötenschbach (einer am Bergsteig, der mittlere Weiher, einer bei der Sandschleife, einer bei der Peterzeller Spannstatt und der Herrenweiher).

Erste bauhistorische Eindrücke im Untersuchungsgebiet lassen vermuten, dass die Floßweiher viele Ähnlichkeiten mit dem haben, was Jägerschmid für die „steinernen Schwallungen“ beschrieben hat.²¹⁴ Diese bestehen „aus einem, von Quadersteinen aufgeführten, und mitten in den Thalweg des Floßbachs gestellten Schleusenbau, welcher mit einem soliden Damme auf beiden Seiten in Verbindung stehet, das ganze Thal quer durchschneidet, und an den Einhängen desselben, zu beiden Seiten genau anschließt“ [...].²¹⁵ Auf das Fundament, Felsen oder ein „auf tüchtige Pilotage [Verpfählung] gelegter hölzerner Rost“, werden Quadersteine gesetzt, zur Hälfte Binder, „welche durch Schwalbenschwänze mit der anderen Hälfte, den Quadern, verbunden werden [...]“.²¹⁶ In die Quadermauer werden die Falzen eingelassen, in denen man die Stellfallen oder Schutzbretter bewegen kann. „Die Stellfalle wird in mehrere Abtheilungen gebracht“, jede lässt sich einzeln bewegen. Die Fallen bestehen aus „3 Zoll dicken Flöcklingen, jede oben mit eisernen Krempen [...], in welchen starke Aufzugketten eingehängt werden“. In einem darüberliegenden Häuschen ist für jede Stellfalle eine Aufzugwalze angebracht.²¹⁷ Statt der Walzen und Ketten könnten auch Zahnstangen und Kurbeln verwendet werden. Die Fallen würden unterschiedlich eingesetzt, je nachdem, ob ein Hochwasser oder eine zügliche Wässerung vorgesehen sei.²¹⁸

Wiederum in Verbindung mit dem Glaswaldsee kann man Jägerschmids Kategorie „Wässerungsseen“ sehen. Dies sind nach ihm weitgehend natürliche Wasseransammlungen, die für den Holztransport ertüchtigt werden können, indem man den natürlichen Abfluss erforderlichenfalls verbreitert und eintieft oder einen Graben neu baut.²¹⁹ Der Graben wird von unten her ausgehoben, der See angestochen, das abfließende Wasser reißt den Graben tiefer und breiter. Der Vorgang wird mehrfach wiederholt, dann wird eine Schleuse gebaut.²²⁰ „Zur Nachhülfe für die Kurz- und Langholzflößerei in den Floßbächen und Hauptfloßstraßen, mittelst züglicher Wässerung, sind die Seen ganz vortrefflich geeignet; ja man bringt sie mit Vortheil ohne weitere Beihülfe anderer Gewässer in Anwendung, um Feuerhölzer von den Gebirgen bis auf den Floßbach herab zu schaffen, indem man, da gewöhnlich die Wasserabzugsgräben über das Gebirge herab sehr rauh und felsicht sind [...], entweder Kähner, Wasserriesen, oder gediebelte Kanäle, [...], einlegt, das Wasser hinein leitet, und sofort die Hölzer nach und nach in denselben herabflößt“.²²¹

²¹³ StA Alpirsbach, Abschrift „Flötzer Ordnung, wie es furohin dieß Orths gehalten werden solle. Actum denn 21. Aprilis 1583“.

²¹⁴ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 2. Band (wie Anm. 158).

²¹⁵ Ebd., S. 131.

²¹⁶ Ebd., S. 132.

²¹⁷ Ebd., S. 134.

²¹⁸ Ebd., S. 135.

²¹⁹ Ebd., S. 136.

²²⁰ Ebd., S. 137 f.

²²¹ Ebd., S. 140.

Auf ein weiteres wichtiges Detail weist Rommel in seiner Arbeit über die Flößerei auf dem Kocher hin, nämlich auf Hochwasserentlastungen an den Staudämmen der Treibseen, die verhindern, dass der Damm überströmt wird.²²²

Zu den regelmäßig durchzuführenden Unterhaltungsarbeiten gehörte das „Weiher-schoppen“, um den Damm dicht zu halten. Verwendet wurden in großem Umfang Moos (siehe unten) und Rasensoden: „Nach einem Vergleich von 1730 fuhren die Fräulinsberger jedes Jahr im März vier Wagen Wasen vom Adelsberg nach dem Thaiß²²³ zum Weiher-schoppen [...]. Als Gegenleistung genossen sie das unentgeltliche Floßrecht zu diesem Weiher“.²²⁴ Es wurde zu diesem Zweck also in großem Umfang und relativ weit entfernt von den Floßbauten die Vegetationsdecke mit Oberboden abgetragen.

Die Speicher hatten je nach Lage unterschiedliche Funktionen und waren daher baulich in unterschiedlicher Art und Weise ausgeführt. Anschaulich erläutert wird dies in dem schon mehrfach zitierten Verwaltungsbericht des Königl. Ministerium des Innern: „Die obersten Stauweiher jedes Floßbachs mussten ein großes Volumen besitzen, daher wurden bis zu 5 m hohe Staumauern gebaut. Es war bei dieser Höhe nicht möglich, 4 m breite Floßgassen anzulegen. Die obersten Weiher sind daher reine Speicher. Ihr Schwellraum wurde nicht zum Einbinden von Langholz genutzt. Das Einbinden erfolgte vielmehr unmittelbar unterhalb diesen ‚Teichen‘ zumeist in Einzelgestören, die hier ‚Flossschiff‘ genannt wurden.“²²⁵

Aus Akten im Fürstenbergischen Archiv erfahren wir interessante Details über das Vorhandensein von Weihern, über Weiherreparaturen und deren Kosten.²²⁶ Bei der ersten Akte (1) geht es um „Wittichen, betr. Herstellung des Weihers im Witticher Thale, 1827, Kosten 85 f; der Weiher (,ist ganz baulos‘)²²⁷ liegt etwa eine Viertel Stunde hinter dem Kloster. Er wurde von Vogt Harter in Kaltbrunn gekauft.“ – Es folgt eine Aufstellung über das benötigte Bauholz und eine Weisung an den Förster, den fraglichen Weiher auf die vorgeschlagene Art herstellen zu lassen und dazu Holz aus fürstlichen Waldungen abzugeben; die Holzsortimente werden gelistet. Bei der zweiten Akte (2) geht es um „Rippoldsau, betr. die Wiederherstellung des Floßweiher in der Wolf, 1828: Weit hinten in der Wolf bestand früher ein dritter herrschaftlicher Floßweyer, der statt der unterhaltenen Reparatur zusammengefallen u. verfault ist“ (s. o.). Es wird ein Bericht verfasst. Darin heißt es, dass wenn „der Weyer wieder hergestellt [wird], so gewinnt nicht nur die Langholz-, sondern auch die Scheiterholzflößerei, weil für letztere dann zwei Weyer, nämlich auf die Kinzig und ins Petersthal oder ins Württembergische geöffnet [werden] können.“ [...] „Ich“ – der Berichterstatter – „kann gar nicht begreifen, wie man ein solch nützliches, mit geringen Kosten zu unterhaltendes Object in Abgang kommen lassen konnte.“ Dem folgt der Beschluss, „hiemit anzuzeigen, den Weiher in der Wolf gut und haltbar um 100 fl durch Philipp Schoch, Holzwald, herstellen zu lassen und zu diesem Bau die nöthigen 84 Stämme Holz gratis abzugeben“.

Das dritte Beispiel ist der Floßweiher im Absbach in Rippoldsau, 1831: Der Weiher sei gänzlich baulos, das Holz an den Wänden sowie das an den Steinkästen abgefault. Förster Hug machte eine Überschlagsrechnung. Ein Weiherneubau sei unerlässlich und es würde darauf ankommen,

²²² ROMMEL, Flößerei auf dem Kocher (wie Anm. 27), S. 68.

²²³ Thaißweiher, Schenkenzell kinzigaufwärts gelegen.

²²⁴ KARL ZIZELMANN, Zur Geschichte der Kinzigflößerei im ehemaligen Klosteramt Alpirsbach, in: Freudenstädter Heimatblätter IX, Band 8 (1962), S. 57–62, hier S. 59.

²²⁵ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 126.

²²⁶ FFA, FF Domänenkanzley, Generalia, Rubrik Floßwesen, Cist. B 110 Kat. 4 Vol. VIII.

²²⁷ Ist also in einem baulich schlechten Zustand.

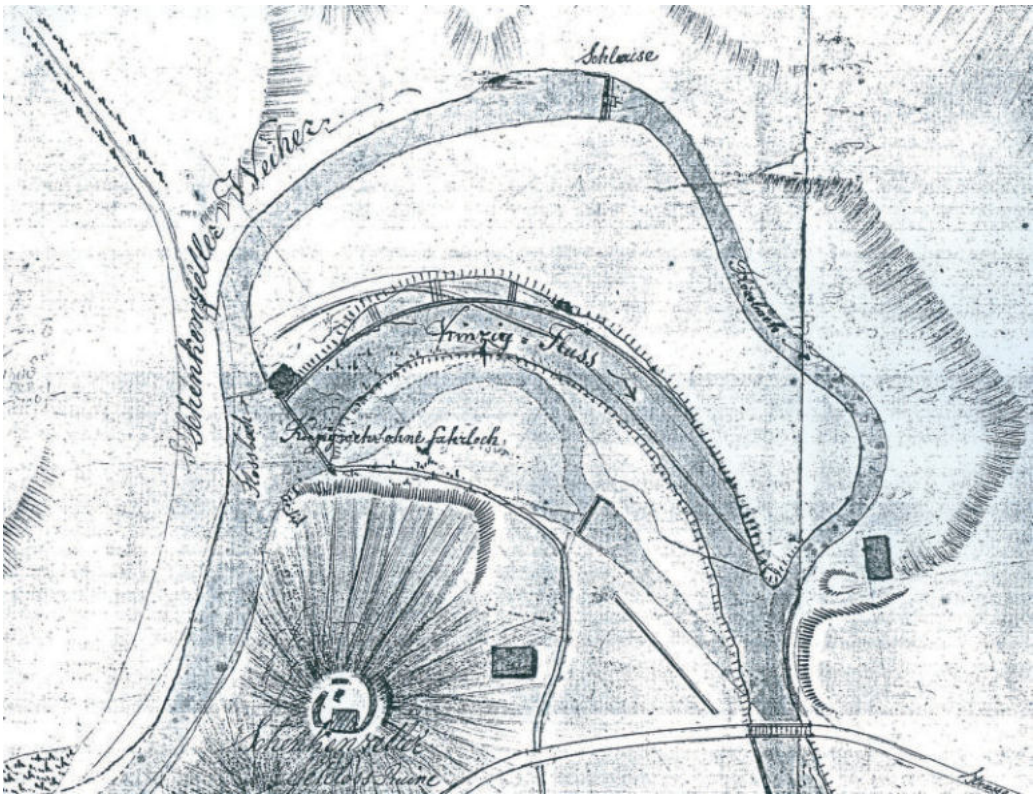


Abb. 49: Der Schenkenzeller Weiher 1816. Der Weiher liegt im alten Bett der Kinzig und konnte mit einer Schleuse aufgestaut werden, wenn das „Kinzigwehr ohne Fahrloch“ entsprechend eingestellt war. Der „Kinzig-Fluss“ wurde offensichtlich in ein neues Bett mit befestigten Ufern gelegt, nachdem 1896 das Vorland abgebrochen war und viel Material im Flussbett verlagert worden war. Die Insel diente als Einbindeplatz. Quelle: StA Schiltach AS-2547.

ob nicht bald ein zweiter Weiher in der alten Kluse am hinteren Absbach gebaut werden müsse. Für den Bau schlug Hug den verpflichteten Floßholz-Obmann und Weiheraufseher Johann Schmid in Holzwald (zusammen mit dem Zimmermann Sebastian Spengler in Glaswald) vor („im zuversichtlichen Glauben auf bessere Haltbarkeit“). „Die Hauptsache an diesem reißenden Grundbach ist, daß das Fundament gut und sorgfältig gelegt und vorzüglich an Stellen, wo [...] Felsen sind, eingebaut [wird].“ – Nach einem Beschluss vom 12. August 1831 wurde der baulose herrschaftliche Weiher im Absbach neu hergestellt. Im abschließenden Schreiben von 1831 heißt es: Der Bau kostete 206 fl 58 x und somit mehr, als der erste Überschlag auswies. Begründet wird dies mit unvorhergesehenen Erfordernissen. So sei es notwendig gewesen, das Holz an den steilen Hängen abzuseilen, weil beim freien Herunterschließenlassen das Holz zersplittert, zerbrochen oder sonst verdorben worden sei. Die beiden Unternehmer Sebastian Spengler und Johann Schmid hätten ein Jahr für die Haltbarkeit zu haften.

Eine weitere Quelle von 1832 aus dem Staatsarchiv Freiburg²²⁸ berichtet über Weiherbauten im Kastelbach (Abb. 50). Dort sei ein Weiher ganz neu herzustellen. An Bauholz erforderlich seien u. a. „Pritschbaum, Dickbalken“, Hauptsäulen 18' lang, Nebensäulen 18' lang, „die Haupt Säulen 12“ beschlagen, die Neben Säulen 10“ beschlagen“, Mastbäume, Wandbäume, „Flöckling, zwey Steinkasten 7 Cubic“ usw., an Kosten hinzu kämen „Holz hauen und beizufahren zum hinteren Weiher“. Die Kosten für den hinteren Weiher setzen sich wie folgt zusammen:

Summarum

An Bauholz 102 fl 45 x

An Steinen 161 fl 12 x

An Arbeitslohn 140 fl 48 x

404 fl 45 x

Rippoldsau den 28ten Juni 1832

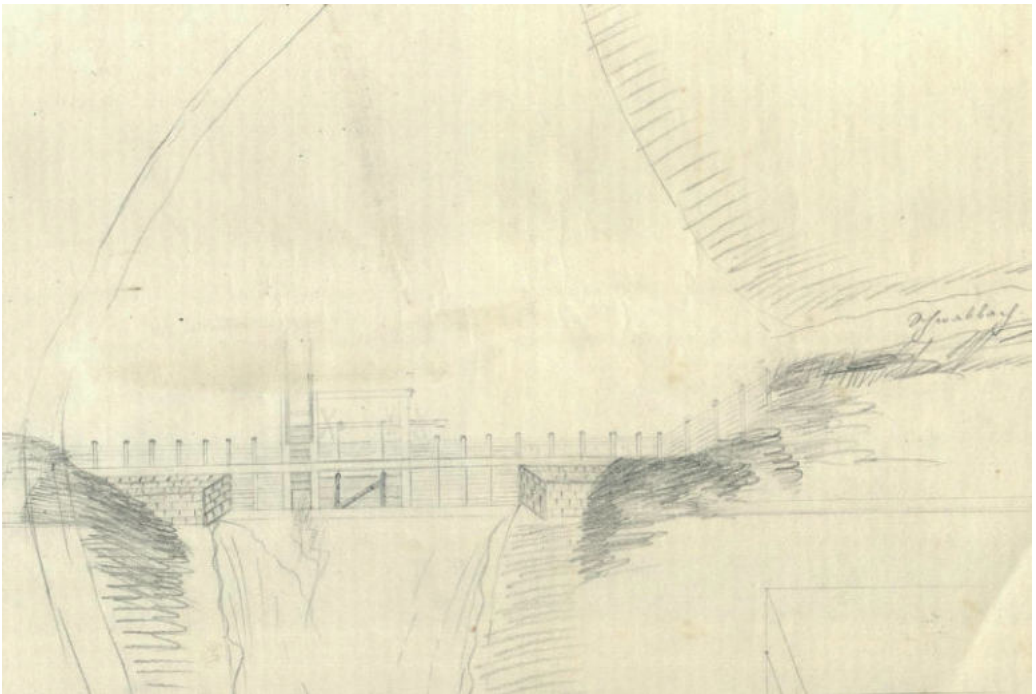


Abb. 50: Skizze des Weiherdamms im Kastelbach an der Einmündung des Schwabbachs, 1832. In den Unterlagen ist vom „Hinteren Weiher“ die Rede (das wäre der Thierweiher), doch kann es sich nicht um diesen handeln, da in der Skizze der Schwa(b)bach eingetragen ist, der unmittelbar oberhalb der Kastelbachmündung in den Reichenbach einmündet. Gut erkennen kann man die gemauerten Widerlager, die dazwischenliegende Holzkonstruktion sowie ein kleines Schütz und ein großes Schütz, das mit einer Winde bewegt werden konnte. Quelle: StA Freiburg E 904/1 Nr. 904.

²²⁸ StA Freiburg E 905/1 Nr. 904.

Aus dem Jahre 1833 stammt eine „Übersicht über die Wassergebäude in der Kienzig und in ihren Nebenbächen“,²²⁹ die wohl zum ersten Mal einen umfassenden Einblick in die wasserwirtschaftlichen Verhältnisse bringt.

Benennung

<i>des Territoriums</i>	<i>des Bachs</i>	<i>der Wassergebäude u. der Werke</i>	<i>der Baulast</i>	<i>Bemerkungen</i>
<i>baadisch</i>	<i>die Wolf (Seitenbach Seebach)</i>	<i>der Seebachbauren Weiher</i>	<i>der Bauer im Seebach</i>	
	<i>die Wolf (Seitenbach Glaswald)</i>	<i>der Weiher im Glaswald</i>	<i>der Fürst von Fürstenberg</i>	
	<i>die Wolf (Seitenbach Wild Schappach)</i>	<i>der hintere Wilde Schappacher Weiher</i>	<i>die Besizer der Privatwaldungen im wilden Schappach</i>	
		<i>der vordere Wilde Schappach Weiher</i>	<i>dito</i>	

Laufende Werke mit Wöhren und Teichen sind an der Wolf und ihren Nebenbächen vorhanden

Die Sägemühle im Reichenbach

Mahlmühle zu Rippoldzau

Mahlmühle im Zinken

Mahlmühle beim Dorf Schappach

Sägemühle im Schappach

Untere Mahlmühle im Schappach

Rothmahlmühle im unteren Schappach

Gelbacher Mahlmühle

Gelbacher Sägemühle

Altwolfacher Zachermahlmühle

Sägemühle im Seebach

Sauerkleesalzfabrike im Seebach

Sägmühle im Wilden Schappach

Die Mahlmühle vor Burgbach bezieht kein Wasser aus dem Floßbach

²²⁹ StA Schiltach Sign. AS-2415.

a. Die Wolfach von dem Fuß des Kniebis biß nach Wolfach

Benennung

<i>des Territoriums</i>	<i>des Bachs</i>	<i>der Wassergebäude u. der Werke</i>	<i>der Baulast</i>	<i>Bemerkungen</i>
<i>baadisch</i>	<i>die Wolf</i> <i>-</i> <i>die Wolf (Seitenbach Absbach)</i>	<i>der hintere Weiher in der Wolf</i> <i>der vordere Weiher in der Wolf</i> <i>der Absbacher Weiher</i>	<i>der Fürst von Fürstenberg erhält diese 3 Weiher im Bau, weil er der Besizer der dortigen Waldungen ist</i>	<i>für jedes Floßwasser aus diesen 3. Weihern wird 2 f 12 x als Entschädigung für die Baulast bezahlt</i>
	<i>die Wolf (Seitenbach Kastelbach)</i> <i>-</i>	<i>der hintere Kastelbacher Weiher [s. o.]</i> <i>der vordere Kastelbacher Weiher</i>	<i>die baadische Staatsforstverwaltung besitzt die Waldungen im Kastelbach u. erhält die Weiher im Bau</i>	<i>ebenso bezieht der baadische Staat 2 f 12 x für jeden Floß, der hieraus gewässert wird. Ein 3ter Weiher im Kastelbach ist im Abgang.</i>
	<i>die Wolf (Seitenbach Reichenbach)</i>	<i>der Reichenbacher Weiher</i>	<i>der Besizer der Privatwaldungen im Reichenbach erhalten diesen Weiher</i>	
	<i>die Wolf</i>	<i>der Schmidsbauernweiher</i>	<i>die Schappacher Flößerschaft</i>	
		<i>der Maierhausweiher</i>	<i>deßgleichen</i>	
		<i>der Wallesimmer Weiher</i>	<i>deßgleichen</i>	
		<i>der Schappacher Weiher</i>	<i>deßgleichen</i>	

	<i>die Wolf (Seitenbach Dollenbach)</i>	<i>der Dollenbacher Weiher</i>	<i>der Fürst v. Fürstenberg u. der Bauer im Dollenbach</i>	
	<i>die Wolf (Seitenbach Seebach)</i>	<i>der Wild See</i>	<i>der Fürst von Fürstenberg u. der Bauer von Seebach</i>	
<i>β. Künzig, oder Reinerzauer Bach bis Schenkenzell</i>				
<i>württembergisch</i>	<i>Künzig, oder Reinerzauer Bach</i>	<i>2 Floßweiher im sogenannten Schwabbach</i>	<i>die Reinerzauer Flößerschaft</i>	
		<i>der Hanß Joken Weiher in der Bernek</i>	<i>dto</i>	
		<i>der Laiweiher in der Bernek</i>	<i>dto</i>	
		<i>der Wüste Weiher in der Obern Reinerzau</i>	<i>dto</i>	
		<i>der Neue Weiher in der mittleren Reinerzau</i>	<i>dto</i>	
		<i>das Wässerungswöhr des Daißbauern in der unteren Reinerzau</i>	<i>dto</i>	
		<i>der Daißweiher in der unteren Reinerzau</i>	<i>dto</i>	<i>Wenn die Kaltbrunner Bauren aus diesem Daißweiher ein Wasser haben, müssen sie 40 x dafür an die Flößerschaft bezahlen</i>

<i>baadisch</i>		<i>das Ärlewuhr oberhalb des Dorfs Schenkenzell, in den Acten häufig aber einig Eselswuhr genannt</i>	<i>die württembg. u. baadische Schifferschaft</i>	
<i>württembergisch</i>	<i>Künzig (Seitenbach Röthenbächle)</i>	<i>der hintere Weiher im Röthenbächle</i>	<i>die Besizer der auf das Röthenbächle debitierenden Privatwaldungen</i>	
		<i>der vordere Weiher daselbst</i>	<i>deßgleichen</i>	
<i>baadisch</i>	<i>Künzig (Seitenbach Kaltbrunn)</i>	<i>der Laiweiher im hinteren Kaltbrunnen</i>	<i>die Kaltbrunner Flösserschaft</i>	
		<i>der Weiher im Griesgen</i>	<i>dto</i>	

*Im Reinerzauer und Kaltbrunner Thal sind noch überdiß 39 Wässerungswöhre, welche von den betreffenden Wiesenbesizern erhalten werden und die man theilweise auch zum Fortschaffen der Flösse benützt.*²³⁰

An laufenden Werken, welche ihr Wasser aus dem Floßbach erhalten, sind am Reinerzauer Bach und seinen Seitenthälern:

Baadisch *Mahlmühle im Kaltbrunnen*
Württbg. *Sägmühle in der oberen Reinerzau*
 Mahlmühle in der Reinerzau (Vogtmühle)
 Dto beim Dörfle
Baad. *Dto vor dem Thal*
 Sägmühle vor dem Thal
 Das Blaufarbwerk in Wittichen
 Mahlmühle zu Schenkenzell
 Das Hammerwerk zu Schenkenzell

²³⁰ Ein sehr guter Beleg dafür, dass die Wässerweiher auch als Speicher für den Holztransport dienten.

γ.) die Künzig vom Ehlenboger Thal an biß zum Einfluß der Wolfach

<i>Württemb.</i>	<i>Künzig (Seitenbach Lohmühle)</i>	<i>1 Weiher bei der Fabrik Ödenwald</i>	<i>die Ödenwälder Hofbauren</i>	
		<i>der hintere Weiher in der Lohmühle</i> <i>der mittlere Weiher daselbst</i> <i>der vordere Weiher daselbst</i>	<i>die Besizer der auf die Lohmühle debitierenden Privatwaldungen</i>	
	<i>Künzig (Seitenbach Aisbach)</i>	<i>der hintere Weiher im Aisbach</i> <i>der mittlere Weiher daselbst</i>	<i>die Besizer der auf den Aisbach debitierenden Waldungen oder die Aisbachflösserschaft</i>	
	<i>Künzig (Seitenbach Röthenbächle)</i>	<i>der hintere Weiher im Röthenbächle</i> <i>der Stechlins Weiher im Röthenbächle</i> <i>Der Herrenweiher im Röthenbächle</i>	<i>die Besizer der auf das Röthenbächle debitierenden Waldungen oder die Röthenbacher Schiffferschaft</i>	
	<i>Künzig oder Ehlenboger Bach</i>	<i>der hinterste Weiher im Künzgle</i> <i>der vordere Weiher im Künzgle</i> <i>der Farbmühleweiher bei Alpirsbach</i> <i>der Schießhausweiher bei Alpirsbach</i> <i>der Daißweiher bei Röthenbach</i>	<i>die Besizer der Privatwaldungen an der obern Künzig</i> <i>die gesamte Ehlenboger Flösserschaft</i>	<i>Zu diesen 3 Weihern gibt die württembg. Finanz Verwaltung das Holz für 13 kr [...] Preises ab.</i>

<i>baadisch</i>	<i>die Künzig</i>	<i>der Schenkzeller Weiher</i>	<i>die baadische u. württembg. Schifferschaft</i>	
		<i>das Harzwägle in Schiltach</i>	<i>die Schiltacher u. württembg. Schifferschaft</i>	
		<i>der Kirchenweiher unterhalb Schiltach</i>	<i>deßgleichen</i>	
		<i>der Vogtsteich oberhalb Wolfach, ein Wässerungswehr</i>	<i>wird theils von der Wolfacher Schifferschaft, theils von den Wiesenbesizern erhalten</i>	
		<i>der Brückenwaag in der Stadt Wolfach</i>	<i>die Wolfacher Schifferschaft</i>	

An Wässerungswöhren, die von den Wiesenbesizern erhalten werden, befinden sich

<i>Im</i>	<i>Aisbach</i>	<i>4</i>
	<i>Röthenbächle</i>	<i>3</i>
	<i>Württemberg. Ehlenboger Thal</i>	<i>22</i>
	<i>Baadischen Künzigtal bis Wolfach</i>	<i>4</i>

An laufenden Werken, die das Wasser aus dem Floßbach erhalten, und eigene Wöhre und Teiche haben, sind folgende:

<i>Württemberg.</i>	<i>2 Sägemühlen in der Lohmühle</i>
	<i>1 Mahlmühle in der Lohmühle</i>
	<i>Die mittlere Mahlmühle zu Ehlenbogen</i>
	<i>Die Fautsche Sägemühle zu Ehlenbogen</i>
	<i>Die untere Mahlmühle zu Ehlenbogen</i>
	<i>Die Schwabenjergen Sägmühle zu Ehlenbogen</i>
	<i>Das Blaufarbenwerk bei Alpirsbach</i>
	<i>Die Pfistermahlmühle, Brukmahlmühle, und die meiserische Zimmerei zu Alpirsbach, aus seinem Wöhr wässernd</i>
	<i>Die Alpirsbacher Sägmühle</i>
	<i>Die Erlenmahlmühle zu Röthenbach</i>
<i>Baadisch</i>	<i>Die Stokmahlmühle oberhalb Schenkzell</i>
	<i>Die Sägemühle unterhalb Schenkzell</i>
	<i>Die Schaidwaagsägmühle oberhalb Schiltach, in deren Waag die württembg. Schifferschaft hauptsächlich einbindet</i>
	<i>Die Mahlmühle vor Kuhbach, oberhalb Schiltach</i>

Die Mahlmühle in Schiltach
Die Kirchensägmühle bei Schiltach
Die Hohensteiner Sägmühle unterhalb Schiltach
Die Eulersbacher Sägmühle unterhalb Schiltach, in deren Waag (Laiberswaag)
besonders die württembg. Schiffer einbinden
Die Schmelzesägmühle bei der Halbmeil
Die Mahl- und Sägmühle bei der Halbmeil
Die obere Wolfacher Sägmühle
Die Steinsägmühle oberhalb Wolfach
Die Mahlmühle in Wolfach

δ.) die Künzig vom Einfluß der Wolf biß Kehl

<i>baadisch</i>	<i>Künzig</i>	<i>der Herlisbacher Sägmühl-Waag unterhalb Wolfach, welchen die Wolfacher Schiffer heuer nicht mehr zum Flößen benutzen lassen wollten.</i>	<i>die Besizer der 7 Sägen, Schiffer Compagnie Wolfach</i>	
		<i>der Spitzeuch unterhalb Wolfach</i>	<i>die Wolfacher Schifferschaft</i>	

An laufenden Werken mit Wassereinrichtungen aus dem Floßbach sind an der Künzig:

Die Herlisbacher Sägmühle unterhalb Wolfach nebst weiteren 6 Sägemühlen,
die sämtlich aus dem Herlisbacher Sägwaag das Wasser erhalten.
Die Spizsägemühle unterhalb Wolfach
Das Hausacher Hammerwerk (Litschgiteich)
Die Haslacher Mahlmühle
Steinacher Säg und Mahlmühle
Mahlmühle in Gengenbach
Sägemühle oberhalb Offenburg
baad. Mahlmühle in Offenburg
Mahlmühle in Willstätt
und 3. Wiesenwässerungswöhre

Ferner wird bemerkt, daß auch auf dem Schiltacher Bach von Schramberg aus auf die Künzig
geflößt wird, aus einem Weiher unterhalb des Schramberger Eisenwerks, welcher von dem Besi-
zer des Hofes Schiltek erhalten wird, der pro Floß pp. 2 f 40 x Abtrag von den Flößenden erhält.

Alpirsbach am 25. Juli 1833

Revierförster, Flößereinspector Werth

Von hoher Qualität und Aussagekraft sind die „Beschreibung und [der] Kostenüberschlag eines Weiher, nebst einer Zeichnung“ von 1836 (Abb. 51), die im Anhang XII in Gänze wiedergegeben werden.²³¹ Der Plan und die Erläuterungen können auf andere Weiher-Bauvorhaben übertragen werden, da es sich um eine Art Blaupause handelt.

Ein ausgezeichneter Bauplan vom vorderen Weiher im Kastelbach („Thierweiher“) stammt aus dem Jahre 1857 (Abb. 52).²³² Die Kosten werden unterteilt in Maurer- und Steinarbeiten und in Holzarbeiten, wobei letztere bei einer kalkulierten Gesamtsumme von 785 fl. 19 Kr. mit 43 fl. kaum ins Gewicht fallen.

1857 geht es in einer weiteren Akte nochmals um die Herstellung dieses herrschaftlichen Weiher im Kastelbach (Thierweiher).²³³ Ein Kostenüberschlag gibt Auskunft über die verwendeten Materialien und die Kosten dafür. Holz wird gebraucht für Pritsche („Brütsch“), Mastbäume, Säulen, Ständer, Wandholz und für die Türe. Die Kosten dafür liegen bei 322 fl. Beim Arbeitslohn sind genannt die Arbeiten Abbrechen des alten Weiher und Ausgraben des Fundaments (24 fl), Einbringen der Pritsche (20 fl), Transport, Fällen und Ausasten sämtlichen Holzes (30 fl), das Beschlagen und Aufbauen des Wandholzes und Aufbau der Mastbäume, Säulen, Türen und Treppen (65 fl). Ein weiterer Posten ist das Abdichten der Wände mit Moos (4 fl 40 x).

In einer Erläuterung zur neuen Bachordnung für den Heubach von 1856²³⁴ wird vermittelt, welche große Probleme der Langholztransport auf dem Heubach machte und dass man neue Einrichtungen brauche. Die Unterhaltung lasse immer noch zu wünschen übrig. „Die Hauptumstände bestehen darin, daß in Folge der da u. dort vorkommenden Krümmungen der Floßstraße starkes Holländerholz wie 80, 90 u. selbst 100' Stämme, die in F. Waldungen häufig vorkommen, hiebei abgesehen von der Lebensgefährlichkeit des Flößens, fast gar nicht transportiert werden können, was schon vorgekommen ist, daß dergleichen Stämme gebrochen sind, und um dies Zerbrechen zu verhindern, [...] vorher abgeschnitten worden. Ebenso ist die Erbauung eines weitem also eines dritten Schwellweiher weiter vorne im Thale ein längst gefühltes Bedürfnis, da die bestehenden 2 Weiher beim niedrigen Wasserstande nicht ausreichen, einen Floß in einer Fahrt oder in einem Wasser bis zur Kinzig zu bringen, u. daher den Floßtransport ohne diese Vorsorge sehr erschwert und mit auch unverhältnismäßigen Kosten verbunden ist.“

Einer Akte aus dem Jahr 1865 kann man entnehmen, dass die Weiher nun generell stabiler gebaut wurden, wie wir in den bereits zitierten Unterlagen schon gesehen haben. Es ist ersichtlich, dass der vordere Weiher mittlerweile gebaut ist, der „dritte hinterste Floßweiher in Heubach“ sich jedoch in einem „baulosen Zustande“ befinde, dessen Verbesserung nicht verschoben werden könne:²³⁵ „Die Bachgemeinde hat daher schon im vorigen Herbste [...] den Neubau des Weiher beschlossen. Die Weiherwand ist wie bei den meisten älteren Floßweihern von Holz erbaut, und man hat sich schon öftere Reparaturen vorgenommen, und vor etwa 10 Jahren den Steinkasten am rechten Ufer, welcher noch ganz gut ist, und belassen werden kann, neu erbaut. Nun ist

²³¹ FFA, Forestalia Amt Wolfach, Div. I, Vol IV, Fasz. 1, Weiher im Amt Wolfach.

²³² StA Freiburg E 905/1 Nr. 905.

²³³ Ebd.

²³⁴ FFA, Forstadministration, Generalia, Rubrik Floßwesen, Vol. XI, Fasc. 1, Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen; Floßordnungen, Floßgebühren 1852–1868. Bericht der Fürstl. Forstei Wolfach, den 4. October 1856, Heubach, betr. die Bachordnung auf dem sog. Heubach (Wortlaut im Anhang III).

²³⁵ FFA, Errichtung von Floßstraßen, Bau von Wasserstuben und Weihern etc. 1840–1956. Fürstlich Fürstenbergische Domänen Kanzley, Forstei Wolfach, Floßwesen, Vol. 1, Fasc. 1, Bericht der Fürstlich Fürstenb. Forstei Wolfach vom 6ten Juli 1865. Bau des hintersten Floßweiher in Heubach betr., Nr. 169.

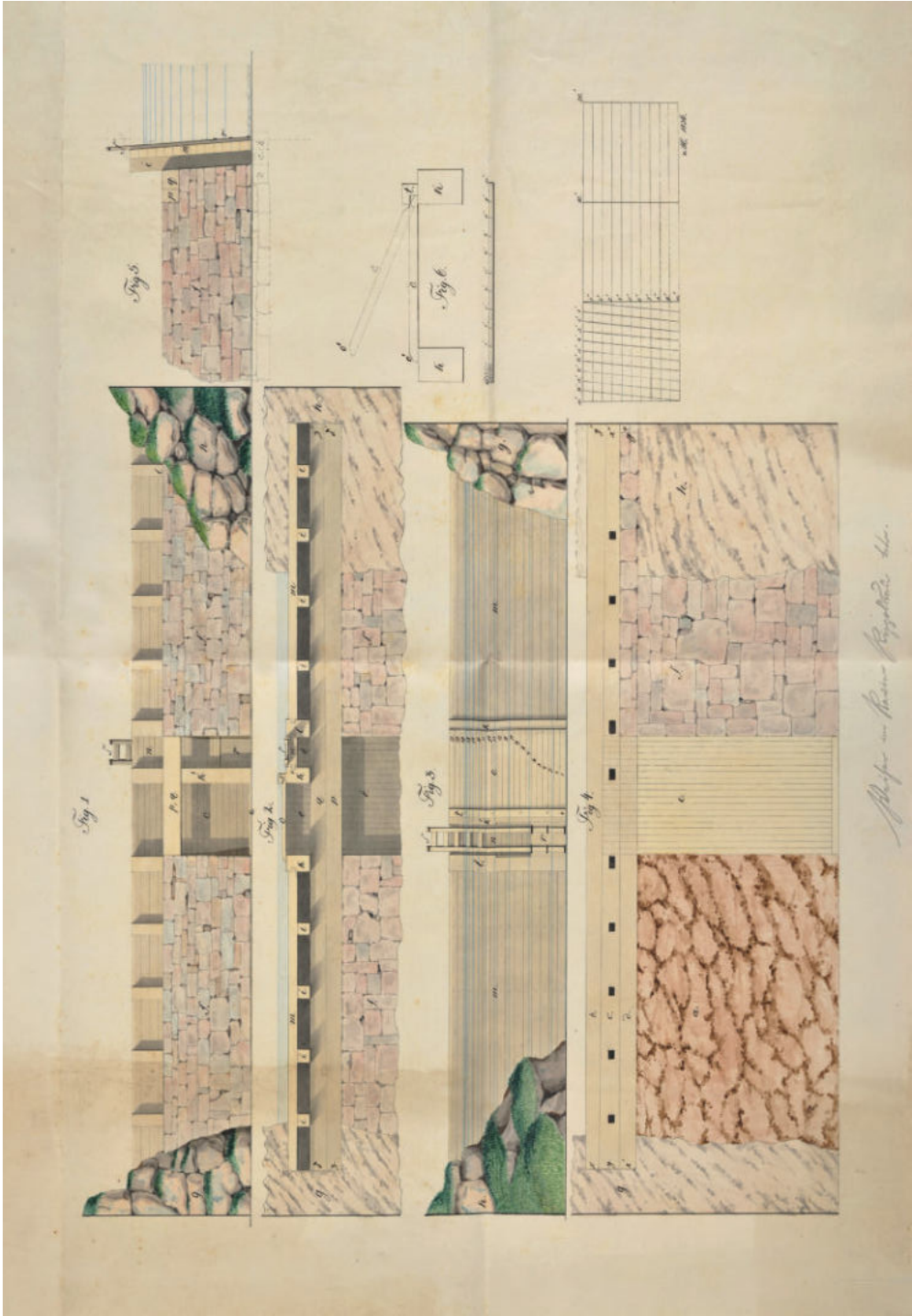


Abb. 51: Plan für einen Weiherdamm in Rippoldsau, 1836. FFA, Forestalia Amt Wolfach, Div. I, Vol IV, Fasz. 1, Weiher im Amt Wolfach.

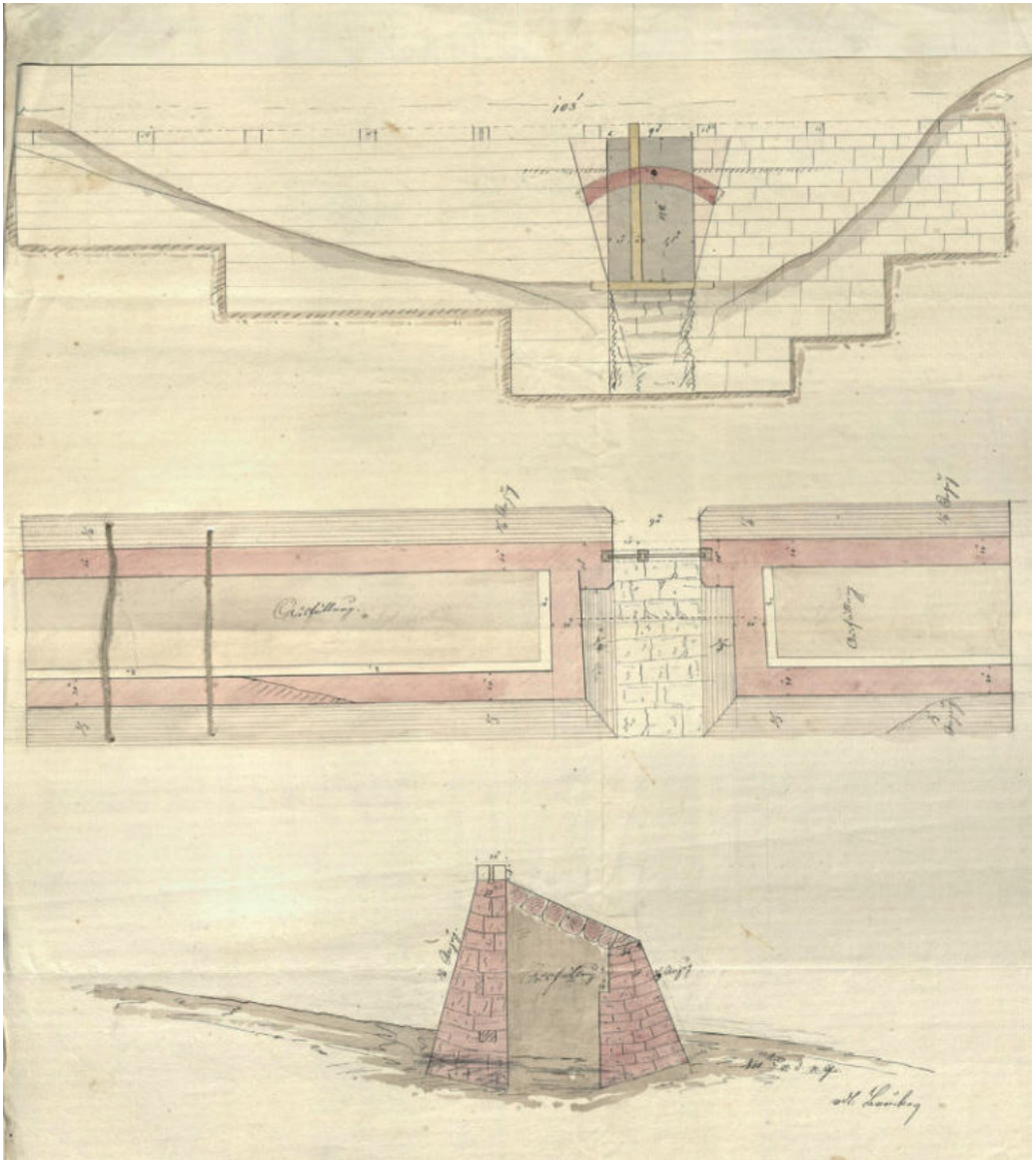


Abb. 52: Thierweiher im Kastelbach aus dem Jahre 1857. Die Staumauer besteht hier aus einer luft- und einer wasserseitigen Werksteinmauer, zwischen denen mit losem Material aufgefüllt wurde. Die Mauer ist tief in den Böschungen verankert. Der obere Abschluss besteht aus einer steinernen Deckschicht. Der Durchlass ist gepflastert. Das filigrane Schütz besteht aus Holz. Quelle: StA Freiburg E 905/1 Nr. 905.

man aber bei neueren derartigen Bauten von Holzwänden abgekommen und zieht den Bau mit Quadersteinen der größeren Haltbarkeit wegen jenem mit Holz vor. Die Bachgemeinde hat nun im vorigen Winter den Weiherbau in der Art vorbereitet, daß sie die erforderlichen Quader aus Sandsteinfindlingen²³⁶ brechen und auf der Winterbahn beischlitten ließ. – Hiefür wurden nahezu 360 f. aufgewendet.“

„Am Sonntag den 25ten M. hatten sich die Mitglieder der Bachgemeinde mit Vertretern der F. Standesherrschaft in St. Roman versammelt, um über diesen Bau und über die Vergebung der Arbeiten näher zu verhandeln. Die Arbeiten für Aufbau und Zurichten der Quader wurde an den hiezu befähigten Maurermeister Jakob Gaer von Lautenbach aus der Hand vergeben, da dieselbe besondere [...]fertigkeit erfordert. Der Aufbau geschieht unter der Aufsicht des Bachvogts und des Beiförsters Fürst in Heubach. Das Beischaffen aller übrigen nöthigen Baumaterialien besorgt die Bachgemeinde in ihren Kosten nach besonders. – Zum Oeffnen und Schließen der Weiherthüre soll eine gut construirte Aufzugwinde angebracht werden. Der Kostenaufwand beträgt [...] ungefähr 1000 fl. – Die Fürstl. Standesherrschaft ist nach der bestehenden Floßordnung zu etwa 5/6 also mit 830 fl. beteiligt. [...] Die jährlichen Einnahmen [...] aus Floßgebühren betragen ungefähr 350 fl., die gewöhnlichen Ausgaben für Unterhaltung der Weiher und des Floßbaches 200 fl., Ueberschuss jährlich 150 fl. Sollten unvorhergesehene Ereigniße eintreten, so wird auch dieser Ueberschuß noch aufgebraucht.“²³⁷

Es gab offensichtlich immer mal wieder Ärger über die zu entrichtenden Gebühren. „Von einer Umlage oder einer Erhöhung der Bachgebühren wollen aber die Heubacher 9 Bachgenossen nichts wissen. Dieselben sind fortwährend übel auf alles Bauwesen [...] zu sprechen, und noch sehr verdrüßlich über die Auslagen, in die sie im Jahre 1862 nach dem Hochwasser versetzt wurden.“ [...] Die „F. Standesherrschaft [ziehe] große Vortheile aus der Flößerei [...], während sie“, die Bachgenossen, „fast keinen oder doch zu dem Aufwande unverhältnißmäßigen Nutzen davon haben“.²³⁸

Im selben Jahr geht es aus demselben Grund – Baufälligkeit – um den Neubau des Floßweihers im Grüßgotttal (1833: „Weiher im Griesgen“, s. o.), wobei wir noch einiges mehr über die Bautechnik erfahren:²³⁹ „Der Floßweiher, der Floßbach und die Spannstätte in Grüßgott werden von der Fürstl. Standesherrschaft zur Hälfte, von Kasimir Katz in Gernsbach zu ein Viertel und von Alois Harter Lindenwirth in Kaltbrunn zu ein Viertel der Kosten zu unterhalten. Nach anliegender Anzeige des Bachvogts Harter und der beiden beteiligten Alois Harter und Kasimir Katz von Gernsbach ist der Floßweiher sehr baufällig, und der Neubau desselben dringend nothwendig. Die Forstei hat sich von der Richtigkeit überzeugt. Es wird beabsichtigt, einen neuen Floßweiher von Stein herzustellen, und die Einleitungen dazu jetzt zu treffen; d. h. es sollen die Steine im nächsten Winter gebrochen, beigeschafft und zugerichtet werden, damit gleich im nächsten Frühjahr der Aufbau vor sich gehen kann. Nach dem [...] aufgestellten Ueberschlag soll sich der Kostenaufwand ohne die Aufzugwinde auf 1000 fl, mit derselben, welche durchaus nothwendig

²³⁶ Dies ist ein wichtiger Hinweis auf das Baumaterial. Man holte die Steine, die dann noch zu bearbeiten waren, nicht aus Steinbrüchen, sondern nahm Blockschuttmaterial, das schon lange Zeit der Witterung ausgesetzt war und dieser offensichtlich widerstanden hatte, so dass es für den Dammbau als geeignet erschien.

²³⁷ Wie Anm. 235.

²³⁸ Ebd.

²³⁹ FFA, Errichtung von Floßstraßen, Bau von Wasserstuben und Weihern etc. 1840–1956, Fürstlich Fürstenbergische Domänen Kanzley, Forstei Wolfach, Floßwesen, Vol. 1, Fasc. 1, 19. August 1865, Nr. 200, Den Neubau des Floßweihers im Grüßgottthal betr.

ist, auf 1200 fl belaufen.“ Die F. Standesherrschaft habe sich mit 600 fl zu beteiligen. Dieser Anteil erhöhe sich, sollte der Ankauf der Liegenschaften zustande kommen, um ein weiteres Viertel, also 900 fl. – „Die Forstei wird die Vergebung der Arbeiten in die Hand nehmen, und darauf bedacht sein, daß der Bau gut ausgeführt wird. – Es wird um 600 fl gebeten.“

Mit Schreiben vom 6. Jänner 1866 (Nr. 219 Den Neubau des Floßweiher im Grüßgottthal betr.) wird „die Forstei beauftragt, den Floßweiherbau im Grüßgottthal in die Hand zu nehmen, und nach ihren Anträgen im Berichte vom 19. August 1865 No. 200 zu verfahren“, und zugleich wurde ein Kredit von 600 fl genehmigt. „Wir haben von diesem Kredite keinen Gebrauch gemacht – obgleich mit dem Steinbrechen und Beibringen der Steine bis zur Baustelle angefangen wurde. Der Grund liegt einestheils darin, daß durch den Ankauf der Katz’schen Liegenschaften die fürstl. Standesherrschaft zu einem weiteren Viertel, also zu drei Viertel an den Kosten betheiligt worden ist, andernteils aber insbesondere dem Umstande, daß das Floßweiherbauwesen in unserer Zeit Fortschritte gemacht hat, über deren Anwendung weder die Forstei noch der mitbetheiligte Alois Harter Bürgermeister hinlängliche Kenntniße und Erfahrung besaß.“²⁴⁰

Wegen der hohen Holzpreise sei man „zur Ansicht gelangt, beim Weiherbau alles Holzwerk möglichst bei Seite zu lassen, und nur mit Steinen zu bauen. Nach bisheriger Uebung wurde das Mauerwerk stets trocken aufgeführt, und damit das Wasser nirgends durchsickern, die Stoßfugen mit Moos verstopft. Um nun aber einem solchen Bauwesen gemäßere Solidität und Dauer zu verschaffen, geschieht jetzt die Aufmauerung der Weiherwand – obgleich kostspieliger – durch Einsetzen der Steine in gutem Mörtel und durch Verkitten der Stoßfugen mit Zement. Im vorigen Herbst wurde der hinterste Floßweiher in Heubach auf diese Art zur allgemeinen Zufriedenheit erbaut, und die Forstei wollte den Bau des Grüßgottweiher bis zur Vollendung ausgesetzt lassen.

Wir haben nun gemeinschaftlich mit Alois Harter unter Berücksichtigung der erwähnten Verhältnisse den Bau des Grüßgottweiher am 2. d. Mts. dem Bachvogt zu Kaltbrunn aus der Hand für 1500 fl vergeben. Wegen Anfertigung der Aufzugwinde wird später verhandelt werden. Wir bitten dem anliegenden Verträge die hohe Genehmigung zu ertheilen.“

Am 16. Januar 1866 wird der Antrag genehmigt.²⁴¹

Nicht alle Weiher, über die wir aus dem 19. Jahrhundert Unterlagen haben, hatten ältere Vorgänger. So wurde beispielsweise der Rappenwirtsweiher beim Gasthaus Rappen unweit des Bühlhofs von Schramberg schiltachabwärts erst 1836 gebaut. Unterlagen von 1823 belegen, dass der Rappenweiher zu dieser Zeit noch nicht existiert hat. Untermühleninspektor Müller schlägt 1823 vor, Floßweiher und Spannstatt einzurichten.²⁴²

Abschließend sei bei der bauhistorischen Betrachtung der Floßweiher der Glaswaldsee beleuchtet.²⁴³ Dieser ist wohl schon recht früh für die Holzbringung ertüchtigt worden. 1650 wurde Johann Jakob Mentzinger vom Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg beauftragt, die Herrschaft im Kinzigtal kartografisch aufzunehmen. Mentzinger schreibt über den See u. a., das Wasser sei am Ausfluss mit einer „Schließen“ gefasst und es werde zum Holzflößen gebraucht. Wenn man die Schleuse ziehe, könne das Wasser ein ganzes Floß ins Tal tragen. Ende der 1840er Jahre wurde die Aufstau- und Ablassvorrichtung erneuert.²⁴⁴

²⁴⁰ Wie Anm. 239.

²⁴¹ Ebd., weitere Materialien zum Weiher im Grüßgottthal finden sich im Anhang X.

²⁴² Die Information stammt von Lothar Späth, der sich wiederum auf Franz Flaig bezieht; entnommen einem Ordner, der uns von Herrn Thomas Kipp zur Auswertung überlassen wurde.

²⁴³ Siehe dazu auch die Ausführungen auf S. 100 und 103–104.

²⁴⁴ SCHMID, Bad Rippoldsau (wie Anm. 177), S. 130 f.



Abb. 53: Das Ablassbauwerk am Glaswaldsee.
Foto: Werner Konold.

Eine „Kosten-Berechnung zur Herstellung eines Stauwerks sammt Schleußen-Vorrichtung am Wildsee Gemeinde Schapbach, Revier Rippoldsau“ gibt uns Auskunft über das Verfahren und wichtige technische Details²⁴⁵ (siehe Anhang XI). 1848 erhält das „Zugwerk auf dem Wildsee“ einen „Überbau“ (Abb. 53). Schreinermeister Schoch aus Holzwald hat einen Bauplan angefertigt, wonach der Bau aus Ziegel hergestellt wird und ein Schindeldach erhält. Er wird „mit Latten

²⁴⁵ FFA, Forst-Administration, FA Rippoldsau, Floßwesen I/1, Einrichtung von Floßstraßen, Bau von Wasserstuben und Wuhren, 1840–1891.

eingewandert“, die Fugen sind mit Latten zu decken.²⁴⁶ 1862 wurde eine Schleuse eingebaut: „ein Holzschieber, das Schiebearn-Zahngewände und ein Schneckengewinde, das in einem tragenden Querbalken eingelassen ist und durch einen Dreharm bewegt wird“.²⁴⁷

Floßweiher, Schwallungen: aktueller Bestand

Aus historischen Karten und aus der Literatur konnten einige Floßweiher übernommen oder abgeleitet werden. Hinzu kamen zwei bedeutende Quellen, die zur Vervollständigung beigetragen haben:

- Zwei Karten für den württembergischen Teil des Untersuchungsgebietes aus den „Beilagen zum Verwaltungsbericht der Königl. Ministerialabteilung für den Strassen- und Wasserbau für die Rechnungsjahre 1901–1904“ (vgl. Abb. 7 und 8).²⁴⁸
- Eine handgezeichnete Karte mit dem Titel „Floßkarte Obere Kinzig“, deren Herkunft nicht geklärt werden konnte, aber in den Unterlagen einiger Experten auftauchte.

Mit diesen Quellen konnte eine Karte erstellt werden, die ein vermutlich recht vollständiges Bild über die Lage von Schwallungen und Gamper/Schnapperle darstellt (Abb. 54). Ein paar Staurichtungen konnten nicht genau verortet werden. Auf sie wird in der Literatur lediglich mit Bezug auf den Bach verwiesen. Sie wurden in der Karte als „ungesichert“ eingetragen.

Im Gelände wurden über 20 ehemalige Floßweiher aufgesucht. Die Bauweisen der Dämme sind unterschiedlich. Eindrucksvoll sind vielfach die sorgfältig behauenen Sandsteine. Von etlichen Weihern sind nur noch spärliche Reste vorhanden, die auf den ersten Blick kaum als Überbleibsel von Dämmen zu erkennen sind. Einen groben Eindruck von dem Spektrum der Hinterlassenschaften vermitteln die nachfolgenden Abbildungen.

Der Glaswaldsee oder Wildsee am Seebach (zur Wolf), ein natürlicher Karssee, war schon Mitte des 17. Jahrhunderts zum bewirtschaftbaren Floßweiher ertüchtigt (s. o.). Er besitzt heute eine massive Staumauer (Abb. 56). Die Treppe am Schleusenhäuschen trägt die Jahreszahl 1846 (Abb. 53). Auf der Wasserseite links des Häuschens befindet sich die historische Hochwasserentlastung (Abb. 57), also ein Überlauf, um zu verhindern, dass der Damm bei steigendem Wasserspiegel im Hochwasserfall überströmt wird.

Der weitere Verlauf des Seebachs bietet auch heute noch einige interessante und gut sichtbare Details zur Holzbringung. Das Gerinne direkt unterhalb des Sees eignete sich wegen des starken Gefälles nicht für den Holztransport. Einige Hundert Meter bachabwärts taucht links neben dem Mutterbett des Seebachs und jenseits der Forststraße eine Rinne mit einem breiten gequetschten U-Profil und gleichmäßigem Gefälle auf, die linksseitig von einem mit Trockenmauern gestützten Weg begleitet wird (Abb. 58). Entlang der Forststraße zum Mutterbett hin befinden sich große überwachsene Blockschutthaufen, die vom Aushub der Rinne herrühren könnten. Die Mündung der Rinne in den Seebach lässt sich heute nicht mehr erkennen.

²⁴⁶ FFA, Forst-Administration, FA Rippoldsau, Floßwesen I/1, Einrichtung von Floßstraßen, Bau von Wasserstuben und Wuhren, 1840–1891, Forstinspektion Wolfach, Revier Rippoldsau, Nachträgliche Anträge auf Herstellung, Reparatur u. der Holztransport-Anstalten in den FF Waldungen in Verbindung mit dem Kosten-Ueberschlag und Kosten-Verzeichniß pro 1847/48, betreffend den Wildseebau.

²⁴⁷ SCHMID, Bad Rippoldsau (wie Anm. 177), S. 435 f.

²⁴⁸ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3).

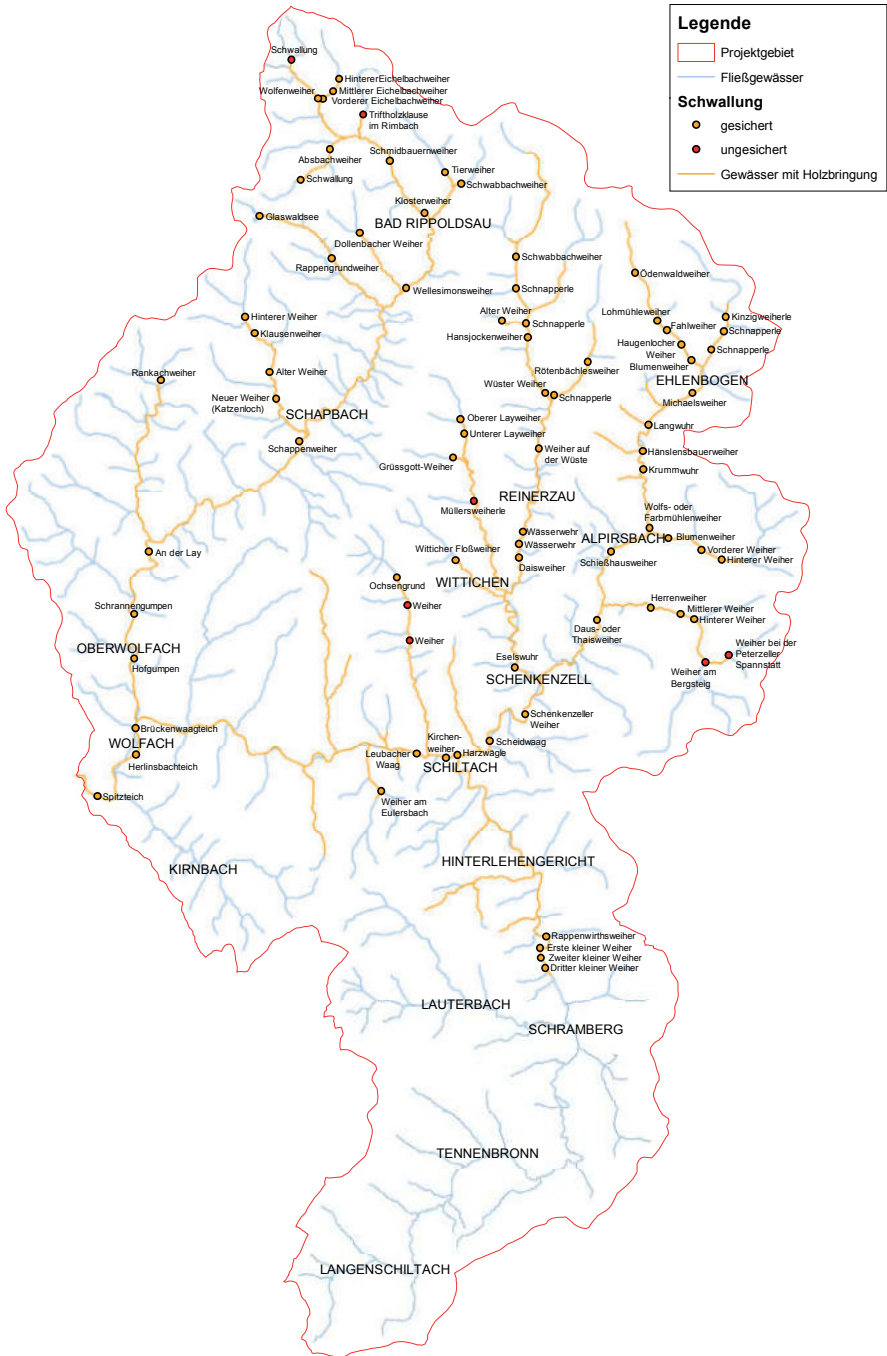


Abb. 54: Flößweier/Schwallungen und Flößstraßen, die für das Gebiet der oberen Kinzig rekonstruierbar sind.



Abb. 55: Damm des Witticher Floßweihers mit Holzpritsche, vom Unterwasser aufgenommen. Foto: Werner Konold.



Abb. 56: Der Glaswaldsee oder Wild-See am Seebach. Foto: Werner Konold.



Abb. 57: Der historische Überlauf. Foto: Werner Konold.



Abb. 58: Die ganz offensichtlich für den Holztransport ausgehobene Rinne parallel zum Seebach. Sehr gut kann man den Begleitweg erkennen, der an manchen Stellen Stützmauern besitzt. Foto: Werner Konold.

Verfolgt man den Seebach weiter, so stößt man oberhalb des heutigen Parkplatzes, der auf der früheren Spannstatt eingerichtet wurde, auf Sohlschwellen (Abb. 59) und ein sehr gut erhaltenes Sohlpflaster (Abb. 60). Um das Bild einer kompletten Anlage zu vervollständigen: Oberhalb der Spannstatt, dort, wo die Sohle gepflastert ist, mündet ein Riesweg, von dem die tal- und bergseitigen Stützmauern noch teilweise erhalten sind (Abb. 61). Unterhalb der Spannstatt findet man noch Fragmente von einst massiven Ufermauern.

Der Rappengrundweiher (auch Seebachweiher; siehe auch Anhang IX) weiter unten am Seebach ist im Gelände nicht mehr zu erkennen. Lediglich die verengte Geländesituation mit ein paar losen, behauenen Steinen (Abb. 62) unterhalb des alten Forsthauses mitsamt einer künstlich geschütteten Verebnung, die wahrscheinlich als Spannstatt diente, deutet noch auf die Lage hin. Die Rekonstruktion der Lage aus den Karten (dazu Abb. 63) macht die verzeichnete Lage wahrscheinlich. Beim Bau des Zuweges zum Haus und beim Hausbau wurde laut Eigentümerin das gesamte Gelände jedoch stark überformt.

In einem baulich ausgezeichneten Zustand befindet sich der Damm des Wolfenweihers an der oberen Wolfach. Unterhalb der Schwallöffnung befindet sich ein Tosbecken. Im Anschluss ist das ganze Bachbett, inklusive einer Rampe, gepflastert (Abb. 64). Links unterhalb des Gewässers lag die Spannstatt. Der Weiher ist komplett mit Geschiebe gefüllt. Das Alter des Bauwerks zu ermitteln, wäre interessant, da es sich konstruktiv und von der Qualität her deutlich von anderen Dämmen unterscheidet.



Abb. 59: Sohlschwellen im Seebach oberhalb des Wanderparkplatzes, der ehemaligen Spannstatt. Foto: Werner Konold.



Abb. 60: Gut erhaltenes Sohlpflaster im Seebach. Foto: Werner Konold.



Abb. 61: Riese mit eindrucksvollen tal- und bergseitigen Stützmauern oberhalb der Spannstatt. Foto: Werner Konold.



Abb. 62: Wahrscheinliche Lage des Seebachweihers, eine Sohlschwelle und Reste eines Sohlpflasters sowie Mauerreste (links im Bild) sind erkennbar. Foto: Werner Konold.



Abb. 63: Auf der TK 25 von 1885 ist der Seebachweiher als „Schw.“ (Schwallung) eingetragen.



Abb. 64: Der Wolfenweiher an der oberen Wolfach. Unterhalb des Absturzes befindet sich das Tosbecken. Die Bachsohle ist noch ein ganzes Stück weit gepflastert. Foto: Werner Konold.

Am Wildschapbach lag der „Hintere Weiher“, von dem noch zwei Dammreste (älterer und jüngerer Weiher?) zu erkennen sind (Abb. 66 und 67).

Vom Tierweiher am Kastelbach sind noch eindrucksvolle Dammreste erhalten, die den ganzen Dammquerschnitt zeigen (Abb. 70; siehe auch Abb. 50). Unterhalb des Damms findet man an beiden Uferseiten massive Verbauungen (Abb. 71).

Am Hüttenbächle, das sich in der hinteren Berneck (Alpirsbach-Reinerzau) mit der Kleinen Kinzig vereinigt, scheinen mehrere kleine Stau­einrichtungen existiert zu haben. Das lassen jedenfalls Uferverbauungen mit seitlicher Geländeverebnung und das Vorhandensein von größeren Werksteinen an Engstellen vermuten. Mehrere Holzbohlen in der Bachsohle und Ufermauern stützen diese These.

Manche Floßweiher hatten über die Zeit hinweg unterschiedliche Namen, so z. B. der Rappengrundweiher am Seebach (auch Seebachweiher, s. o.) und der Rappenwirthsweiher an der Schiltach (auch Hauptweiher). Der Wolfweiher an der Aischbachmündung (Alpirsbach) erhielt mit dem Bau einer Farbmühle im Jahr 1716 den Namen Farbmühlweiher.²⁴⁹ Andere Weiher konnten nicht genauer lokalisiert werden. So nennt die „Flötzer-Ordnung“ von 1583 („Wie es fūrohin dieß Orfts gehalten werden solle“) der Alpirsbacher Kinzigflößerschaft ein paar Weiher, die offensichtlich die Namen der Eigentümer trugen, so Caspar Thönlins Weyher („Er und Vogelsber-

²⁴⁹ ZIZELMANN, Geschichte der Kinzigflößerei (wie Anm. 224), S. 59.



Abb. 65: Dammrest des Dollenbachweihers im hinteren Dollenbachtal (Bad Rippoldsau-Schapbach). Foto: Werner Konold.

ger, auch Mattheus Krauß geben holtz“; Lage also wohl in Ober-Ehlenbogen), Cathrina Heintzelmanns Weyher, der Weiher von Jacob Walter Schwab (vom Schwabenhof in Unter-Ehlenbogen?) und Hanriss Frankhen und Bardlins Weyher. Zizelmann gibt noch den wichtigen Hinweis auf verschiedene „Schwallungen, Wasserstuben und Weiher im Ehlenbogen- und Aischbachtal, sowie im Rötenbächle“, die weniger beständig gewesen seien.²⁵⁰ Dies weitergehend interpretiert hieße, dass es im Gebiet eine ganze Reihe von Speichern gegeben hat, vielleicht auch nur temporäre Speicher, die die Zeit nicht überdauert haben und auch in den von uns gesichteten Quellen nicht dokumentiert sind.

Es ist anzunehmen, dass einige Weiherdämme auch als Überfahrt oder Brücke dienten, die also konstruktiv anders als die reinen Dämme mit Schütz aufgebaut waren. Auch einige Brücken, die nicht in Weiherdämme integriert waren, gehören im Grunde funktional zum Erscheinungsbild von Holzbringungssystemen, nämlich solche, die einen so hohen Durchlass haben, dass die Flößer zumindest gebückt auf den Flößen passieren konnten. Ein schönes und gut erhaltenes Beispiel dafür ist eine Brücke im Wildschapbachtal etwa einen Kilometer unterhalb des ehemaligen Klausenweihers (Abb. 80). Zum Gesamtinventar gehören auch die Häuschen, in denen die „Schwöllmeister“ einquartiert waren.

²⁵⁰ Ebd., S. 59.



Abb. 66: Der untere Staudamm des Hinteren Weihers am Wildschapbach. Er besteht aus geschütteten Steinen. Foto: Christian Suchomel.

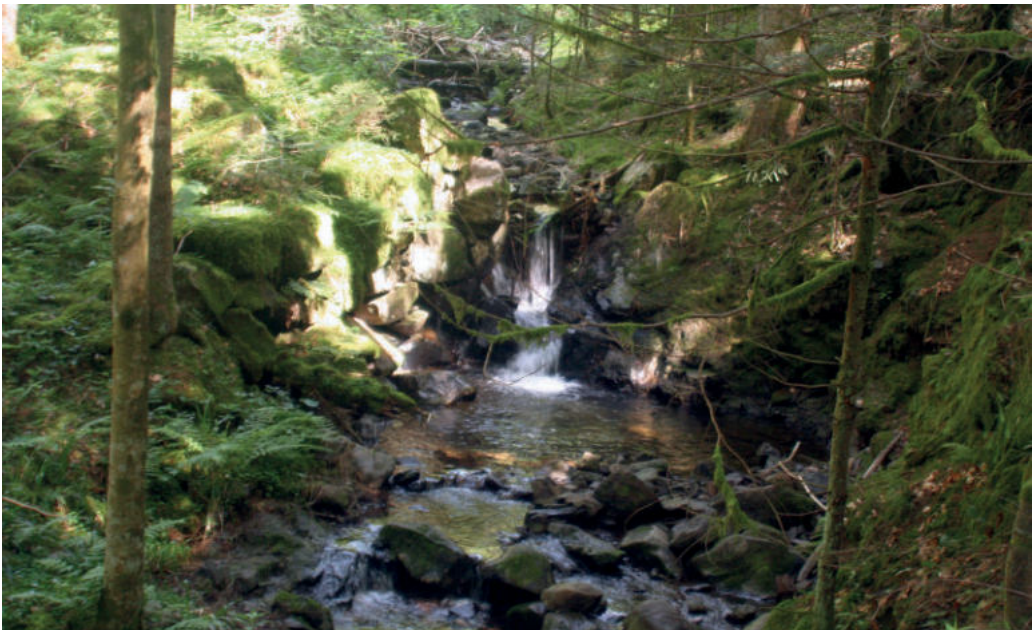


Abb. 67: Der obere Staudamm des Hinteren Weihers. Foto: Christian Suchomel.



Abb. 68: Reste des Damms vom Katzenloch-Weiher oder Neuem Weiher am Wildschapbach. Foto: Christian Suchomel.



Abb. 69: Sohlenverbau mit Holzbohlen im Dammbereich des ehemaligen Schappenweiher in der Wolf in Vor Wildschapbach unterhalb des Sägewerks Schmid-Holz. Foto: Christian Suchomel.



Abb. 70: Dammrest vom Tierweiher im Kastelbach (Bad-Rippoldsau-Schapbach). Foto: Werner Konold.



Abb. 71: Ufermauer unterhalb des Tierweiherdamms. Foto: Werner Konold.



Abb. 72: Schwallung im Ochsengrund, Heubachtal; am Durchlass ist eine Holzpritsche zu erkennen. Foto: Christian Suchomel.



Abb. 73: Dammreste eines Floßweihers im Heubach im Gewann „Am Weihermättle“. Foto: Christian Suchomel.



Abb. 74: Damm des Oberen Layweihers im Kaltbrunner Tal. Foto: Werner Konold.



Abb. 75: Größgott-Weiher im Kaltbrunner Tal. Foto: Christian Suchomel.



Abb. 76: Damm des Rötzbächleweiher im hinteren Rötzbächle. Foto: Werner Konold.



Abb. 77: Damm des Lohmühleweihers; sehr gut erhalten ist das Sohlpflaster. Foto: Werner Konold.



Abb. 78: Dammrest des Kinzigleweihers unweit des Kinzigursprungs. Foto: Werner Konold.



Abb. 79: Verlandeter Weiher am Eulersbach. Foto: Werner Konold.



Abb. 80: Brücke im Wildschapbachtal mit großem Durchlass. Foto: Werner Konold.

Ausbau und Unterhaltung der Gewässer oberhalb und unterhalb der Speicher

Um Holz auf den Gewässern transportieren zu können, musste man von jeher die Bäche und Flüsse „flötzig“, also floßbar machen bzw. für die Flößerei herrichten. Dies geschah in Form von Begradigungen, Uferbauten, Querbauwerken auf der Sohle und Pflasterungen. Hinzu kamen spezielle Konstruktionen im Übergang von den Floßweihern zum Unterwasser. Auch die Begehrbarkeit der Ufer war wichtig.²⁵¹ Die mechanische Belastung all dieser Bauwerke war groß, zum einen durch den Holztransport selber (inklusive des Sperrens), im Besonderen aber durch die Holztrift, und durch Hochwässer, die Geschiebe mit sich führten. Die Bauten und die generelle Floßbarkeit erforderten eine regelmäßige und auch anlassbedingte Unterhaltung. Bestimmungen hierzu ziehen sich durch alle Floß- und Bachordnungen. Bereits in der oben schon erwähnten Schutterordnung von 1439 wird von einer Bachschau gesprochen.

In einer Urkunde vom 14. Oktober 1499 – Wolfgang Graf zu Fürstenberg übernimmt die Herrschaft Romberg von den Hohengeroldseckern – wird schon expressis verbis auf Bachräumung und -unterhaltung abgehoben, wenn es u. a. heißt, „die Theilhaber an diesen Wäldern sollen schuldig sein, *den bach gemeinlich helfen vff zu thun und zu rumen, weg vnd steg zu behalten, damit all menglich der wald geniessen und nütz han möge vnd der floß gewerb damit gebesert werde*“.²⁵² In eine von der Sache her ähnliche Richtung gehen die Anmerkungen zu einem Urbar im Amt Aichhalden von 1547, über das A. Brauchle berichtet:²⁵³ „Eine Sonderfron galt ausschließlich den Flößern und dem am Flößen interessierten Untertanen. Wer auf der Schiltach die Flößeinrichtungen benutzen wollte, war verpflichtet (schuldig), den Bach zu räumen, als den Bach von allen großen Steinen zu räumen, damit die Floße auf keine Hindernisse stießen. Zu räumen war das Bachbett bis zur Grenze am sogen. Vogelswuh [..]. Dort übernahmen die Schiltacher diese Aufgabe.“ 1553 hätten 19 Mann „in der Pernegg“ zwei Tage die „Fahrt geräumt und Bengel gelegt [s. u.!] u. sonst alle Nothwendigkeit getan“.

In der oben bereits erwähnten „Flötzer Ordnung“ von 1583²⁵⁴ wird die Verpflichtung zur gemeinsamen Unterhaltung der Bäche und der Weiher mehrfach ausdrücklich angesprochen, das heißt, beides zu räumen und Holz und Wasen für die Reparatur zu liefern.

Die württembergischen Abschnitte von Kinzig und Schiltach wurden bis 1710 „von Schiffern, Waldbauern und Tagelöhnern, auch Sägern, alljährlich geräumt und durch 4 Schiffer gesäubert“. Vom Schenkzeller Weiher aufwärts wurden die Gewässer von Waldbauern unterhalten, die sich zu Bachgenossenschaften zusammengeschlossen hatten. Es ging um laufende Arbeiten, den Neubau und Umbau von Floßweihern und um die Räumung nach Hochwassern. Die Finanzierung geschah über Waldumlagen, ab 1893 über Floßumlagen.²⁵⁵

²⁵¹ Dazu LEO HAUSKA, Wassertransportanlagen, Wien/Leipzig 1936. Hauska weist hier auf ein Spezifikum der für die Trift verwendeten Gewässer hin: „Längs der ganzen Triftstraße soll ein Triftsteig verlaufen, der den Zugang zum Trifholz ermöglicht“ (ebd., S. 12).

²⁵² SCHMID, Schapbach im Wolfstal (wie Anm. 57), S. 256.

²⁵³ StA Schramberg, Anmerkungen zum Urbar 1547 „Frohn und andere Dienstbarkeiten“, Folio 246 bis 247 (A. Brauchle), Amt Aichhalden.

²⁵⁴ Stadtarchiv Alpirsbach, Abschrift „Flötzer Ordnung, wie es furohin dieß Orths gehalten werden solle. Actum denn 21. Aprilis 1583“.

²⁵⁵ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 24 f.

Was die technische Ausführung im Detail angeht, so lassen wir wiederum zunächst Jägerschmid zu Wort kommen,²⁵⁶ der sich auch diesen Aspekten ausführlich gewidmet hat, die man sicherlich ohne Weiteres auf das Einzugsgebiet der oberen Kinzig übertragen kann. Sehr deutlich kommt zum Ausdruck, dass man keinen Aufwand scheute, die Gewässer einzurichten. Zunächst widmet sich Jägerschmid allgemeinen Geschiebetransport- und Sedimentationsfragen: Ein Nachteil des Flößens seien die Querbauwerke, die als Sedimentfang wirken würden, so „enstehet hinter solchen Wasserbauten, also Strom aufwärts todes Wasser, in welches sich die, bei Regengüssen anschwellenden Erdtheile, niederschlagen, die Ufer von beiden Seiten, gegen die Mitte hin versanden und verschlammten, und so nach und nach das Flußbette verengen, [...]“.²⁵⁷ Man solle deshalb die Schleusenöffnungen so weit machen, dass auch Hochwasser passieren könnten.²⁵⁸ „Steine und Sand werden durch das gespannte, mit Gewalt abströmende Wasser fortgerissen, da, wo solches wieder ruhiger zu fließen beginnt, abgesetzt, und so das Flußbette bald da, bald dort verschüttet, verengt, und nicht nur durch solche unregelmäßigen Anlagen von Steinen und Sand, Veränderungen in der Richtung des Flußbetts selbst herbei geführt, sondern auch Veranlassung zu Beschädigung der Ufer, der anstoßenden Güter und Wasserbauten gegeben“.²⁵⁹

Uferschäden würden auftreten durch das Schwellwasser und das Holz. [Werden] die zur „Uferbefestigung öfters getroffenen Vorrichtungen und Verwahrungen durch Holz und Steinbauten, Flechtwerk, oder durch Anpflanzung von Erlen, Weiden und anderen dienlichen Hölzern, beschädigt oder gar vernichtet, zuweilen nur locker gemacht, und alsdann dem Angriffe des anschwellenden Wassers desto mehr unterworfen“.²⁶⁰

„Quellen, Bäche, Flüsse und Seen können in ihrem natürlichen Bette selten zur Flößerei benutzt werden, ohne daß die in der Flößerstraße selbst, und an deren Ufer vorhandenen, natürlichen, zuweilen auch künstlichen Hindernisse, theils weggeräumt, theils unschädlich gemacht und daß bald mehr, bald minder kostspielige Einrichtungen, je nach Erforderniß der Lokalität und des beabsichtigten Ganges der Flößerei, getroffen werden“.²⁶¹ Wenn wegen eines zu breiten Bettes die Wassertiefe zu gering sei, solle man das Gewässerbett vertiefen und mit dem Aushub die Ufer erhöhen.²⁶² Wo dies nicht möglich sei, bleibe nichts anderes übrig, als „das Wasser durch Dämme, oder in Kanäle von Stein, oder von Holz, näher zusammen zu spannen, oder auch, an verschiedenen zweckdienlichen Stellen, mittelst Krippen, Sporn- und Uferdeckungen, welche durch Steinaufwürfe gebildet, oder von Faschinen, Pfählen, Flechtwerken und Kieß, oder Thonerde, sodann aber auch von Stammholz erbaut und mit Steinen, Kieß und Sand oder Lehmen ausgefüllt werden können, von beiden Ufern in den Thalweg einweisen“.²⁶³

„Wenn auch nicht in allen Punkten die Ufer der Floßstraße zu beiden Seiten zugänglich sind, so ist es doch nöthig, daß sie entweder auf einer Seite ohne Unterbrechung, oder abwechselnd, bald auf dieser, bald auf jener Seite, begangen werden können“.²⁶⁴

²⁵⁶ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 2. Band (wie Anm. 158).

²⁵⁷ Ebd., S. 42.

²⁵⁸ Ebd., S. 42 f.

²⁵⁹ Ebd., S. 43.

²⁶⁰ Ebd., S. 44.

²⁶¹ Ebd., S. 49.

²⁶² Ebd., S. 51.

²⁶³ Ebd., S. 52.

²⁶⁴ Ebd., S. 54.

„Da, wo also die Ufer zu beiden Seiten durch Felsen, Abhänge, Sümpfe oder auf irgend eine Art, unzugänglich sind, muß man trachten, solche durch Sprengung der Felsen, Abgraben der steilen Gebirgsabhänge, oder Ausschlagen nasser und bodenloser Plätze mit festen Materialien, auf wenigstens 4 Fuß breit bei der Kurzholzflößerei und wenigstens auf 8 Fuß bei der Langholzflößerei, zugänglich zu machen, und wo möglich so einzuebnen, daß solche, wo Langhölzer geflößt werden, je nach Erforderniß, mit Zugvieh begangen und befahren werden können“.²⁶⁵ Unvermeidlich sei die Beseitigung von hervorragenden Felsen, Steinmassen, Kies- und Sandbänken. Kleine Steinmassen könnten „von Hand mit Hebel, Wendringen, Winden und Walzen“ beiseitegeschafft werden. Große Steine und Felsmassen müsse man anbohren mit dem Gezähe des Bergmanns. Das Loch sei dann mit Sprengpulver zu füllen.²⁶⁶ Sandbänke müssten abgegraben und durchgraben werden. Dies könne man mit einem pferdegezogenen Pflug anstellen. Das gelockerte Material könne „durch Zuleitung einer erforderlichen Wassermasse stromabwärts gespült werden“.²⁶⁷

Floßstraßen könnten erforderlichenfalls verbreitert werden, „zwei und mehrere Fuß“ breiter als das stärkste Floß. Für die Trift müssten die Floßstraßen so breit sein, dass sich die Floßhölzer „bequem umwenden können“.²⁶⁸ Die Trift sei auf zu breiten und zu tiefen Gewässern schwierig, weil sich die Hölzer ungewollt verteilen können und es sehr viel Sinkholz gebe (bis zu 15 %). Auf „Hauptflüssen“ sei die Trift daher nicht mit „Nutzen ausführbar“.²⁶⁹ Bei gefällearmen Gewässern sei „das Gefälle möglichst zu rectificiren, und da tiefer zu legen, wo solches zu seichte gehet“²⁷⁰ – also Krümmungen zu beseitigen. Eine andere Möglichkeit sei, „Fangschleusen“ anzulegen, die man dann öffnen könne. Nachfolgende Schleusen könnten die Flut wieder sammeln.²⁷¹ Zu starkem Gefälle an einzelnen Punkten könne man durch „Abnahme der steilen Passagen und Vertheilung ihres Gefälles abhelfen“.²⁷²

Für den Transport von Holländerstämmen, so Jägerschmid, müssten die Krümmungen des Gewässers gering sein. Hierzu könne man abgraben und sprengen und die Ufer anschließend mit Holz, Faschinenbauten oder Steinbau wieder befestigen.²⁷³

Für die Einrichtung und Verbesserung der Floßstraße empfiehlt Jägerschmid zur „Verwahrung der Ufer und Einweisung des Wassers in die Floßstraße“ Dämme (Längsdämme), Streichfaschinade (Konstruktion aus Faschinen, Pfählen, Flechtgersten, Sand, Kies und Ton) und Flechtwerk (Pfähle, Flechtwerk, „Anfesselung“ einzelner Pfähle mit Wieden an einen Teuchpfahl, Zwischenraum zwischen Ufer und Flechtwand wird mit Erde „ausgestampft“). An hohen Ufern könnten die Flechtkonstruktionen auch terrassenförmig angelegt werden.²⁷⁴ Möglich seien auch verschiedene Einbauten wie etwa „Steinaufwürfe: Zur Sicherung der Ufer werden theils rauhe

²⁶⁵ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 2. Band (wie Anm. 158), S. 55.

²⁶⁶ Ebd., S. 55 f. Hierzu ein konkreter Beleg aus unserem Gebiet: „Das ‚Bachrohen‘ [...] war eine harte Arbeit, an der sich die gesamte Flößerschaft beteiligen, auch ‚Zug und Fuhr‘ stellen mußte. Zuweilen wurden die allzu schweren Brocken, die das Schmelzwasser ins Bachbett gewälzt hatte, von Bergleuten gesprengt“ (ZIZELMANN, Geschichte der Kinzigflößerei [wie Anm. 224], S. 59).

²⁶⁷ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 2. Band (wie Anm. 158), S. 56.

²⁶⁸ Ebd., S. 56 f.

²⁶⁹ Ebd., S. 58.

²⁷⁰ Ebd., S. 59.

²⁷¹ Ebd., S. 59.

²⁷² Ebd., S. 60.

²⁷³ Ebd., S. 63 f.

²⁷⁴ Ebd., S. 147.

Steine, theils Steingesciebe, besonders letztere, weil sie sehr oft im Flußbette selbst, also in der Nähe zu haben sind, an die schwachen und bedrohten Stellen der Ufer aufgeschüttet und aufgesetzt, damit das anprallende Wasser sich an solchen bricht und abgewiesen, das Ufer aber hierdurch von Angriffen geschont wird“.²⁷⁵ – „Wenn [...] von Reinigung des Floßweges von Steinen und Felsen die Rede ist, so muß genau überlegt werden, welche Fels- und Steinmassen den Floßgeschäften hinderlich, und daher zu sprengen und wegzuschaffen, und welche zu Einweisung des Floßwassers in den Thalweg nützlich, daher zu belassen sind“. Des Weiteren sei zu denken an verschiedene „Faschinezugemäche“ und „Reisfache, Einwandungen mit Holz, Blochwände“ mit „Eseln aus beschlagenem Bauholz“, eine Art Rost auf felsiger Sohle, oder „Blochwände mit Pfählen auf erdiger Sohle“ und „Krippen“,²⁷⁶ wobei hier schon Sohlenausbauten angesprochen sind.

Zur Räumung und Unterhaltung der Floßstraße empfiehlt Jägerschmid: Störende Felsen und Steine, auch bei Hochwassern eingebracht, „müssen zerschlagen oder angebohrt und mit Pulver gesprengt, und zu kleinen unschädlichen Massen getheilt, überhaupt aus dem Floßthalwege geräumt werden. Eben dies gilt auch von Stumpen, Stöcken und anderen in der Floßstraße angehäuften festen Körpern“.²⁷⁷

Bei Gayer (1888) sind dann Technik und Fachterminologie noch ausgereifter und spezifischer, wenn er zur „Uferversicherung“ schreibt, mit dieser verbunden sei die „Herstellung der zweckentsprechenden Normalbreite des Triftwassers. [...] Hohe, steile oder gar senkrecht einfallende Ufer sind [...] Unterwaschungen und Einbrüchen ausgesetzt“.²⁷⁸ Zur Anwendung bei der Sicherung kämen Grasplagen oder Weidenstecklinge, Flechtzäune, loses oder festes Steinpflaster mit Bruchsteinen oder einem regelmäßigen Steinverband aus behauenen Steinen, Faschinen (Wurstaffaschinen mit Stickpfählen), Uferbeschlächte, Blochwände („Grainerwerke“), Uferarchen (Steinkästen). In steinreichen Gegenden wird jedoch fast nur Stein verwendet.²⁷⁹ Die „vollendetsten Uferdeckwerke“ seien „die aus behauenen Steinen regelmäßig hergestellten, etwa mit 1/10 Böschung in das Wasser einfallenden Ufermauern oder Quais, die auf einem festen tüchtigen Steinfundamente ruhen“ (Abb. 81).²⁸⁰

Auch auf die Sicherung der Gewässer-sohle geht Gayer (1888) unter dem Stichwort „Grundversicherung“ ein: Seltener als das Ufer bedürfe die Sohle einer „künstlichen

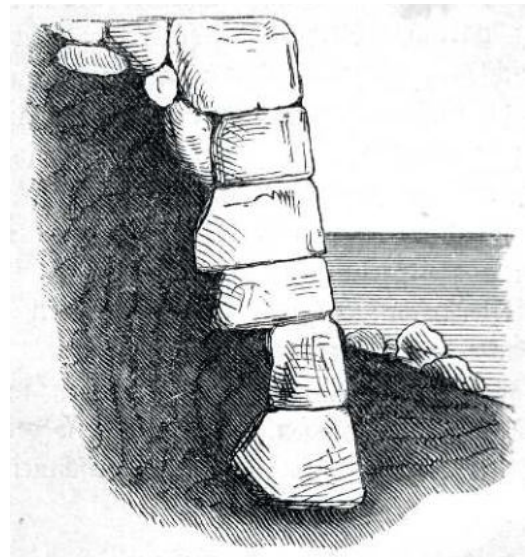


Abb. 81: Ufermauer oder Quai. Aus: GAYER, Forstbenutzung (wie Anm. 167), S. 314.

²⁷⁵ Ebd., S. 148.

²⁷⁶ Ebd., S. 149 f.

²⁷⁷ Ebd., S. 186 f.

²⁷⁸ GAYER, Forstbenutzung (wie Anm. 167), S. 312.

²⁷⁹ Ebd., S. 313.

²⁸⁰ Ebd., S. 314.

Nachbesserung“. Oft beschränke sich dies auf eine Räumung, erforderlichenfalls verbunden mit einer Sprengung. „Die zerkleinerten Felsen zieht man beiderseits zu Steinrosseln an die Ufer heran“.²⁸¹ Bei stärkerem Gefälle könne „eine terrassenförmig absteigende Steinpflasterung der ganzen Sohle“ notwendig sein. Oder man könne einfache Grundwehre einlegen, „die sich in kurzen Abständen wiederholen, so daß das Wasser treppenartig in vielen hinter einander folgenden Kaskaden abstürzt“²⁸² (Abb. 82 und 83).



Abb. 83: Ausgebauter Floßbach im Klosterwald für Klafterholz Richtung Gauchach und Wutach. Aus: WOHLFAHRT, Fürstenbergische Forstwirtschaft (wie Anm. 124), S. 245.

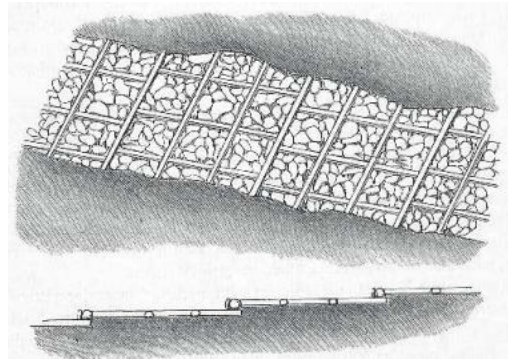


Abb. 82: Grundwehr mit Sohlpflasterung. Aus: GAYER, Forstbenutzung (wie Anm. 167), S. 315.

Eine weitere, allgemein gehaltene und das Bisherige am Rande ergänzende Quelle zum Thema Gewässerausbau für die Trift und die Flößerei ist das Werk „Wassertransportanlagen“ von L. Hauska aus dem Jahre 1936.²⁸³ Auch wenn er den Schwerpunkt auf die Triftbäche legt, so lässt sich doch manches auf die Gewässer für die Langholzflößerei übertragen. Den Bachabschnitt oberhalb des Wasserspeichers bezeichnet er als „Staubach“. In ihn solle man nach Möglichkeit alle Zuflüsse einleiten. „Mitunter wird es möglich sein, Quellbäche, welche einen unterhalb der Stauanlage einmündenden Seitengraben des Triftbaches speichern, so abzuleiten, daß ihr Wasser für die Speisung der Klause Verwendung finden kann“.²⁸⁴ Besonderes Augenmerk sei „der steten Reinhaltung des Staubaches von Unholz, der Entfernung des schweren, einsturzgefährlichen Holzes von den Bruchrändern“ gewidmet.²⁸⁵

Einen direkten Einblick in die Gewässerbauten und Unterhaltungsmaßnahmen in unserem Gebiet bekommen wir aus dem schon mehrfach zitierten Verwaltungsbericht aus dem

²⁸¹ GAYER, Forstbenutzung (wie Anm. 167), S. 315.

²⁸² Ebd., S. 315.

²⁸³ HAUSKA, Wassertransportanlagen (wie Anm. 251).

²⁸⁴ Ebd., S. 359.

²⁸⁵ Ebd., S. 360.

Württembergischen:²⁸⁶ „Zu den [...] Schutzvorkehrungen gehören die allerorts angetroffenen sog. Ketschenwände, die entweder von den Besitzern der anstossenden Güter oder von den Flössern errichtet wurden und seit erfolgter Einstellung des Flössereibetriebs von den Güterbesitzern unterhalten werden. Diese Ketschen bestehen aus Nadelholzstämmchen, die mit den Gipfelenden flussabwärts gerichtet dem Ufer entlang übereinander gelegt sind. Gegen das Umkippen werden sie durch Erdanker geschützt, die in das Ufer hineinstechen und nach Art der Blockwände mit den Stämmchen überplattet werden. An den oberen Enden der Stämmchen werden die Äste einseitig am Stamm stehen gelassen und zur Verankerung benützt. Erdanker und Aeste werden zur Vermeidung von Auswaschungen der Hinterfüllung und von zu raschem Verfaulen der Wände hinterbeugt und mit Steinen überdeckt. Die Ufersicherungen von Stein bestehen meist aus Trockenmauern, die auf Längshölzer gegründet und deren Fugen mit Moos ausgelegt und ausgestopft werden.“²⁸⁷

Der wohltätige Einfluss, den die früher mindestens alljährlich sich wiederholenden Bachräumungen der Flösser auf den Unterhaltungszustand der Ufer ausgeübt haben, verschwindet mehr und mehr, und es ist zu befürchten, dass die teilweise begonnenen Flussverwilderungen noch größeren Umfang annehmen werden. Die Flösserei hat aber auch noch in anderer Weise für die geordnete Wasserabführung insbesondere in den steilen Nebenbächen gesorgt. Da sich die Flossgestöre bei kleineren Unregelmässigkeiten des starken Flussgefälls in der Flussole eingehohlet und etwa vorhandene Wassergumpen vergrössert hätten, hatten die Flösser in diese Bäche Absturzwehre, sog. Bachbengel, eingebaut, die aus zwei und mehr senkrecht aufeinander und quer zum Wasserlauf gelegten, in die Ufer eingreifenden runden Prügeln (Bengeln) von Nadelholz bestanden und sich in kurzen Entfernungen (bis auf 2 m) wiederholten.²⁸⁸ Der Zerfall dieser Bachbengel schreitet rasch voran und wird später zu örtlichen Sohlenvertiefungen und zur Vermehrung der Sandführung beitragen.

Für kleinere Ausbesserungen während des letzten Jahrhunderts sind noch nachstehende von den Flössereigenossenschaften im Interesse eines geordneten Flössereibetriebs ausgeführten Abflachungen zu scharfer Krümmungen zu erwähnen.

Vorderes Rötzbächle, Markung Rötzbach,	bei km 2,6 – 100 m lang
	bei km 2,1 – 200 m lang
	bei km 1,3 – 100 m lang
Kleine Kinzig, Markung Reinerzau,	bei km 8,8 – 200 m lang
	bei km 8,5 – 100 m lang
	bei km 8,0 – 100 m lang.“ ²⁸⁹

Im Fürstenbergischen liefen die Dinge nicht prinzipiell anders ab. Auch dort waren in den Bächen Ufersicherungen und „entlang der ganzen Strecke im Abstand von 5 bis 8 m in der Bachsole Querhölzer eingebaut, die die Aufgabe hatten, den Floßbach frei von Geschiebe und Schotteranhäufung zu halten“.²⁹⁰ Die Forstei Wolfach übernahm 77 % der Unterhaltungskosten; die Gesamtstrecke der zu unterhaltenden Gewässerstrecken betrug oberhalb der Fangteiche um die

²⁸⁶ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 105.

²⁸⁷ Diese Bauweise ist im Gebiet hier und dort noch fragmentarisch erhalten, z. B. am Schwabach und am Schembach.

²⁸⁸ Auch davon kann man noch Fragmente sehen, zum Beispiel in der oberen Wolf (vgl. Abb. 89).

²⁸⁹ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 106.

²⁹⁰ Siehe z. B. Abb. 90.

30 km, dazu 20 km Wolf und weitere 15 km Floßbäche. „Zur Instandsetzung der Floßbachsohlen wurden vorwiegend die Gipfelabschnitte von den Simmeltannen verwendet.“ Als „Simmeltannen“ bezeichnete man halbseitig entrindete Stämme, die so „an den steilen Bergwänden“ hinuntergelassen, unten dann vollends entrindet und entgipfelt wurden.²⁹¹

Dass nach Aufgabe der Flößerei die Gewässerunterhaltung vernachlässigt wurde, geht aus mehreren Akten hervor. 1897 geht es wieder einmal – siehe oben – um die Rappenspannstatt im Seebachtal:²⁹² „Da nicht mehr gefloßt wird, so dürfte die Verpflichtung, die beiden Ufer längs der Rappenspannstatt und bis zum Eulenspiegelwehre zu unterhalten, nicht gar zu hoch anzuschlagen sein.“ Die Ufer müssten nun „nicht mehr so fest und wehrhaft unterhalten werden. Sollten die jetzt vorhandenen Ufermauern, die nebenbei gesagt, meist auf Holz ruhen,²⁹³ einmal einstürzen, so wird man nur so weit sie erneuern, als sie für die Erhaltung des Weges am linken Ufer erforderlich sind, im übrigen aber nur die an nicht flossbaren Bächen herkömmlichen Mittel zu Unterhaltung der Ufer anwenden.“

Verbau von Ufern und Gewässersohlen: aktueller Bestand

In den von uns ausgewerteten Karten sind Ufer- und Sohlenverbauungen der Bäche nicht eingezeichnet oder auf sonst eine Art und Weise vermerkt. Wir haben deshalb keinen kartographischen historischen Stand der technischen Ausbauten. Aber es ist, wie in den vorstehenden Ausführungen dokumentiert, davon auszugehen, dass sämtliche Floßstraßen, auch die ganz kleinen, zumindest auf Teilstrecken stark verbaut waren (Abb. 84). Die Sicherung der Flusssohle und eine Befestigung beider Ufer war Standard. Von beidem findet man in einigen Bächen heute noch mehr oder weniger gut erhaltene Reste. Die zeitliche Einordnung ist nicht ganz einfach. Manches mag aus der Zeit der Flößerei stammen, anderes, speziell an den Ufern, mag nach Hochwassern des letzten Jahrhunderts wiederhergerichtet worden sein, um den Lauf der Bäche zu stabilisieren. An der Bauweise ist jedoch oftmals zu erkennen, welche Uferverbauungen aus jüngerer Zeit stammen.

Eine flächendeckende Untersuchung der Bauwerke konnte nicht durchgeführt werden. An den abgegangenen Bachabschnitten konnten 892 m Mauerwerk beidseitig an den Ufern aufgenommen werden. Der Zustand war unterschiedlich, überwiegend waren die Verbauungen jedoch schadhafte. An einigen Gewässern, so etwa in der Kleinen Kinzig in Reinerzau, im Absbach, im Seebach oder in der oberen Wolf, liegen die sorgfältig bearbeiteten Werksteine der Ufermauern teilweise noch im Bach und könnten für Restaurationsarbeiten geborgen werden.

Die Abbildungen 85 bis 91 vermitteln einen Eindruck von den noch vorhandenen Ufer- und Sohlverbauungen und deren Zustand. Weitere, noch gut sichtbare und hier nicht im Bild dargestellte Ausbauten finden sich zum Beispiel im Seebach (vgl. Abb. 60), im Schembach und in der oberen Wolf.

²⁹¹ WOHLFAHRT, Fürstenbergische Forstwirtschaft (wie Anm. 124), S. 81.

²⁹² Forstadministration, Generalia, Floßwesen XI/2, Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen, Floßbordnungen, Floßgebühren etc. 1869–1911; Bemerkungen des Fürstlichen Forstrats Lindner zu dem Berichte der Fürstl. Forstei Wolfach vom 14. April 1897 No. 208.

²⁹³ Siehe oben und Abb. 86.



Abb. 84: Ufermauer am Hüttenbächle. Foto: Werner Konold.



Abb. 85: Ufermauer am hinteren Absbach. Hinter der Mauerkrone ist das Gelände entlang der Mauer etwas erhöht, was an einen Weg erinnern lässt; dahinter befindet sich eine Verebnung, die eigens – etwa für die Stammholzlagerung – angelegt worden sein könnte. Foto: Werner Konold.



Abb. 86: Steinmauer auf Holzbalken im Schwabach; eine Technik, wie sie in den historischen Quellen beschrieben wird. Foto: Werner Konold.



Abb. 87: Ufersicherung am Dollenbach. Foto: Werner Konold.



Abb. 88: Querbauwerk mit Absturz im Dollenbach. Foto: Werner Konold.



Abb. 89: Sohlschwelle und Pflasterung in der oberen Wolf. Foto: Werner Konold.



Abb. 90: Querbauwerk in der Dürren Kinzig. Foto: Werner Konold.



Abb. 91: Ufermauer und Holzschwellen im Schembach. Foto: Werner Konold.

Die immer wieder in den Floßordnungen ganz deutlich angesprochenen Verpflichtungen zur Bachräumung haben ebenfalls Spuren hinterlassen. Entlang vieler Bäche befinden sich, ganz entgegen natürlicher hydraulischer und morphologischer Prozesse, langgezogene Steinhauften, die mit großer Wahrscheinlichkeit von den immer wiederkehrenden Räumaktionen herrühren. Es lässt sich gut erkennen, mit welcher großen Mühe diese Tätigkeit verbunden war. Auch dieses funktional zur Holzbringung gehörige Phänomen harret einer systematischen Bearbeitung.

Das Flößen

Ein großer Teil der Pflege des immateriellen Kulturerbes der Flößerei²⁹⁴ beschäftigt sich seit vielen Jahren mit dem Flößen im engeren Sinne, das heißt mit sozial- und wirtschaftshistorischen Aspekten, mit der Organisation der Flößerei, den Akteuren des Flößens – den Schiffherren, Waldbauern, Flößern, Triftknechten – und dem Handwerklichen, also dem Wiederdrehen, dem Binden von Gestören, dem Zusammenstellen von Flößen, dem Anmähren, dem Vorgehen bei Wassermangel, dem Lenken des Floßes und anderem mehr. Es kann daher nicht Aufgabe dieser Studie sein, dieses alles ein weiteres Mal aufzugreifen. Dies müsste auch sehr lückenhaft bleiben. Die zum Teil sehr eindrucksvollen bildlichen Zeugnisse sind bekannt und meist schon mehrfach publiziert.²⁹⁵ Wir beschränken uns daher auf ein paar zeitgenössische schriftliche Zeugnisse und andere kleinere Details, die das Bekannte ergänzen können.

Die erste Beschreibung stammt von Wilhelm Heinrich Gwinner, einem Forstmann, der Anfang der 1830er Jahre mit Studenten aus Hohenheim im Schwarzwald unterwegs war:²⁹⁶

„Nachdem wir eine ziemliche Strecke weit den Lauf der Wolf im Schappacherthal verfolgt hatten, kamen wir an die Einmündung des Seebachs, welcher aus einem westlich gelegenen wilden und engen Seitenthale über Urgebirgsgeschiebe einher braust. Wir bogen in dieses Thal ein und gelangten nach einer halben Stunde an die Stelle, wo der Floß vor Anker lag. Er war nicht nur länger, sondern führte auch stärkeres Holz, als der Floß, dessen Abgang wir im Lauterbad am 3ten Tage unserer Reise gesehen hatten. Er enthielt 600 Stämme. Der Seebach entspringt ungefähr eine Stunde westlich im tiefen Gebirge aus dem sogenannten Wilden See, dessen Wasser losgelassen wird, wenn ein Floß zum Abgange bereit ist. Der Fall des Seebachthales bis in die

²⁹⁴ Dazu HANS-WALTER KEWELOH, „Flößerei“ im bundesweiten Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes der Deutschen UNESCO-Kommission, in: Mitteilungsblatt der Deutschen Flößereivereinigung 22 (2015), S. 7–14.

²⁹⁵ Zum Beispiel HANS HARTEK / ELFI HARTEK-BACHMANN (Bearb.), Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, hg. von der Stadt Schiltach, Freiburg 1980; Flusslandschaft und Flößerei. 12. Deutscher Flößertag in Schiltach 1999, hg. von FELIZITAS FUCHS (Schriften der städtischen Museen Schiltach, Bd. 3), Schiltach 2005; BRUNO LEHMANN, Die Kinzig und die Flößerei, in: ebd., S. 21–33; EDGAR BAUR, Geschichte der Kinzigflößerei. Über 700 Jahre Flößerei auf der Kinzig, in: Mitteilungsblatt der deutschen Flößereivereinigung 16 (2009), S. 14–17; DERS., Die Schiffergesellschaft, eine frühe „genossenschaftliche Vereinigung“, in: Mitteilungsblatt der deutschen Flößereivereinigung 16 (2009), S. 18–22; DERS., Die Holzflößerei im Wolfstal, in: Mitteilungsblatt der deutschen Flößereivereinigung 16 (2009), S. 23–25; HANS-WALTER KEWELOH, Berichte zum Floßwesen im Schwarzwald, in: Mitteilungsblatt der deutschen Flößereivereinigung 16 (2009), S. 39–47; HANS HARTEK, Die Kinzigflößer auf dem Heimweg, in: Mitteilungsblatt der deutschen Flößereivereinigung 24 (2017), S. 37–41. Dazu die Quellen, die oben bereits zitiert wurden, darunter insbesondere BARTH, Geschichte Flößerei (wie Anm. 5) und FAUTZ, Schiltacher Schifferschaft (wie Anm. 7).

²⁹⁶ GWINNER, Schwarzwald in forstwirtschaftlicher Beziehung (wie Anm. 193).

Wolf ist außerordentlich stark und da das Thal ungemein viele kleine Krümmungen hat und das Wasser über eine Menge von mächtigen Granitblöcken und oft ruthenhohe Felsen dahin rollt, so grenzt es wirklich an das Unglaubliche, wie ein so bedeutender Holzstoß glücklich bis in das breitere Flußbett geleitet werden kann.“²⁹⁷

„Die Flößer mißkennen übrigens das Schwierige ihrer Aufgabe nicht; selbst der Zuschauer wird tief ergriffen, wenn er sieht, wie sich die kräftigen Männer am Ufer von den Ihrigen verabschieden, und, wenn die aus dem geöffneten wilden See immer stärker heranströmenden Fluthen die mächtigen Tannen zu heben beginnen, auf dem hölzernen Koloß die Augen zum Himmel richten, die Müze in den gefalteten Händen ein andächtiges Vaterunser beten und um eine glückliche Fahrt flehen.“²⁹⁸

„Nachdem das sogenannte Vorwasser eine starke halbe Stunde vorausgeeilt war, setzen sich die Massen mit einer solchen Schnelligkeit in Bewegung, daß es uns nur im stärksten Lauf gelang, mit dem Floße Schritt zu halten; indessen blieb der Floß bald da bald dort an den Felsen hängen und es mußte immer im wilden See durch verabredete Zeichen neues Wasser losgelassen werden, um den Koloß wieder flott zu machen.“²⁹⁹

Eine weitere eindrucksvolle Schilderung stammt von Friedrich Wilhelm Hackländer aus dem Jahre 1855 aus Reinerzau:³⁰⁰ „Obgleich dieser Bach viele Schleusen hatte, war es mir doch unerklärlich, wie das Wasser, das an den meisten Stellen kaum die Kiesel bedeckte, im Stand sei, einen Baumstamm zu tragen, und ich würde mit einigen Zweifeln hierüber nach Hause zurückgekehrt sein, wenn mich nicht zufälligerweise der Augenschein davon überzeugt hätte. Wir waren nämlich kaum einige hundert Schritte den Bach aufwärts gegangen, so kamen uns in gestrecktem Lauf mehrere Flößer entgegen, starke, kräftige Menschen, mit großen Stangen und Aexten bewaffnet, im runden Hut und kurzer Jacke, große lederne Stiefel, bis über die Knie hinaufgezogen, von denen ein Theil an den Schleusen, die wir vor uns sahen, stehen blieb, die andern mit einem Rufe bei uns vorbeistürzten. Wir traten ebenfalls näher, und erfuhren von dem Flößer, der die schwere Schleuse, bei der wir uns befanden, allein aufwand, daß im nächsten Augenblick ein Floß kommen würde, und wirklich kam er auch gleich darauf um eine Ecke des Baches, die ganze Breite desselben einnehmend. Er bestand aus sehr schweren Balken, die sich nicht selten ächzend an den Ufern hinschoben und doch von dem Wasser, das sich hinter der Schleuse gesammelt hatte, mit unglaublicher Schnelle bis an das Thor derselben, das kaum breit genug war, ihn durchzulassen, daher getrieben wurde. Wir sprangen auf die Bank der Schleuse, wo der Bach einen Fall von wenigstens fünf Fuß bildete, und sahen dem Anblick gespannt entgegen, wo die Spitze des Floßes, auf dem einer der Flößer mit gespreizten Beinen stand, und sich durch eine eingeschlagene Axt festhielt, sich hinabstürzen würde. [...] Der ohnehin schon sehr rasche Lauf des Floßes wurde durch den Fall noch verstärkt, und er schoß mit einer solchen Gewalt und Geschwindigkeit durch die Schleuse, daß der Flößer an der Spitze einen Augenblick bis an die Mitte des Leibes unter Wasser war und das Gebälk des Schleusenwerks zitterte. [...] Der ganze Floß hatte sechzehn Glieder und mochte, wie man uns später sagte, einen Werth von ungefähr zwei tausend Gulden.“

²⁹⁷ GWINNER, Schwarzwald in forstwirtschaftlicher Beziehung (wie Anm. 193), S. 87.

²⁹⁸ Ebd., S. 87 f.

²⁹⁹ Ebd., S. 88.

³⁰⁰ FRIEDRICH WILHELM HACKLÄNDER, Ein Ausflug in den Schwarzwald, Werke VI, Stuttgart 1855, in: Der Schwarzwald in alten Ansichten und Schilderungen, hg. von MAX SCHEFOLD, Konstanz 1965, S. 51.

Anmähren

Ein Aspekt des Flößens, der heute noch punktuell nachvollzogen werden kann, ist das Anmähren bzw. die Einrichtung dazu, der Anmährhaken (Abb. 92). Die Notwendigkeit, Flöße auf Zeit in Wartestellung zu halten, ist mit der Flößerei insgesamt untrennbar verbunden. Das heißt, dass es von Beginn an Einrichtungen gab, die dies ermöglichten. Das schlägt sich in allen Ordnungen nieder. So heißt es im „Künziger-Floz-Haupt- und Nach-Recess“ von 1767 im § 17, die Flöße sollen nicht „an gebauten Gütern, Mauren, zahmen Bäumen“ usw. angemährt werden.³⁰¹

Fruchttragende Bäume sind demnach ausgeschlossen. Die Kinzig-Floßordnung von 1853 legt in § 31 fest: „Alle Einbinde- und ständige Anlandestätten müssen [...] mit der nöthigen Anzahl von guten Mähr-Hacken, Ringen oder Pfosten [...] versehen werden.“ Die Kosten seien von den Schifferschaften zu tragen.³⁰² Was die Mährbäume angeht, so erfahren wir in der Bachordnung für die Wolf von 1856³⁰³ im § 34 mehr: „Behufs Anmähnung der Flöße, sowohl während des Einbindens als bei Nothfällen auf der Fahrt, dann zur Sicherung des Ufers gegen Beschädigungen sind die längs dem Bache stehenden Mährbäume zu erhalten, auch sind solche, namentlich Eschen, so-



Abb. 92: Anmährhaken an der Wildschapbach beim Alten Weiher. Foto: Christian Suchomel.

weit es der Bachvogt oder Staatsaufsichtsbehörden für nothwendig finden, zu pflanzen, und nur insoweit zu fällen, als dem Bedürfniß sonst genügt ist, und der Bachvogt beistimmt. Auch hat die Bachgemeinde das Recht und die Pflicht, bei Mängel an Bäumen künstliche Mähranstalten, Granitsteine mit Eisenhaken, Pfähle usw. anzubringen, wo das Bedürfniß hiefür vorliegt.“ Die Esche war also neben den technischen Vorrichtungen der bevorzugte „wilde“ Baum, um die Flöße anzubinden. Darüber hinaus war es dem Floßführer erlaubt, in Nothfällen Mährpfähle einzuschlagen.

Von Herrn Helmut Schmid, Bad Rippoldsau-Schappach, kam zu den Anmährbäumen folgender Hinweis: Sowohl beim Wellesimonsweiher als auch in Schapbach Richtung Vor Wildschapbach stehen große Eichen, 300 m unterhalb des Schapbacher Weihers vor Holdersbach befanden sich ebenfalls zwei große Eichen; diese mussten vor einigen Jahren aus Verkehrssicherungsgründen entfernt werden. Diese Eichen sollen als Mährbäume gedient haben. Beim Zinken „Zierle“ auf Oberwolfacher Gemarkung stand eine große Buche, sie wurde beim Straßenbau entfernt, auch sie soll als Mährbaum gedient haben.

³⁰¹ StA Siltach AS-2411, Auszug des Künziger Floz-Haupt und Nach-Recesses, Dtis Wolfach den 22 October 1764 und den 8 März 1766, auch anderer nachgefolgter Vergleichs-Handlungen, besagend, was die Schiffere, Waldbauren und Flözer-Knechte zu ihrem Unterricht daraus zu wissen nöthig haben, 1767 (siehe Anhang III).

³⁰² FFA, Forstadministration, Generalia, Rubrik Floßwesen, Vol. XI, Fasc. 1, Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen; Floßordnungen, Floßgebühren 1852–1868, Floßordnung für die Kinzig vom Schenkzeller Weier (!) abwärts bis Kehl, aus dem Verordnungs-Blatt für den Mittelrhein-Kreis, No. 2, 9. Februar 1853.

³⁰³ Ebd., wortgleich in der Grundbach-Ordnung für die Heubach-Flößerei von 1856 (siehe Anhänge V und VI).

Begleitwege

Wie oben bei der Behandlung der Brennholztrift schon angesprochen, erforderte diese Art des Holztransports im Besonderen, doch auch der Langholztransport eine gewässerbegleitende Wegestruktur, um hängen gebliebenes Holz jederzeit wieder flottmachen zu können. Die gesichteten zeitgenössischen Quellen geben hierzu nicht allzu viel her. Doch sind an einigen ehemaligen Floßgewässern Reste von Wegen vorhanden, die man der Zeit der Flößerei zuordnen könnte. Diese Wege besitzen zum Teil recht hohe und aufwändig gebaute Trockenstützmauern zum Bach, aber auch zum angrenzenden Hang, so etwa am Heubach (Abb. 93), am Laienbächle (Abb. 94), an der oberen Wolf, am Rimbach (Holzwald) und am Lohmühlebach.

Diese Wege mussten auch unterhalten werden, sei es, dass nach Hochwassern oder Hangrutschungen Trasse und Stützmauern repariert oder neu gebaut werden mussten, sei es, dass aufkommende Gehölze beseitigt wurden. – Die Begleitwege harren noch einer genaueren Untersuchung und Würdigung.



Abb. 93: Uferbegleitweg rechts entlang des Heubaches. Foto: Werner Konold.



Abb. 94: Uferbegleitweg auf der linken Seite des Laienbächles; hier kann man sehr gut konstruktive Details erkennen. Foto: Werner Konold.

Gedenkorte

Das Fällen der Baumstämme, deren Transport per Schlitten, Gespann und Seilen, das Zurichten am Riesmund, der Bau der Riesen, das Riesen selbst, das Ordnen der Stämme auf der Spannstatt, das Binden der Gestöre, das Richten der Flöße und schließlich das Flößen selbst, dazu die ganzen Wasserbauarbeiten waren sehr gefährliche Arbeiten, die immer wieder Opfer forderten. Soweit hierzu Gedenktafeln und -steine aufgestellt wurden, gehören auch diese zum materiellen Erbe und zur denkmalrelevanten Sachgesamtheit der Flößerei (Abb. 95).³⁰⁴



Abb. 95: Gedenkstein am Steigwald zum Roßberg. Der Unglücksstein erinnert an ein hartes Holzfällerschicksal. Foto: Werner Konold.

³⁰⁴ Siehe dazu WILLY SCHOCH, Beschreibung des Kleindenkmals „Der Unglücksstein“, Kleindenkmalkartierung, RW-Schenkenzell-Kaltbrunn-Kaltbrunn-069, 2012.

Rampen

Stammholz-Verladerampen sind jüngere Elemente der Holzbringung. Sie wurden eingerichtet, als der Langholztransport auf dem Wasser eingestellt worden war und der Stammholztransport im Wald auf der Achse bewerkstelligt wurde, dies natürlich gebunden an den Bau von tauglichen Waldwegen.

Sie sind in keiner der ausgewerteten Karten verzeichnet. Deshalb wurden die Rampen bei den Geländearbeiten exemplarisch miterhoben, so oberhalb des Hüttenbächles im Einzugsgebiet der Kleinen Kinzig sowie an Wegen oberhalb der Kleinen Kinzig bis zur Einmündung des Hüttenbächles. In diesem kleinen Gebiet wurden elf Holzverladerampen gefunden, was den hohen Stellenwert dieser Bauwerke belegt. Sie wurden systematisch alle 430 m am Rand der Waldwege aus Werksteinen (Buntsandstein) gebaut. Sie bestehen aus einer hangseitigen, in der Waagrechten gebauten Trockenmauer, einer ebenen Lagerfläche und – nicht obligatorisch – einer Zufahrt (Abb. 96). Die Rampen sind 0,7 bis 1,3 m hoch und haben eine durchschnittliche Länge zwischen 12–30 m, mehrheitlich zwischen 20 und 28 m. Sie sind überwiegend in einem Zustand von „gut/



Abb. 96: Eine von mehreren Holzverladerampen oberhalb des Hüttenbächles im Einzugsgebiet der Kleinen Kinzig. Foto: Werner Konold.

vollständig erhalten“ und „befriedigend/gering beschädigt“. – In anderen Teilen des Untersuchungsgebietes sind die Holzverladerampen noch wesentlich zahlreicher vorhanden. Sie harren einer systematischen Erhebung.

Flurnamen

Flurnamen sind bedeutende Quellen bei der Landschaftsinterpretation. Sie können ein beträchtliches Alter aufweisen und erlauben damit einen Blick in die weitere Vergangenheit. Sie wurden über lange Zeit mündlich weitergegeben und mit dem Aufkommen der amtlichen Kartographie in großem Umfang verschriftlicht und verortet.

Die große Flößereitradition im Einzugsgebiet der oberen Kinzig findet einen beeindruckenden Niederschlag in Flurnamen, die uns etwas über die Waldwirtschaft, den Holztransport und die Flößerei berichten (Abb. 97). Zur Datierung von bestimmten Sachverhalten und Tätigkeiten würden sie sich allerdings erst dann eignen, wenn man mit historischen Quellen weitergehende Untersuchungen anstellen könnte. Wozu sie uns etwas sagen können, ist das Vorhandensein von verschiedenen Wasserbauten (etwa See, Weiher, Teich, Klaus, Waag) und deren Verteilung oder auch von Riesen, die offensichtlich so wichtig waren, dass nicht nur einige die Riesen selbst, sondern auch ganze Gewanne danach benannt wurden. Nicht selten tauchen zusammengesetzte Flurnamen mit „Esel“ auf: Eselbach bei Schramberg, Eselsbrücke bei Schiltach, Eselsgrund bei Schenkenzell u.a. Esel wurden die Stellen vor der Einmündung eines Grundbachs (ein Seitenbach, der floßbar gemacht worden war) in die Kinzig genannt, wo das herantreibende Holz (Triftholz?) mit Hilfe eines Rechens aufgefangen wurde.³⁰⁵ Jägerschmid gebraucht den Begriff „Esel“ in einem anderen, technischen Kontext.³⁰⁶ Zur Sicherung der Gewässersohle könne man „Esel aus beschlagenem Bauholz“, also eine Art Rost, einbauen. Die „Lendere“ beim „Flossgrund“ in Holzwald ist der Platz, wo das Holz aus dem obersten Einzugsgebiet der Wolf gelagert wurde.³⁰⁷

Manche Namen wurden bis zur Unkenntlichkeit verändert. So stammt der Name „Grüßgott“-Tal, ein Seitental des Kaltbrunnertals, von „Griesgert“, was eine Fläche aus größeren Bachanschwemmungen bezeichnet.³⁰⁸ „Grieße“ gibt es im Übrigen zahlreich entlang der oberen Donau, andernorts heißen sie „Grün“ oder „Grien“.

Von der Sache her damit zusammenhängend sind die Namen „Weiher auf der Wüste“ und „Wüster Weiher“, beide aus der oberen Reinerzau. Dies komme daher, dass „die faust- bis kopfgrossen Geschiebe [...] unterhalb solchen Stellen im Flußbett liegen [bleiben], [sie] erhöhen dessen Sohle und zwingen die Hochwasser zum Austritt auf das angrenzende Wiesengelände, das dann durch den mitgeführten Sand in schadenbringender Weise überdeckt wird“.³⁰⁹

„Riesenwald“, „Riesenacker“, „Riesenthal“, „Rutschengrund“ weisen auf das Riesen hin, „An der Holzlege“ oder „Sattellege“ auf die Holzlagerung. „Floßgrund“, „In der Klaus“, „Klausenthal“ sind eindeutig der Flößerei zuzuordnen.

³⁰⁵ Freundliche Mitteilung von Dr. Hans Harter, Schiltach.

³⁰⁶ JÄGERSCHMID, Holztransport- und Floßwesen, 2. Band (wie Anm. 158), S. 149.

³⁰⁷ SCHMID, Bad Rippoldsau (wie Anm. 177), S. 162.

³⁰⁸ Aus der Werkstatt Heinrich Hansjakobs. Der Briefwechsel mit dem Waldhüter Josef Dieterle, hg. von HERMANN FAUTZ (Hansjakob-Jahrbuch, Bd. 2), Freiburg 1964, S. 148.

³⁰⁹ KÖNIGL. MINISTERIUM DES INNERN, Verwaltungsbericht 1901–1904 (wie Anm. 3), S. 99.



Abb. 97: Flurnamen mit Hinweis auf den Holztransport (Quellen: verschieden alte TK 25 und Badische Gemarkungspläne [1887–1910]).

Wertigkeit der Befunde

Alle Bestandteile der Holzbringungssysteme waren durch den Betrieb selbst, aber auch durch Naturereignisse Beanspruchungen und Belastungen ausgesetzt, die Reparaturen, Nacharbeiten und Neubauten notwendig machten. Hinzu kamen jeweils technische Neuerungen und Anpassungen. Das heißt, dass es fast unmöglich zu sein scheint, Bauwerke oder Bauwerksteile zu finden, die einen älteren Stand repräsentieren, zumal sich deren Zustand nach Aufgabe der Flößerei wegen der nicht mehr vorhandenen Unterhaltung massiv verschlechtert hat oder die Bauwerke ganz beseitigt wurden; was eine Bewertung ohne genauere bauhistorische Untersuchungen einigermaßen schwierig macht. Da das Riesen noch bis in die 1950er Jahre betrieben wurde, ist der Erhaltungszustand der Riesen insgesamt besser als der der Flößereinrichtungen. Andererseits wird die Flößereitradition seit vielen Jahren mit großem Engagement gepflegt und lebendig erhalten. Das heißt, dass das immaterielle Erbe der Holzgewinnung, des Holztransports und der Flößerei ungleich dominanter ist als das der materiellen Hinterlassenschaften.

Es liegen nur einige wenige publizierte Untersuchungen und Bewertungen von Holztransportsystemen aus anderen Kulturlandschaftsräumen vor, auf die man – was die baulichen Relikte angeht – vergleichend zurückgreifen kann. Dies sind z. B. vom Pfälzerwald die Erhebungen von Koehler et al. (ausschließlich Holztrift)³¹⁰ und vom Frankenwald die Studie von Gunzelmann und Dorn (Scheiterholz, Blöcher und Langholz).³¹¹ In beiden Studien wird – und das trifft für das Gebiet der oberen Kinzig genauso zu – das Systemische, der Ensemblewert der Hinterlassenschaften ausdrücklich betont. So sei das Triftsystem im Pfälzerwald „ein kulturhistorisches Ensemble von hoher regionaler Bedeutung, welches weitgehend als Ensemble erhalten, gepflegt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte“.³¹² Und für den Frankenwald: „Die baulichen und landschaftlichen Überlieferungen der Frankenwaldflößerei können [...] keinesfalls vereinzelt betrachtet werden, denn sie waren Teil eines komplexen Systems. Jedes einzelne Relikt [...] hat eine vergleichsweise geringe Bedeutung als Einzelobjekt, eine wesentlich stärkere

³¹⁰ GERO KOEHLER / WOLFGANG FREY / HOLGER SCHINDLER / HOLGER HAUPTLORENZ, Konzept zur ökologischen Bewertung und Entwicklung der Wooge im Biosphärenreservat Pfälzerwald (Berichte des Fachgebietes Wasserbau und Wasserwirtschaft der TU Kaiserslautern, Bd. 20), Aachen 2011.

³¹¹ THOMAS GUNZELMANN / CHRISTINE DORN, Die Kulturlandschaft der Flößerei im Frankenwald – ein komplexes System und seine Relikte, in: Heimatkundliches Jahrbuch des Landkreises Kronach 24 (2006), S. 83–161. Außerdem: THOMAS GUNZELMANN, Flüsse, Kanäle, Triften – Historische Wasserwege als Elemente der Kulturlandschaft in: Naturstein in der Kulturlandschaft, hg. von SIEGFRIED SIEGISMUND und ROLF SNETHLAGE, Halle/Saale 2013, S. 280–290. Vom Nordschwarzwald liegen einige inhaltsreiche Arbeiten vor: für die Murg z. B. MAX SCHEIFELE, Die Murgschifferschaft. Geschichte des Floßhandels, des Waldes und der Holzindustrie im Murgtal, Gernsbach 1988; WILFRIED SCHWEINFURTH, Geographie anthropogener Einflüsse – Das Murgsystem im Nordschwarzwald (Mannheimer Geographische Arbeiten, Heft 26), Mannheim 1990; für das Enz-Nagold-Gebiet MAX SCHEIFELE, Als die Wälder auf Reisen gingen. Wald – Holz – Flößerei in der Wirtschaftsgeschichte des Enz-Nagold-Gebietes, hg. vom Ministerium für Ländlichen Raum, Ernährung, Landwirtschaft und Forsten Baden-Württemberg, Karlsruhe 1996; für die Ettlinger Alb MAX SCHEIFELE, Flößerei auf der Ettlinger Alb, Gernsbach 1993. Einen Überblick über den ganzen Schwarzwald gibt MAX SCHEIFELE, Aus der Waldgeschichte des Schwarzwaldes. Die Trift von Brenn- und Kohlholz. Wenn Grenzsteine reden, hg. von der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg, Stuttgart 2004. Dazu auch der Aufsatz von BARBARA WENIG, Dokumentation flößerhistorischer Anlagen und Möglichkeiten ihrer Integration in ein kulturhistorisches Konzept, in: Flusslandschaft und Flößerei (wie Anm. 295), S. 59–69.

³¹² KOEHLER u. a., Ökologische Bewertung der Wooge im Biosphärenreservat Pfälzerwald (wie Anm. 310), S. 254.

dagegen als Teil eines alleine im Frankenwald über 200 Flusskilometer umfassenden, fein abgestimmten Systems. Die Flößerei war, vielleicht mit dem Bergbau, eine der wenigen Erscheinungen der vorindustriellen Zeit, welche die Anwendung des modernen Systembegriffes erlaubt“.³¹³ „Die Elemente in ihrem System“ seien „daher aus kultureller, wissenschaftlicher und touristischer Sicht grundsätzlich erhaltenswert“.³¹⁴ – Dem ist für unser Gebiet uneingeschränkt zuzustimmen. Die Holzbringung zu Lande und zu Wasser hat eine „Flößereilandschaft“ geschaffen, das heißt, dass nicht nur das wirtschaftliche und soziale Leben und die Orte von der Holzgewinnung, dem -transport und -handel geprägt wurden, sondern dass der Prägestempel auch die Gewässer und die Wälder bis in entlegene Gebiete erfasst hat.

Ohne einer weitergehenden denkmalpflegerischen Bewertung vorgreifen zu wollen, sei auf der Grundlage der vorliegenden bruchstückhaften Erhebungen im Gelände, die die Quellenstudien jedoch gut ergänzen, eine klare Aussage dahingehend gemacht, dass es sich bei den Holzbringungsanlagen im Einzugsgebiet der oberen Kinzig um ein herausragendes Beispiel zur Erkennung der funktionalen Zusammenhänge der einzelnen Komponenten des Holztransports im Wald und auf dem Wasser vom Spätmittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts handelt. Die Riesen, Einbindestätten, Gewässerausbauten, Begleitwege und Floßweiher besitzen eine große Bedeutung aus wissenschaftlicher (forst-, aber auch sozialhistorischer, technik- und wasserhistorischer) sowie heimatkundlicher und regionalhistorischer Sicht. „Funktionale Zusammenhänge“ heißt, dass denkmalpflegerische Aktivitäten mittelfristig nicht auf einzelne Bauwerke beschränkt werden können und dürfen, sondern Überlegungen angestellt werden müssen, wie durch Freistellung, Pflege und Restauration größere Teile der Holzbringungssysteme in all ihren Bestandteilen erhalten und sichtbar gemacht werden. Hierzu sind konzeptionelle grundsätzliche Fragen zu beantworten, aber auch weitere und letztlich vollständige Erhebungen im Gelände zu machen, die bauhistorische und technische Aspekte einschließen.

Danksagung

Diese Studie ist mit Hilfe zahlreicher Akteure entstanden, ohne deren Hinweise, Orts- und Sachkenntnisse die aufgenommenen Detailinformationen so nicht hätten zusammengestellt werden können. Viele der Experten führten uns zu diversen Geländefunden und übergaben uns ihre Unterlagen. Einige Zeitzeugen konnten uns vom Riesen aus den 1950er Jahren berichten, in denen diese Art des Holztransports noch durchgeführt wurde. Viele Experten konnten auf wichtige Details hinweisen, die uns in unserer Studie vorangebracht haben. All denjenigen, die in unterschiedlicher Art und Weise beigetragen haben, möchten wir an dieser Stelle danken.

In erster Linie ist den Initiatoren der Studie und engagierten Heimatforschern zu danken: Willy Schoch, Thomas Kipp, Dr. Hans Harter. Finanziert wurde sie vom Naturpark Schwarzwald Mitte-Nord und den Städten und Gemeinden Alpirsbach, Bad Rippoldsau-Schapbach, Oberwolfach, Schenkenzell, Schiltach und Wolfach. Ihnen sei ebenso gedankt für die Unterstützung und gute Zusammenarbeit. Bei der Abwicklung des Projektes waren Bürgermeister Thomas Haas von Schiltach und Andrea Wagner von Tour Konzept wertvolle und hilfsbereite Ansprechpartner.

³¹³ GUNZELMANN / DORN, Die Kulturlandschaft der Flößerei im Frankenwald (wie Anm. 311), S. 83.

³¹⁴ Ebd., S. 144.

Als Experten, die uns bei zahlreichen Gesprächen und Besichtigungen im Gelände unterstützt haben, sind die folgenden Personen zu nennen: Peter Günther, Alfred Fuchs, Gerold Wein, Kurt Weigold, Edgar Baur, Bernhard Waidele, Joachim Faist, Gerhard Maier, Rolf Kneissler, Rudolf Franz, Ernst Schmieder, Helmut Schmid, Werner Jehle, Hans Wöhrle, Frieder Wolber, Franz Rudolf, Cyriak Müller, Alfred Hermann.

Material aus den Archiven stellten uns die Archivare Dr. Andreas Wilts, Dr. Andreas Morgenstern, Carsten Kohlmann M.A. und Dr. Stefan Zizelmann zur Verfügung.

Anhänge

Anhang I

Fürstliches Archiv (Hg.), Fürstenbergisches Urkundenbuch, VII. Band, Quellen zur Geschichte der fürstenbergischen Lande in Schwaben vom Jahre 1470-1509, Tübingen 1891.

1492. Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg

Romberger herschaft [...] item stocklow von wälden stat zu ains vohts rechnung, wonn 1 flos-holtz git 18 Pfd. Straßburger vnd 1 bodentróm 18 Pfd [...] (S. 283)

Zins vnd gült im tal zu Ober Wolfach: item die Wygermatten nutzt ain herr selb; item der wygergrund wirt etwa verlyhen (vmb 6 β) (S. 283)

Zins vnd gült zu Wolfach zu der stat gehörig [...] Floszoll vom holtz vff dem wasser: item ain jedes flosholtz git zu Wolfach zu zoll 3 helbling, item zu Husen 3 Pfd. Zol, der ain burger zu Wolfach ist, item zu Haßlach git yedes gestór 2 Pfd. vnd gat dz erst gestór 2 Pfd. vnd gat dz erst gestór vornen am floszol fry; item wollichs flos aber von aim gast, der nit ain burger ist, zu Wolfach geführt wird, da git ain gast zu Wolfach vom flos 3 helbling Straßburger vnd zu Husen am zol 1 β Pfd. Straßburger vnd zu Haßlach von aim gestór 3 Pfd. Staßburger zoll, deßgleich ain burger zu Wolfach, was in gastwiß gat oder geführt wirt, glich wie ain gast vnd wie obstat, da kóff oder verkóff bescheen, ouch zu zollen schuldig; item wann man mit den schiffherren rechnet, als menig flos ain burger führt, das vber 10 gestór hat, so lant man im ain flosholtz zu Wolfach vnd Husen fry gon vnd ein vorder gestór zu Haßlach, vnd dz mag ain herr aim vßman ouch ton, ob er will; dagegen sollen die burger aim herren buwholtz zu sinen buwen koffen geben vmb die summ, wie nachstatt: item 3 güt tróm für 1 fl. vnd 10 Pfd. von aim trom zu schniden, dz wirt aon aim trom 3½ β Pfd. vnd der schniterlon, item 2 β Pfd. für 1 helbling, für 1 stuck holtz 8, 9 oder 10 Pfd., darnach es gut ist, item so werden 32 stuck holtz für 1 flos gerechnet, vnd wo es die 17 oder 18 stuck zum lesten ergriff, die gend nütz, aber wann es vber 18 stuck an der zal git, es sig lutzel oder vil, so sol d zain flos sin vnd dafu'r gezelt werden, item 1 60 [vnd 70] schuchiger bom git 1 β Pfd. an den dryen zóllen, item 1 50 schüchiger bomm 8 Pfd, item 40 schüchiger bom 4 Pfd., item raiffen, müßlen, velgen vnd derglich oblast zollet vom füder vnd alle koffmanschatz, so sust vff den flossen geführt wird, sol jedes syn besonndern zoll geben, item von raiffen vom wagen 16 Pfd. an den dry zollen, von stangen an allen dry zollen 2 β 100. (S. 287 f.)

Anhang II

Franz Ludwig Baumann / Georg Tumbült (Bearb.), Quellen zur Geschichte des F. Hauses Fürstenberg und seines ehemals reichsunmittelbaren Gebietes. 1510-59, in: Mitteilungen aus dem F. Fürstenbergischen Archive, I. Band, Tübingen 1894.

1550 Febr. 6. *Die gemeinen Schiffherrn zu Wolfach an Friedrich G. z. F.: Sie, der der grössere Teil seiner Unterthanen in Wolfach sind, können nur aus dem Holzgewerbe ihre Nahrung bekommen. Deshalb haben seine Voreltern dieses Gewerbe bei ihren Unterthanen auf dem Lande*

ganz abgestellt und es der Bürgerschaft zu Wolfach, damit die Stadt desto mehr in stattlichen Aufgang gebracht werde, allein übergeben. Erst vor etwa fünf Jahren hat Graf Wilhelm sel. etlichen Unterthanen auf dem Lande auf ihr Anhalten zugelassen, dass ihrer jeder das Bauholz, welches er aus den zu seinem Hofgute gehörigen Lehenwälder bekomme, auf der Kinzig verflößen, dazu aber kein Holz von andern kaufen dürfe. Jetzt aber üben nicht nur die fürstenbergischen Unterthanen ausserhalb Wolfach, sondern auch alpirsbachische und schrambergische auf dem Lande das Holzgewerbe so aus, dass es grössern Theils der Bürgerschaft entzogen und in die Bauernschaft „hinden uffs land“ gekommen ist. Auf ihre und der Schiltacher, denen das ebenso schadet, wiederholte Klagen haben die alpirsbachischen, wirtembergischen, schrambergischen und fürstenbergischen Amtleute auf Befehl ihrer Obrigkeiten verabredet, wie den Unterthanen auf dem Landes das Holzgewerbe abgeschafft werden solle. Das hat aber keinen Erfolg gehabt; die Bauern führen im Gegenteil, obwohl sie gute Lehen und Hofgüter haben und davon ohne dieses Gewerbe überflüssige Nahrung bekommen, das Holz aus ihren Lehengütern auf die Märkte, kaufen ausserdem fremdes Holz, wo sie zukommen können, machen ihnen, den Schiffherrn, zu Wald und zu Strassburg böse Käufe und achten auf keine Wärschaft und Holzgattung. Kommt jedoch das Gewerbe, wie oft geschieht, „in unwerd“, so behelfen sich dieselben mit ihren Gütern, kommt es aber wieder in Wert, so lassen sie ihre Güter in Missbau kommen und treiben lediglich das Holzgewerbe und zahlen so viel für das Holz, dass sie, die Schiffherrn, nichts mehr um ziemlichen Preis bei ihren Waldkunden kaufen können. Dazu haben diese ihre Lehenwälder abgetrieben, ja zu Teil ganz niedergeschlagen, dass ihre Nachkommen lange Jahre davon nichts mehr geniessen und das Wildbret keinen Stand mehr haben kann, „dann so einer ein Kintzgenflotz jars fuert, haut er in einem jar als vyl, als er sonst in fünf oder sechs jaren thäte.“ Käme eine Brunst in das Thal, so hätten darum die Bauern zu Wiedererbauung ihrer Häuser grossen Holzangel. (S. 495)

Anhang III

Stadtarchiv (StA) Schiltach, Sign. AS-2411

Kinziger Floßbrezess

Zunftsordnung vor das Württembergische Schifferthum zu Schiltach an der Künzig de Anno 1766. Stuttgart, 1767

Herzog tut kund, dass nach den zwey seculis Spänn- und Irrungen zwischen Württemberg und Fürstenberg man jetzt durch eine nochmalen angestellte Conferential-Handlung in den Stand gesetzt sei, eine schon längst tentirte Schiffer- und Flözer-Ordnung für das Schiffertum in Schiltach zu errichten, wornach sich so wohl die Schiffere und Flözere an ersagtem Fluß und denen darein gehenden Floz-Bächen, als die an dem darauf treibenden Flozholz-Gewerb teilnehmende Innhaber derer Waldungen, woraus das lange und kurze Holz am füglichsten auf sothanen Hauptfluß gebracht werden kann, zu richten haben möchten. [...]

Unser württembergisches Schifferthum an der Künzig fürohin und zu ewigen zeiten, als eine von Uns gnädigst errichtet und privilegirte Zunft, alle sonsten den Zünften von rechtswegen zustehende Jura Collegialia haben, und in Unserem Städtlen Schiltach noch ferners seinen Hauptsiz behalten solle, jedoch in dem Maasse, daß, wie von Alters her also auch fürterhin, nicht nur die Burgere zu ermeldtem Schiltach, sondern auch die Bauren in dem Schiltacher-Lehen-Gericht, und die Orts- und Amts-Hintersassen des Unserem Herzogthum einverleibten Closters Alpirs-

bach, nach Unserem Gutbefinden in sothane Schifferzunft eingenommen, und einer wie der andere, er seye in dem Städtlen Schiltach, oder ausser demselben, theils in Lehengericht, theils in dem Markflecken Alpirsbach, oder in dem Bezirk dieses Closteramts, seßhaft, zu Mitgenossenschaft des Künzinger Schiffer-Gewerbs zugelassen werden mögen, wann sie anderst in Ansehung des Geschiks und Verlags die erforderliche Tüchtigkeit darzu besizen.

Die herzoglichen Oberforst- und Stabsbeamten in Freudenstadt, Hornberg und Alpirsbach müssen auf diese Qualifikationen achten. Die Mitgliederzahl darf 20 nicht überschreiten, 12 davon aus der Bürgerschaft Schiltachs, zwei aus dem Schiltacher Lehengericht, sechs aus den Kloster-Alpirsbacher Orts- und Amtshintersassen.

Es folgen Einzelbestimmungen, u.a. soll die Waldnutzung nicht zum Nachteil der Wildfuhr geschehen, die *Waldungen nicht erödet* werden, sondern es solle *vielmehr aller Orten nützlich darinnen gehaußt, nirgends keine Uebermaas gebraucht* werden. [...] *Und wollen Wir deme noch weiters beygefügt haben, daß diejenige Privati, welche eigenthümliche Wälder besizen, unter dem Vorwand einer bey ihnen einzuführenden regelmässigeren Forst-Wirthschaft, nicht zum schlagweiß hauen angehalten, sondern ihnen die bisherige Freyheit, ihr Holz baumweiß zu fällen, als welcher modus lignandi testante Experientia, am besten auf die dortige Wald-Gegenden quadriret ...*

U. a. wird auch festgelegt, dass die *Wasser-Strassen-Ausbesserungs-Kosten, zum Exempel wegen des Bach-Raumens, nach Proportion der abgeführten Flöze* [...] umgelegt werden.

Die Beamten sollen darauf dringen, die *Ploz-Mühlinen, als in welche Classe dermahlen die meiste Säginen an der Künzig gehören, um des ungleichen und Holz verderblichen Schnitts willen, wo es nur immer die Lage des Orts gestattet, bald möglichst abgeschafft, und an deren statt sogenannte Eisen-Mühlinen, welche einen geradern Schnitt führen und theils weniger Abgang am Holz machen, theils ansehnlichere Waar liefern, angelegt werden mögen.*

Außzug des Künzinger Floz-Haupt und Nach-Recesses

Dtis Wolfach den 22 October 1764 und den 8 März 1766, auch anderer nachgefolgter Vergleichs-Handlungen, besagend, was die Schiffere, Waldbauren und Flözer-Knechte zu ihrem Unterricht daraus zu wissen nöthig haben.

1767

Es wird festgelegt, dass jährlich im Dezember wechselweise in Schiltach und Wolfach die zuständigen Ober-, Forst- und Stabs-Beamten von Württemberg, Fürstenberg zusammentreffen, um alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu besprechen.

§10. Festlegung der Sortimente und Maße

Beym Gemeinen Holz

ein Zweyling 18 bis 20 Schuh in der Länge und 3 bis 5 Zoll in der Breite am kleinen End

ein Sparr 18 bis 24 Schuh in der Länge und 5 bis 6 Zoll am kleinen End

ein Stamm sogenannt 40 schühig Holz in der Länge völlig 28 Schuh und 5 bis 7 Zoll am kleinen End

ein Stamm sogenannt 50 schühig Holz in der Länge völlig 38 Schuh und 5 bis 7 Zoll am kleinen End

ein Stamm sogenannt 60 schühig Holz in der Länge völlig 48 Schuh und 5 bis 7 Zoll am kleinen End

ein Stamm sogenannt 70 schühiges in der Länge völlig 58 Schuh und 5 bis 7 Zoll am kleinen End

ein sogenannter Zwey-Stuckbalken in der Länge 20 Schuh und 8 bis 10 Zoll am kleinen End

ein sogenannter Drey-Stuckbalken in der Länge 28 Schuh und 8 bis 10 Zoll am kleinen End

ein sogenannter Vier-Stuckbalken in der Länge 40 Schuh und 8 bis 10 Zoll am kleinen End

Beym Gefrömdeten Holz

*ein sogenannter 60ger in der Länge völlig 48 Schuh und 9 bis 10 Zoll am kleinen End
ein sogenannter 70ger in der Länge völlig 58 Schuh und 9 bis 10 Zoll am kleinen End
ein sogenannter 80ger in der Länge völlig 68 Schuh und 9 bis 10 Zoll am kleinen End*

...

Beym Throm-Holz ()*

*ein Throm oder Sägklotz in der Länge 20 Schuh inclusive der Schnäuze und in der Breite 10 Bort
ein Lattenbalk in der Länge völlig 27 Schuh inclusive der Schnäuze und in der Breite 10 Bort,
wiedrigenfalls solcher nur vor einen Drey-Stukbalken gerechnet werden solle*

() In Ansehung der Dicke des Thromholzes hat man sich sub dto 31. May 1766 nach vorgängiger Anhörung der Schiffere und Waldbauren dahin verglichen, daß der geringste Throm in der Breite am kleinen End 14 Zoll halten und dabey, wie bishero durchaus, mithin unten und oben bis an das kleine End hinaus, beschlagen seyn wiedrigenfalls solcher nur für einen Zwey-Stükbalken passiren solle. Auch sollen die Lattenbalken bey Strafe der Abwürdigung auf Drey-Stukbalken in der Breite am kleinen End 12 Zoll halten, und ebenfalls von oben an bis unten hinaus durchgehends beschlagen seyn.*

Beym Holländer-Holz

ein 80ger in der Länge 80 Schuh

ein 70ger in der Länge 72 Schuh

ein 60ger in der Länge 62 Schuh

alle 16 ½ Zoll in der Breite am kleinen End,

ein Meß 70ger in der Länge 72 Schuh und 10 ½ bis 12 ½ Zoll am kleinen End

ein Holländer Dickbalken in der Länge 44 Schuh und 16 ½ Zoll am kleinen End

ein Creuz-Dikbalken in der Länge 44 Schuh und 14 ½ Zoll am kleinen End

Es solle das Straßburger Stadt-Meß, welches seit ohnvordenklichen Jahren zu Wolfach, auch von der disseitigen Calwer Holländer-Holz-Compagnie im Flozhandel gebraucht worden, bey dem vorstehenden Holz-Modell-Regulativ alleinig pro norma genommen werden.

...

§12.

In Ansehung der Wasser-Strassen-Erhaltung ist folgendes gemeinschaftlich festgesezet worden, daß

- a.) die Künziger Wasser-Strasse von ihrem Ursprung an bis Schenkenzell von denen Waldbauren des Württembergischen Closter-Amts Alpirsbach alleinig,*
- b.) der Weyher zu Schenkenzell von beyden Schifferthümern zu Schiltach und Wolfach gleichtheilig,*
- c.) sodann die weitere Wasser-Strasse von Schenkenzell bis zu des Häberlens Steeg ohnfern Schiltach von gedacht beyden Schifferthümern gleichtheilig,*
- d.) der District von des Häberlens Steeg inclusive des Kirchenweyhers zu Schiltach, den die Württembergische Schiffere hiernächstens bey kleinem Wasser auf eigene Kosten nicht nur wieder in brauchbaren Stand herzustellen, sondern auch solchergestalten fürterhin zu erhalten haben, bis zum Gränz-Stein oberhalb dem Steeg bey der Halbmeil von den Württembergischen Schifferthum alleinig,*
- e.) von bemeldtem Gränz-Stein oder der Halbmeil aber bis zum Spitzteuch inclusive desselben, unterhalb Wolfach von der Fürstenbergischen Schifferschaft alleinig und endlich*

- f.) von dem Spitzeuch an weiters hinab bis zur Fürstenbergischen Gränze, und nöthigenfalls auch über dieselbe hinunter; von denen beeden Schifferthümern mit gleichtheiligen Kosten respective hergestellt und immerzu in tauglich-flozbarem Stand erhalten werden sollen. Betreffend nunmehr*
- g.) das von ohnfürdenklichen Jahren nur zwölf Schuh weit gewesene Fährloch an dem Wolfacher Stadt-Mühlenteuch, so ist der Württembergischen Schifferschaft desselben Erweiterung um zwey Schuh abseiten des Fürstlichen Hauses Fürstenberg in der Maaß bewilligt worden, daß*
- I. gedachtes Schifferthum sothane Erweiterung dermahlen auf seine eigene Kosten in wahrhaften Stand herzustellen befugt, dessen künftige Unterhaltung aber der Stadt Wolfach, wie bishero, obgelegen [...]*

Im Folgenden geht es um die Weite des Fahrlochs am Mühlenteich.

- h.) Alle übrige auf der Künziger Wasser-Straße weiters hinab befindliche Fahrlöcher sollen in Zukunft auch bey ihrer bisherigen Weitung von zwanzig Schuhen verbleiben, und von Niemanden, wer es auch seye, enger gemacht, auch*
- i.) Kein einziges derselben auf der ganzen Wasser-Strasse, so weit solche durch beederseits Höchster Herrschaften Territoria gehet, sonst auf andere Art und Weise von jemanden zur Durchfarth beschwerlich gemacht werden dürfen. Endlich aber und*
- k.) sollen diejenige Schiltacher Lehengerichts- und Closter-Alpirsbachische Hof's-Bauren welche in dem oben § 3 bemerkten Fall ihr Holz selber bis nach Kehl verflößen dürfen, schuldig seyn, an denen Unterhaltungs-Kosten der Wasser-Strasse denen Schifferthümern nach proportion des verflözenden Holzes nach dem Arbitrio ohnparteyischer peritorum in arte einen billigmäßigen Antrag zu thun.*

§13.

Belangend den Gebrauch des Weyher- und Mühl-Graben-Wassers zum Flößen; so sollen

- a.) Die Württembergische Schiffer, wann sie das Schenkenzeller Weyer-Wasser hohlen, solches in dem Ort Schenkenzell ansagen, damit die dortigen Flözere den Weyher zu rechter Zeit zuthun und wiederum Wasser sammeln können.*
- b.) Bey der Sägmühlin im Heerlinspach ohnfern Wolfach solle unterhalb derselben in dem grösseren Mühlgraben der oberste Ablass mit einem besonders dazu in Bereitschaft haltenden **zwey Schuh** hohen Dreyling-Brett zugemacht, hingegen die übrige Ablässe von denen weiters hinunter gelegenen 6 Säginen offen gelassen werden, so lange bis ein herabpassirender Floz, er gehöre wem er wolle, auf dem Spitzeuch angelangt seyn wird.*
- c.) Gleichermassen ist auch denen Württembergischen so wohl als Fürstenbergischen Schiffern erlaubt, vor der Abfahrth aus dem Spitzeuch den Ablass an dem dortigen Sägraben, welcher mit einer sogenannten Tafel oder Stellfallen jederzeit gebührend versehen seyn solle, eine **Halbe Stunde** lang zuzustellen, nach passirung dieses teuchs aber, ausser dem Fährloch, sowohl den Sägraben, als auch das Nebenloch, widerum zu öffnen, um dadurch genugsames Wasser zum Nachschub zu gewinnen.*

...

§15.

Wegen der Breite und Länge der Flöße hat man sich à parte beeder Floz-Herrschaften vor dißmal dahin verglichen, daß

- a.) *Auf der Floz-Strasse oberhalb Schenkenzell ein Throm-Floz in zehen Gestör zu vier Thröhm breit sammt dem Ob- und hintern Gestöhr, sodann ein Holz-Floz in dreyhundert fünf und zwanzig Stücken, ein sogenannter Harz-Floz aber in dreyhundert und fünfzig Stücken bestehen, und auf selbigem District der Künzig ein mehreres nicht passirt werden solle. Auch werden die Waldbauren hiemit ernstlich verwarnet, daß sie ihre Flöße zum Schaden der an denen Flozbächen gelegenen Güter nicht zu breit machen, widrigenfalls, wann ein Schaden daher entstände, sie zur gebührenden Indemnisation nachdrücklich angehalten werden sollen.*

§16.

Festlegung der Floßzeiten

§17.

Wann durch das Langholz-Flößen, oder occasione desselben, an Wasser-Gebäuden, Ufern und Gütern ein Schade, und darüber zwischen denen Eigenthümern derselben und denen Schiffern oder Flözern Strittigkeiten entstehen; So hat diejenige Obrigkeit, in deren Territorio der Schade verübet worden, darüber zu cognosciren, und folglich der Beklagte sich deren Ausspruch zu unterwerfen, wiewohl keinem Schiffer oder Flözer zugemuthet werden wird, vor einen ohngefahren Zufall, wodurch an Wassergebäuden oder Gütern Schaden geschiehet, zu stehen, es wäre denn Sache, daß ihme eine unverantwortliche Fahrläßigkeit erweißlicher maasen zur Last gelegt werden könnte. [...] Die Flöße sollen nicht an gebauten Gütern, Mauren, zahmen Bäumen usw. angemährt werden.

§18.

Wegen der Fischenz darf kein Schiffer jemanden einen Abtrag thun, ausgenommen, wann ein neuer Teuch mit Bewilligung des Territorial-Herrns geschlagen wird, als welchenfalls dem Domino territorii, deme an solchem Ort das Fischwasser gehöret, zwey Gulden semel pro semper loco recognitionis entrichtet werden müssen. Doch bleibt dem Closter Alpirsbach dasjenige, was es bis daher wegen Abgangs der Fischenz von denen Flözern zu beziehen gehabt, noch ferneres reservirt.

Anhang IV

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv (FFA), Forstadministration, Generalia, Rubrik Floßwesen, Vol. XI, Fasc. 1; Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen; Floßordnungen, Floßgebühren 1852–1868

Floßordnung für die Kinzig vom Schenkenzeller Weier abwärts bis Kehl, aus dem Verordnungsblatt für den Mittelrhein-Kreis, No. 2, 9. Februar 1853

§9. Flößerei geht vom 23. April bis zum 11. November; davon kann abgewichen werden.

§11. Keine Flößerei vor Sonnenaufgang, nach Sonnenuntergang und an Sonn- und Feiertagen; in Notfällen Abweichung möglich

§12. Ständige Einbindestätten sind im Amtsbezirk Wolfach der Schenkenzeller Weiher; bei Schiltach der Scheidewaag, das Harzwägle, der Kirchenweiher, der Leiberwaag; bei Wolfach der Brückenwaagteich, Herlinsbachteich, Spitzteich und am Ausfluss des Kirnbächleins; im Amtsbezirk Hornberg bei der Ausmündung der Gutach;

§15. Die Durchfahrt durch die Einbindestätten muß immer offen gehalten werden...

...

§17. *Die Breite der Flöße, welche auf der Flußstrecke zwischen dem Schenkenzeller Weiher und Schiltach geführt werden, bestimmt die Schenkenzeller Bachordnung.*

Von Schiltach an abwärts dürfen die Flöße eine Breite von 20' haben; [...] Länge nicht länger als 2000'.

...

§21. Oblast zu tragen ist gestattet, *jedoch darf dadurch der Floß nicht allzu sehr belastet und die Führung nicht erschwert werden.*

Mittel zur Förderung der Flößerei

§23. *Fache aus Reißholz dürfen nur mit Erlaubniß der Wasser- und Straßenbaubehörde und nach Anleitung eines von ihr zu bestellenden Faschinenlegers geschlagen werden.*

§24. *Wer Schwell- oder Weierwasser auf seine Kosten bezieht, ist allein befugt, es zu benutzen. Jedoch soll, wenn zu Wolfach im dasigen Teiche ein Floß zur Abfahrt bereit liegt, dem Führer desselben unbenommen sein, sich des Vorwassers eines von Schiltach kommenden Floßes zu bedienen, und dem letzteren vorzufahren. (Verweis auf Rezess von 1764)*

§25. *Will ein Floßführer in wasserarmer Zeit sich des Vorspanns von Zugthieren bedienen, um ein Floß fort zu schaffen, so hat er dazu den Faschinenleger des Distrikts zu berufen und sich dessen Anordnungen zu unterziehen, auch etwaige Beschädigungen an Flußbauten zu bedienen.*

Floßfahrt

§27. *Die Flößer sind verpflichtet, das Anstreifen der Flöße an Faschinaten oder Streichbauten, die zum Schutze des Ufers eingelegt sind, nach Kräften abzuwenden. Die Mannschaft hat zu diesem Zwecke sich auf die Bauten zu stellen und den Floß mit den Stangen abzuhalten.*

Anlandestätten

§28. *Im Amtsbezirk Wolfach an der Heiligenwiese beim Hohenstein, vor Eulersbach, zunächst der dortigen Sägmühle, und hinter Hagenbuch, oberhalb des Kirnbächleins.*

An diesen Plätzen dürfen die Flöße jeder Zeit anlanden, um ausgebessert zu werden, um zu übernachten, um ein Schwellwasser oder sonst zum Flößen tauglichen Wasserstand abzuwarten.

Anmähung und Bewachung der Flöße

§31. *Alle Einbinde- und ständige Anlandestätten müssen [...] mit der nöthigen Anzahl von guten Mähr-Hacken, Ringen oder Pfosten [...] versehen werden. Die Kosten sind von den Schifferschaften zu tragen.*

...

§33. *An anderen als den bestimmten Anlandeplätzen dürfen Flöße nur in Nothfällen landen.*

Polterplätze

§35. *Die Plätze, auf welchen die Hölzer, sei es Behufs des Einbaus, oder Behufs der Ueberwinterung aufgepoltert werden dürfen, bestimmt die Wasser- und Straßenbaubehörde. Sie sind so zu wählen oder herzurichten, daß die Hölzer vom Hochwasser nicht fortgeschwemmt werden.*

Zeitweise Einstellung der Flößerei

§§36–39. An Hand von Pegeln werden maximale Wasserstände bestimmt, bei denen noch geflößt werden darf. Die Flößerei kann in wasserarmer Zeit zugunsten der Mahlmühlen und Wasserwerke eingestellt werden.

§§41–48. Regelungen zu Einlassfallen zu Kanälen (Mühlen, Wässerung); Fahrlöcher unterhalb von Wolfach müssen 20' Weite haben. Die Floßlöcher an den Wehren müssen von den Werksbesitzern unterhalten werden.

Scheiterholzflößerei

§49. Scheiterholz darf nur Mitte des Sommers verflößt werden. Der Tag wird mit Württemberg jährlich festgelegt.

§50. *Bei Einlegung des zu verflößenden Holzes in den Fluß ist die Zeit so wahrzunehmen, daß die ganze Masse nur einen Floß bildet.* Der Floßvorgang soll so schnell wie möglich abgeschlossen werden.

Carlsruhe, den 17. Januar 1853

Anhang V

FFA, Fürstl. Fürstenbergische Domänenkanzley, Forstadministration, Generalia, Rubrik Floßwesen, Fach VII, 11, Vo. 1, Fasc. 1, Flösserei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen, Floßordnungen, Floßgebühren usw.

Bach-Ordnung für den Floßbetrieb auf dem Kaltbrunnerbach, Reinerzaubach, auf der Kinzig oberhalb und auf dem Schenkzeller Weiher, Offenburg 1856.

1. Abschnitt. Organisation des Floßwesens überhaupt.

§ 1. *Auf dem Kaltbrunnerbach, von den Weihern im Grüßgott und der Lai an, auf dem Reinerzaubach, auch Kinzigle genannt, und auf der oberen Kinzig, auf letztern beiden Gewässern von da an, wo sie das Großh. Badische Gebiet betreten, herab bis zum Schenkzeller Weiher, ist den betreffenden Waldeigenthümern, ohne Unterschied auf In- und Ausländer, gestattet, das in ihren Bachgebieten erwachsene Langholz und Scheiterholz selbst oder durch andere berechnigte Waldflößer unter den Bestimmungen gegenwärtiger Bachordnung zu verflößen.*

2. Abschnitt. Organisation der Bachgemeinde Kaltbrunn.

§ 12. *Die Aufsicht über das gesammte Floßwesen auf dem Kaltbrunnerbach und auf dem Reinerzaubach, auf diesem von der Landesgrenze beim Lambertsbächle an bis herab zum Eselswuhr führt nach Maaßgabe dieser Bachordnung der Bachvogt von Kaltbrunn. Dieser hat auf jenen Bachstrecken für ordentlich Instandhaltung der Floßstraße, der Weiher,*

Spannstätten und Mähranstalten, bei Hauptreparaturen nach Anleitung der Großh. Wasser- und Straßenbauinspektion, und für Ordnung im Floßbetrieb zu sorgen, insbesondere Streitigkeiten im Floßbetrieb zu vermitteln, Auflagen zu Festhaltung der Bachordnung an die Betheiligten zu erlassen, in Nothfällen solche selbst zum Vollzug zu bringen, und Uebertretungen Behufs Bestrafung anzuzeigen.

6. Abschnitt. Anstalten zur Förderung und Sicherung der Flößerei.

§ 80. Der Floßbach, der Weiher und die Spannstatt im Grüßgott werden zu 2/4 von dem Eigenthümer des früher dem Andreas Harter, nun der Fürstlichen Standesherrschaft Fürstenberg gehörigen Hofguts, zu 1/4 von Holzhändler Katz in Gernsbach, als Eigenthümer des Bernhards-Hofs und zu 1/4 von Alois Harter, dem Wirth vor Thal, als Eigenthümer des Fegers-Hofs, unterhalten. [...] In der Benützung der Floßanstalten im Grüßgott haben sämtliche Betheiligte gleiche Rechte, doch darf keiner den andern darin ohne Noth beeinträchtigen, insbesondere gleichzeitig zwei Flöße einbinden.

§ 81. In der Lai werden die beiden Weiher von sämtlichen Waldeigenthümern zu Kaltbrunn nach der Morgenzahl ihres Waldeigenthums; die Floßstraße bis zu Mathias Schmid's Wiese, und die beiderseitigen Spannstätten aber nur von den Waldeigenthümern in jenem Bachgebiet, eingeschlossen Lindenwirth Alois Harter für seinen früher zum Schmidberger-Hof in Schapbach gehörigen, auf württembergischen Gebiet liegenden Wald, so lang dieser ihm oder einem anderen Bürger von Kaltbrunn gehört, ebenfalls nach der Morgenzahl des dortigen Waldeigenthums unterhalten. Der Eigenthümer des Andreas Harter'schen, nun Fürstl. Fürstenbergischen Hofes ist übrigens nur bei Hauptreparationen in Folge von Hochgewässer beitragspflichtig, und überdies berechtigt, die beiderseitige Spannstatt im Winter zur Holzlagerung zu benützen. [...]

§ 82. Im Thale Kaltbrunn vom Eulenspiegel-Wuhr an unterhält jeder anstößige Hofeigenthümer die Floßstraße, soweit sie sein Gut berührt. Die beiden Weiher daselbst aber, das Müllersweiherle und der Kaltbrunnerweiher oberhalb der Thalschmide, werden von sämtlichen Kaltbrunner Waldeigenthümern nach Morgenzahl unterhalten. [...]

§ 83. Die Floßstraße auf dem Reinerzaubach von der württemb. Grenze am Lambertsbächle bis zur Einmündung des Kaltbrunnerbachs wird von den Reinerzauer Waldbauern allein unterhalten. Diese haben ferner die Verpflichtung, die Waldeigenthümer von Kaltbrunn gegen Bezahlung einer Jahresgebühr von 1 fl. 12 kr. aus dem jenseits der Grenze liegenden Theusweihers [...] wässern zu lassen.

§ 84. Von Vereinigung der Kaltbrunner- und Reinerzauerbach vor Thal an bis herab zum Eselswuhr nächst Schenkenzell unterhalten die Reinerzauer Waldeigenthümer zu 2/3 und die Kaltbrunner zu 1/3 nach der Waldmorgenzahl die Floßstraße. Der Bauer im Gallenbach ist hier wegen der Ueberfahrt aus dem Gemeindewald über seinen Hof beitragsfrei. Die beiden Spannstätten vor Thal werden gegen Zurücklassung des Abholzes an die Grundeigenthümer, diejenige vor dem Wagnerhaus durch die Gemeinde Kaltbrunn, diejenige auf der großen Wiese, gegenüber dem Ausfluß des Witticherbachs, von der Fürstlichen Standesherrschaft Fürstenberg benützt.

§ 85. Vom Eselswuhr bis auf den Schenkenzeller Weiher hat der Bachvogt von Schenkenzell auf Kosten der Schifferschaft Schiltach die Floßstraße und das Eselswuhr zu unterhalten; an dem Unterhalt dieses Wuhrs jedoch haben die dasselbe zur Wässerung benüt-

zenden Waldeigentümer von Schenkzell sich soweit zu betheiligen, als der Unterhalt die Bodendeckung angeht.

§ 86. Auf der Kinzig von der würtemb. Grenze unterhalb Röthenbach an unterhält die Waldbauernschaft des ehemaligen Klosteramts Alpirsbach die Floßstraße bis Schenkzell. Die vier Bauern auf dem Fräuleinberg, Gemeinde Bergzell, haben mit jenen würtemb. Waldbauern das Recht der Mitbenützung der Floßstraße, und dafür zur Unterhaltung des jenseits der Landesgrenze liegenden Theusweihers von Adelsberg her alljährlich 4 Wagen Wasen, und bei Hauptreparaturen jenes Weiher's überdies soviel, als an Wasen nöthig ist, beizuführen.

§ 90. Aus dem Schenkzeller Weiher darf von Nachmittags 3 Uhr an nicht mehr gewässert werden, wenn der Weiher für den andern Morgen zum Wässern in Anspruch genommen wird und wegen Wassermangel inzwischen eine Anfüllung des Weiher's nicht mehr möglich ist.

§ 92. Betr. Anmähung: wie Wolfbach § 34

Anhang VI

FFA, Fürstl. Fürstenbergische Domänenkanzley, Forstadministration, Generalia, Rubrik Floßwesen, Fach VII, 11, Vo. 1, Fasc. 1, Flösserei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen, Floßordnungen, Floßgebühren usw.

1856 Bachordnung Wolfbach

4. Abschnitt. Ueber die Anstalten zur Förderung und Sicherung des Floßbetriebs

§ 32. Zum Betrieb der Flößerei unterhält die Bachgemeinde die Wolfbach stets in entsprechendem Stande und 4 Schwellweiher:

- a. den Schmidbauernweiher oberhalb dem Bad Rippoldsau,*
- b. den Klosterweiher bei der Rippoldsauer Kirche,*
- c. den Welle-Simonsweiher vor dem obern Dollenbach und*
- d. den Schapbachweiher vor Wildschapbach.*

Die übrigen Weiher in der Wolf, wie die Floßstraße oberhalb dem Schmidbauernweiher überhaupt, dann die Weiher in den Seitenbächen werden von den betreffenden Waldeigentümern unterhalten.

§ 34. Behufs Anmähung der Flöße, sowohl während des Einbindens als bei Nothfällen auf der Fahrt, dann zur Sicherung des Ufers gegen Beschädigungen sind die längs dem Bache stehenden Mährbäume zu erhalten, auch sind solche, namentlich Eschen, soweit es der Bachvogt oder Staatsaufsichtsbehörden für nothwendig finden, zu pflanzen, und nur insoweit zu fällen, als dem Bedürfniß sonst genügt ist, und der Bachvogt beistimmt. Auch hat die Bachgemeinde das Recht und die Pflicht, bei Mängel an Bäumen künstliche Mähranstalten, Granitsteine mit Eisenhaken, Pfähle usw. anzubringen, wo das Bedürfniß hiefür vorliegt.

FFA, Forstadministration, Generalia, Rubrik Floßwesen, Vol. XI, Fasc. 1, Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen; Floßordnungen, Floßgebühren 1852–1868

Grundbach-Ordnung für die Heubach-Flößerei von 1856

I. Abschnitt, Organisation des Floßwesens

§1. Den Waldeigenthümern im Thalgebiete der Heubach steht das Recht zu, selbst oder durch andere berechnigte Floßführer das in ihren Waldungen jenes Thalgebiets erwachsene Lang- und Scheiterholz zu verflößen. In dieser Eigenschaft bilden dieselben die Heubachgemeinde.

§2. Mitglieder der Bachgemeinde oder Bachgenossen sind zur Zeit:

1. die FSF als Eigenthümer theils älterer F Waldungen, theils neuer Erwerbungen, insbesondere von Sebastian Faißt dem Müller, früher Abraham Bühler; von Franz Armbruster, früher Georg Vollmer Deißebauer; von Clemens und Andreas Harter, früher Johann Georg und Michael Gebert; von Abraham Faißt, früher Mathias Faißt – zusammen in Flächengehalt von beiläufig 1400 Morgen;
2. Mathias Oberföll, Ackerbauer von Kinzigthal mit 130 Morgen;
3. Anton Gebele von da mit 60 Morgen;
4. Mathias Maier von da, Wirth in St. Roman mit 18 Morgen;
5. Johannes Haas von Kinzigthal mit 50 Morgen;
6. Jakob Faißt von Bergzell mit 3 Morgen;
7. Johann Jehle von da mit 4 Morgen;
8. Roman Mantel in Kinzigthal mit 7 Morgen;
9. Wendelin Heizmann von Kinzigthal mit 12 Morgen;
10. Mathäus Schmider von da mit 10 Morgen.

...

§4. Der Bachvogt führt an der Spitze der Bachgemeinde die oberste Aufsicht über das gesamte Floßwesen auf der Heubach nach Maßgabe dieser Bachordnung, sorgt für ordentlich Instandhaltung der Floßstraße, Floßanstalten und insbesondere der Floßweiher, bei Hauptreparaturen der letzteren, wie bei Neubauten geeignetenfalls nach Anweisung der Großherzoglichen Wasser- und Straßen-Inspektion. ... Hierfür bezieht der Bachvogt einen Jahresgehalt von 12 fl. und einen Gulden Tagesgebühr, sobald ihn Geschäfte von Haus abrufen.

...

§6. Für jeden der Bachgemeinde gehörigen Floßweiher ist ein in Nähe wohnender Aufseher bestellt, welcher die Benützung des betreffenden Weiher zum Flößen insbesondere dessen Schließung und Ablauf des Schwellwassers zu eintretendem anderweitigem Bedarf zu beaufsichtigen, wenn der Weiher verschließbar ist, den Schlüssel aufzuwahren und abzugeben, ferner für Oeffnung bei eintretendem Hochgewässer, nöthigenfalls mit Aushebung der Weiherwände zu sorgen, und Außerachtsetzungen der Bachordnung dem Bachvogt anzuzeigen hat; und für diese Verrichtung einen Jahresgehalt von drei Gulden aus der Bachkasse bezieht.

§7. Die genannten Personen werden mit einfacher Mehrheit auf einer ordentlichen Versammlung der Bachgemeinde gewählt.

§8. Jedes Mitglied hat 1 Stimme, bei mehr als 200 Morgen kommt pro 200 M. eine Stimme dazu.

...

II. Abschnitt, Zeit des Floßbetriebs

§15. Die Flößerei beginnt im Frühjahr mit dem Scheiterholzflößen bis an die Einmündung der Heubach in die Kinzig gemäß Bestimmung des Bachvogts und ist möglichst zu beschleunigen.

§16. Langholz darferst nach Beendigung jener Scheiterholzflößerei, und nachdem die Floßstraße hiefür wieder in ordentlichen Stand gesetzt ist, auch erst nach Eröffnung der Flößerei auf der Kinzig, eingelegt und verflößt werden.

§17. Spätestens 14 Tage vor dem Schluß der Flößerei auf der Kinzig muß der Floßbetrieb auf der Heubach eingestellt werden und das etwa noch nicht fortgebrachte Holz außerhalb dem Ueberschwemmungsgebiet aufgepoltert werden.

§18. Zur Zeit, während welcher im Sommer auf der Kinzig Scheiterholz geflößt wird, kann auch auf der Heubach nach Bestimmung des Bachvogts Scheiterholz weiter gebracht werden, und ist dann während dieser Zeit das Einlegen und Verflößen von Langholz auch auf der Heubach durch den Bachvogt einzustellen.

§19. Wasser-, Brücken- und Gewerbsbauten, welche eine Einstellung der Flößerei nothwendig machen, sind, wo möglich gleichzeitig, wenn die Flößerei am wenigsten lebhaft ist, gemäß näherer Anordnung des Bachvogts vorzunehmen und dann von demselben, soweit nöthig, der Floßbetrieb einzustellen. Zu diesem Zwecke sind die betreffenden Bauvorhaben dem Landvogt möglichst zeitig anzuzeigen.

§20. Auch wegen zu hohen, wie wegen zu niedern etwaigen Wasserwerksbetrieb hinderlichen Wasserstandes, ferner bei sonstigen Nothfällen, sowie wenn überhaupt die Staatsbehörden es für gut finden sollten, ist die Flößerei vom Bachvogt einzustellen. Der Bachvogt hat ferner keinen Floß mehr von der Heubach auf die Kinzig abgehen zu lassen, sobald der Floßbetrieb auf der Kinzig gesperrt ist, oder aber die Kinzig oberhalb dem Willstätter Teich bereits mit 6 Flößen besetzt ist; in letzterem Falle auf so lange, bis nur noch 3 Flöße oberhalb diesem Teich sind.

§21. Vor Tagesanbruch und vor Eintritt der Nacht, ferner an Sonn- und Feiertagen ohne speciell eingeholte amtliche Erlaubniß darf Langholz nicht verflößt werden, und es muß während dieser Zeiten alles im Bach liegende Langholz fest angemährt sein.

III. Abschnitt, Vorschriften über den Langholz-Floßbetrieb

§22. Alles zum Verflößen bestimmte Langholz muß in Länge und Durchmesser am dünnen Ende genau das dem betreffenden Sortiment entsprechende Maaß haben, und mit dem entsprechenden Zeichen sowie demjenigen des Eigenthümers in üblicher Weise versehen werden. Wer irgend ein Maaß zu hoch angibt, oder gar Täuschungsmittel anwendet, wie das Einschlagen von Zapfen in das Zopfende, ein zweites Wiedenloch und dergleichen, wird vorbehaltlich gerichtlicher Bestrafung im Falle eines Betrugs wegen Uebertretung der Bachordnung bestraft, und angehalten, das Zeichen sogleich zu berichtigen. Auch ist der Käufer befugt, unter dem Maaß gefundenes Holz nur zu dem Preise des nächsten geringeren Sortiments anzunehmen.

§23. Mit dem Einlegen von Holz darf nicht angefangen werden, bevor alles für den Floß bestimmte Holz auf den Platz gebracht und gerüstet ist.

§24. Dann ist das Einbinden ohne irgend einen Aufenthalt mit soviel Mannschaft, als gleichzeitig beschäftigt werden kann, vorzunehmen.

§25. Der Aufenthalt unberechtigter Personen auf den Spannstätten während der Zurüstung, und auf den Flößen, während sie zum Einbinden, Umschaffen im Wasser liegen, wie während der Fahrt ist nur mit Erlaubniß des betr. Floßführers statthaft. Auch ist die Wegnahme von Abfällen an Holz, Wieden u. dgl. ohne Erlaubniß des Eigenthümers auch für Arbeiter am Floß untersagt, und nach Maaßgabe der bestehenden Gesetze zu bestrafen.

§26. Sobald mit dem Einbinden eines Floßes während eines Tages gearbeitet worden ist, darf unterhalb nur mit Erlaubniß des Eigenthümers jenes Floßes das Einbinden eines anderen Floßes in Angriff genommen werden.

§27. Ein Heubachfloß darf im höchsten Falle eine Breite von 15 Fuß und eine Länge von 1500 Fuß haben.

§28. Jeder Floß muß mit der seiner Größe und jeweiligen Beschaffenheit der Floßstraße entsprechenden Mannschaft besetzt, und mit der erforderlichen Anzahl von Floßgerätschaften versehen sein.

IV. Abschnitt, Anstalten zum Schutz u. zur Förderung der Flößerei

§29. Zum Betrieb der Flößerei unterhält die Bachgemeinde die Floßstraße stets in entsprechendem Stand, und ebenso die vorhandenen, sowie etwa noch weiter nothwendig werdende Floßweiher.

§30. Nur durch Vermittlung des betreffenden Weiheraufsehers darf ein Weiher zum Floßbetrieb benützt werden. Auch darf Nachwasser nur mit Zustimmung des betr. Flößers und nur für einen weiteren Floß benutzt werden.

§31. Behufs Anmähung der Flöße, sowohl während des Einbindens als bei Nothfällen auf der Fahrt, dann zur Sicherung des Ufers gegen Beschädigungen sind die längs dem Bache stehenden Mährbäume zu erhalten; auch sind solche, namentlich Eschen, soweit es der Bachvogt oder die Staatsaufsichtsbehörde für nothwendig finden, zu pflanzen, und nur insoweit zu fällen, als dem Bedürfniß sonst genügt ist, und der Bachvogt bestimmt. Auch hat die Bachgemeinde das Recht und die Pflicht, bei Mangel an Bäumen künstliche Mähranstalten – Granitsteine mit Eisenhaken, Pfähle – anzubringen, wo das Bedürfniß hiefür vorliegt. Ebenso steht es jedem einzelnen Floßführer in Nothfällen zu, Mährpfähle einzuschlagen. Der dadurch den Ufereigenthümern zugehende Schaden ist denselben zu ersetzen, und hat sich in ersterem Fall mit denselben der Bachvogt vorbehaltlich der Beistimmung des Ausschusses in Güte abzufinden.

§32. Bevor ein Floß vollständig angemährt ist, darf die Mannschaft denselben in keinem Falle verlassen.

§33. Bei eingetretenem oder vorauszusehendem Hochwasser ist auf die Anmähung doppelte Sorgfalt zu verwenden und auf dem angemährten Floß eine Wache von wenigstens 3 Mann zu bestellen. Sobald der Nothstand vorüber ist, muß der Floß weitergeschafft werden.

§34. Die Floßführer sind verpflichtet, Stämme, welche sich vom Floße während der Fahrt trennen, sofort fest anzubinden.

§35. Die Ausfahrt von der Heubach auf die Kinzig muß für andere daherkommende Flöße stets freigehalten werden, und zwar auch von den Flößen, welche oberhalb von der Kinzig fortkommen.

V. Abschnitt, Bachgebühren

§36. Für die Unterhaltung des Heubachs als Floßstraße und insbesondere der Floßweiher und für die sonstigen Kosten der Bachgemeinde sind an letztere bis zu einer Abänderung durch dieselbe folgende Floßgebühren zu bezahlen:

A. Für 100 Stück Gemein- oder Gefremtholz, sowie von der Tanne oder zur Tanne berechnet.

1., durch Bachgenossen 15 x

2., von nicht Bachgenossen aber 20 x

<i>B. von Sägekugeln per Stück</i>	
1., durch Bachgenossen	1½ x
2., durch Nichtbachgenossen	2 x
<i>C. von Sägtrömen je Stück</i>	
1., durch Bachgenossen	¾ x
2., durch Nichtbachgenossen	1½ x
<i>D. von Scheitholz per Klafter</i>	
1., durch Bachgenossen	6 x
2., durch Nichtbachgenossen	8 x

§37. Reichen diese Abgaben zur Bestreitung der dabei bemerkten Ausgaben und zu neuen Herstellungen für die Zwecke der Flößerei nicht hin, so wird das Fehlende nach Bestimmung der Bachgemeindeversammlung entweder durch Erhöhung obiger Bachgebühren oder durch Umlagen auf das Waldeigenthum der Bachgenossen nach der Morgenzahl beigebracht.

§38. Der Bachgemeinde steht zu, die Gebühren der Nicht-Bachgenossen allein zu erhöhen, sowie dieselben von der Benutzung des Heubachs zum Flößen auszuschließen.

§39. Zu gesicherten Erhebung jener Bachgebühren ist der Bachvogt berechtigt, die Kaufverträge, Lieferungsscheine etc. auch von dem Verkäufer zur Einsicht zu verlangen. Ferner ist der betreffende Floßführer verpflichtet, spätestens am Tag vor beabsichtigter Abfahrt von der Einbindestätte hievon den Bachvogt behufs Aufnahme des Holzes zu benachrichtigen.

VI. Abschnitt, Vorübergehende Bestimmungen und Schluß

§40. Alle bisherigen Bestimmungen über das Floßwesen auf der Heubach sind aufgehoben.

§41. Etwaige Abänderungen dieser Bachordnung unterliegen, soweit diese nicht selbst eine Ausnahme macht, gemäß dem Organisations-Edikt von 1809 Beilage D der Genehmigung durch Großherzogliche Kreisregierung.

§42. Bei Uebereinstimmung sämtlicher Bachgenossen ist diesen namentlich freigestellt, der FSF als bedeutendstem Waldeigenthümer die Herstellung und Unterhaltung der Floßstraße auf eigene Rechnung gegen Bezug von Gebühren, welche mit den übrigen Bachgenossen zu vereinbaren sind, auf längere bestimmte Zeit oder bis auf Widerruf zu übertragen. In diesem Fall übt die FS nach Maßgabe einer solchen Vereinbarung und in polizeilicher Beziehung nach Vorschrift der Bachordnung die Rechte der Bachgemeinde aus und bestellt namentlich den Bachvogt und die Weiheraufseher, welche immerhin amtlich zu verpflichten sind. Ohne anderweitige Vereinbarung ist beim Aufhören dieses Verhältnisses der von der SF auf die Floßstraße etc. gemachte Aufwand nach dem Zustand im Augenblick deren Zurückgangs auf die Gesamt-Bachgemeinde nach der bestehenden Gesetzgebung durch Schätzer zu ermitteln und nach Verhältniß des Wald-Steuer-Capitals von sämtlichen Mitgliedern der Bachgemeinde zu tragen.

No. 6031

Nachdem die Großherzogl. Regierung des Mittelrheinkreises mit Erlaß vom 5. D. M. No. 7404 diese Bachordnung genehmigt hat, wird solche behufs Nachachtung hiemit veröffentlicht.

Wolfach, den 15. April 1856

FFA, Forstadministration, Generalia, Rubrik Floßwesen, Vol. XI, Fasc. 1, Flößerei auf der Kinzig und ihren Nebenbächen; Floßordnungen, Floßgebühren 1852–1868.

Fürstlich Fürstenbergische Forstinspection!
Bericht der Fürstl. Forstei Wolfach, den 4. October 1856
Heubach, betr. die Bachordnung auf dem sog. Heubach

No. 301

Mit Bericht vom 20. April d. J. No. 126 ist Wohlderselben die neue Floßbach-Ordnung für das Heubächle übersendet worden.

Dieser sei folgendes erläuternd beizufügen:

Das Langholzflößen auf dem Heubach war von jeher theils wegen dem starken Gefälle des Wassers, theils aber wegen felsigtem und steinigtem Terrain des in größeren und kleineren Krümmungen in die Kinzig ergießenden Baches, mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Die Flößerei scheint schon seit 200 Jahren im Betriebe zu sein, u. eine vorhandene als [...] bekannte Floßordnung vom Jahre 1731 gibt Vorschriften hierüber.

Die Bauren, deren Waldungen im Bachgebiete liegen, hatten hier wie anderwärts unter sich eine Floßgemeinde gebildet, u. sich zur Aufgabe gestellt, den Floßbach stets flößbar zu unterhalten. – Zur Bestreitung der Kosten wurde schon damals wie jetzt noch Flößgebühren an die Bachkasse entrichtet. – Ein Bachvogt aus der Mitte der Mitglieder erwählt, führte die oberste Leitung u. Verrechnung. – Die fürstl. Standesherrschaft Fürstenberg mit ihrem ursprünglichen Waldbesitze im Heubachthale von 650 Morgen, war aber zu keiner Zeit ein Mitglied dieser Gemeinschaft, sondern das Recht zur Verflößung ihrer Hölzer schien sich durch die damals bestandenen Souveränitäts-Verhältnisse gebildet, u. von selbst verstanden zu haben. Sie trug auch an den Unterhaltungskosten nichts bei, dagegen lieferte sie die Hälfte des zum Weiherbau jeweils benöthigten Holzes unentgeltlich, aus gutem Willen u. wahrscheinlich auch aus moralischen Gründen.

Der Umstand, daß die F. Standesherrschaft kein Mitglied der Bachgemeinde war, hatte ihr wie natürlich jede Mitwirkung bei Entscheidung von Fragen über die Verwaltung der Floßstraße versagt, was zur Folge hatte, daß der Floßbach u. die ihm angehörigen Anstalten immerhin nur nothdürftig unterhalten wurde. Da F. Standesherrschaft als größte Waldbesitzerin am meisten Gebrauch von der Floßstraße machte, so ließ sie sich später herbei (ob nach welchen Verhandlungen ist unbekannt) die nach der Bachordnung festgesetzten Gebühren gleich den Bachgenossen zu entrichten, dieses wurde dem Holztransportanten jeweils zur Auflage gemacht, solche zu bezahlen.

Die schon im Jahre 1841 begonnenen u. bis in die jüngste Zeit fortgesetzten Erwerbungen von 750 Morgen Hofgütern in Heubach, welche zur Standesherrschaft einverleibt sind, machten nunmehr wenigstens für diese Fläche die F. Standesherrschaft zum wirklichen Mitgliede der Bachgemeinde. Der Floßbach ist hiedurch, und in Folge größerer Frequenz, wie durch gesteigerte Beiträge zur Bachkasse etwas besser unterhalten worden, als es bisher der Fall war, läßt aber immer noch viel zu wünschen übrig. Die Hauptumstände bestehen darin, daß in Folge der da u. dort vorkommenden Krümmungen der Floßstraße starkes Holländerholz wie 80, 90 u. selbst 100' Stämme, die in F. Waldungen häufig vorkommen, hiebei abgesehen von der Lebensgefährlichkeit des Flößens, fast gar nicht transportiert werden können, was schon vorgekommen ist, daß dergleichen Stämme gebrochen sind, und um dies Zerbrechen zu verhindern, in der [...] vorher abgeschnitten worden. Ebenso ist die Erbauung eines weitem also eines dritten Schwellweihers

weiter vornen im Thale ein längst gefühltes Bedürfniß, da die bestehenden 2 Weiher beim niedrigen Wasserstande nicht ausreichen, einen Floß in einer Fahrt oder in einem Wasser bis zur Kinzig zu bringen, u. daher der Floßtransport ohne diese Vorsorge sehr erschwert und mit auch unverhältnißmäßigen Kosten verbunden ist.

Zu solchen kostspieligen Verbesserungen der Floßstraße wollten sich anfangs die Bauren nicht verstehen, u. gaben an, daß ihre Hölzer nicht zu lang wären, um sie nicht fortzubringen, eben so die bisherigen Weiher für ihr wenig zu flößendes Holz vollkommen ausreichen.

Aus diesen u. anderen im Interesse der Bauren, aber nicht im Vortheile F. Standesherrschaft liegenden Gründen, wurde in die neu redigierte Bachordnung, welche alle frühern u. bisherigen Bestimmungen über das Floßwasser aufhebt, auf § 42 den sämtlichen Bachgenossen freigestellt, der fürstl. Standesherrschaft Fürstenberg als Eigenthümerin von 1400 Morgen Waldfläche die Herstellung und Unterhaltung der Floßstraße auf eigene Rechnung gegen Bezug von Floßgebühren, auf längere bestimmte Zeit oder bis auf Wiederruf zu überlassen.

Da in dem Zustandekommen einer solchen Vereinbarung auch [...] Ansicht für die F. Standesherrschaft nur Gewinn u. für die übrigen Beteiligten kein Nachtheil liegt, weil für ordentliche Zustandhaltung der Floßstraße besser u. zweckmäßiger gesorgt wird, wenn die Verwaltung von F. Standesherrschaft ausgeht, als wenn dies die Bachgemeinde zu bestimmen hat, - so hat die Forstei am 14ten Juni d. J. die Mitglieder der Bachgemeinde zu St. Roman durch den Bachvogt versammeln lassen, und in angeregter Richtung einen Versuch gemacht.

Sämmtliche Bachgenossen mit Ausnahme des Mathias Oberfell u. Roman Mantel erklärten sich für die Abtretung im Sinne des § 42 der Bachordnung, wornach also, da nicht alle beistimmten, der Versuch mißlungen ist. Aus diesem Grunde hat nun wegen Vollzug der neuen Bachordnung u. in [...] der §en 4 bis 10 der Vertrag [...] als Vertreter fürstl. Standesherrschaft in der Versammlung am 19ten v. M. zu St. Roman veranlaßt:

- 1., die Wahl eines neuen Bachvogts
- 2., die Wahl von 2 Ausschuß-Mitgliedern
- 3., die Aufstellung von 2 Weiheraufsehern
- 4., Berathung u. Beschließung über notwendige Reparaturen am Floßbache, u. Erbauung eines neuen Weihers.

Hierauf ergab sich folgendes Wahl-Resultat:

- 1., Bachvogt: Mathias Maier Würth von St. Roman
- 2., Ausschuß: Fürstl. Standesherrschaft Fürstenberg u. als ihren Vertreter der F. Beiförstere Fürst in Heubach
- 3., Weiher-Aufseher: Gottfried Dieterle u. Jacob Fürst in Heubach

In Betreff des 4ten Punktes wurde nach Maasgabe des § 37 der Floßordnung beschloßen: die Bachreparaturen u. den Bau eines Weihers vorzunehmen, u. damit die Kosten nicht zu empfindlich werden, die Arbeiten auf 2 Jahre zu vertheilen, so daß zuerst die Krümmungen ausgeglichen, der Weiher 1 Jahr später in Arbeit genommen würde. - Der Kosten-Aufwand wäre aus der Kasse zu bestreiten, u. wenn die Mittel derselben nicht ausreichen, im Verhältniß zur Waldfläche umzulegen.

Nach einem oberflächlichen Kostenüberschlage dürften die Kosten betragen:

- | | |
|--------------------------|-------|
| a) der Bach-Correctionen | 350 f |
| b) des Weihers | 700 f |

1050 f

Hierin trifft es F. Standesherrschaft, bei der Annahme, daß die Kasse gar nichts bietet für
1400 Morgen 866 f
den übrigen Bachgenossen für 294 Mg. 184 f
1050 f

In Hinkunft werden die jährlichen Einnahmen betragen:

a) *von der F. Standesherrschaft* 110 f
b) *von den übrigen Mitgliedern* 50 f
160 f

Die Auslagen, in ordentlichem Wege 60 f
Rest 100 f

Woraus folgt, daß wenn keine unvorhergesehenen Ereignisse eintreten, der oben angeführte außerordentliche Aufwand in 8–10 Jahren getilgt ist.

Indem wir die höhere Behörde mit vorstehenden Verhältnissen bekannt machen, wird bemerkt, daß in den Anträgen für Holztransport-Anstalten 1856/57 300 fl zur Bach-Correction aufgenommen worden sind.

Bogenschütz

Anhang VII

FFA, Großherzogliches Badisches Central Verordnungsblatt, Nr. XI, ausgegeben am 27. Mai 1867, Karlsruhe

I. *Schiffahrt*

63) *Verordnung des Handelsministeriums vom 20. Mai 1867, Nr. 2491*

Kinzigfloßordnung, Aufhebung der Kinzigfloßordnung vom 11. März 1853

§ 1 *Die Flößerei auf der Kinzig ist, unter Beobachtung der nachstehenden Vorschriften, Jedermann gestattet.*

§ 2 *Die Floßstraße besteht überall aus dem Flußbett selbst. Dazu kommt: a. bei Schenkenzell der dortige Weiher und Floßkanal; b. bei Wolfach der dortige Weiher und Floßkanal im sg. Herlinsbach;*

§ 3 *Die Flößerei darf nicht vor dem 1. März begonnen und muß am 11. November geschlossen werden. (S. 51)*

...

§ 5 *In der Zeit vom 1. Juli bis 15. August sind die Floßfahrten einzustellen.*

...

§ 7 *Ständige Einbindestätten für die Zurüstung der Flöße sind:*

im Amtsbezirk Wolfach: der Schenkenzeller Weiher;

der Scheidewaag, das Harzwägle, der Kirchenweiher (siehe Abb. 13), der Leibenwaag;

der Brückenwaagteich, der Herlinsbachteich, der Spitzteich, oberhalb des Ausflusses des Kirnbächleins;

vor dem Sulzbächle, vor dem Erdlinsbach, bei der Ausmündung der Gutach, auf dem Felde des Konrad Steiger am rechten Kinzigufer beim Thurm und unterhalb der Haßlacher Brücke am rechten Ufer; (S. 52)

...

§ 11 Die Breite der Flöße, welche auf der Flußstrecke zwischen dem Schenkenzeller Weiher und Kehl geführt werden, darf 20' nicht überschreiten.

Die Länge eines Floßes darf auf der Strecke vom Schenkenzeller Weiher bis Schiltach 1600', von da abwärts 2000' nicht übersteigen. (Verlängerung aus „erheblichen Gründen“ auf 2000' bzw. 2500' möglich). (S. 53)

...

§ 20 Wer Schwell- oder Weiherwasser auf seine Kosten bezieht, ist allein befugt, es zu benutzen. Jedoch soll, wenn zu Wolfach im dasigen Teiche ein Floß zur Abfahrt bereit liegt, dem Führer desselben unbenommen sein, sich des Vorwassers eines von Schiltach kommenden Floßes zu bedienen, und dem letzteren vorzufahren.

Außerdem darf nur mit Zustimmung Dessen, der das Schwellwasser bezahlt, ein anderer Floßführer das Vor- oder Nachwasser benutzen, um einen Floß mit abgehen zu lassen. (S. 54)

...

§ 23 Die Floßunternehmer und ihre Mannschaften sind verpflichtet, das Anstreifen der Flöße an den Flußufern, den Brücken und den Bauwerken aller Art abzuwenden, insbesondere zu diesem Behufe die Flöße stets in gestrecktem Zuge zu erhalten. (54)

§ 24 Zu ständigen Anlandestätten werden folgende Plätze bestimmt:

im Amtsbezirk Wolfach: an der Heiligenwiese beim Hohenstein, vor Eulersbach zunächst der dortigen Sägmühle, hinter Hagenbuch unterhalb des Kirnbächleins; [...] (S. 54)

...

§ 32 Bei jeder Einbinde- und Anlandestätte wird die Floßaufsichtsbehörde eine Marke unterhalten, die den höchsten natürlichen Wasserstand bezeichnet, bei welchem es noch gestattet ist, mit einem Flosse von diesen Plätzen abzufahren oder an denselben vorüber zu fahren. (S. 56)

...

§ 37 Den Flößern ist zu gestatten, bei Annäherung eines Floßes an ein Wehr das Fahrloch zu öffnen und die Einlaßfalle zu dem Wasserwerk oder Wässerungskanal so weit zu schließen, als zur Fortschaffung des Floßes nothwendig ist.

Das Gleiche ist ihnen zu gestatten bei Ankunft eines Schwell- oder Weiherwassers, das einem Floß nachgesendet wird, jedoch mit der Beschränkung, daß die Einlaßfalle zu einem Werke nur so weit geschlossen werden darf, als es geschehen kann, ohne daß dadurch der Betrieb des Werks unterbrochen wird. (S. 56)

...

§ 41 Auf den Wehren und in einer Entfernung von 20' oberhalb derselben darf nicht gesperrt werden. (S. 57)

Anhang VIII

StA Schiltach AS-2411, Bach- und Floßordnung für die Flößerei auf der Schiltach, Wolfach 1874.

§1. Die Flößerei auf der Schiltach ist unter Beobachtung der nachstehenden Vorschriften Jedermann gestattet.

§2. Die Floßstraße besteht überall nur aus dem Flußbett.

§3. Beim Mangel ständiger Einbindestätten für die Zurüstung der Flöße ist das Einbinden im Falle des Einverständnisses der betreffenden Ufereigenthümer überall gestattet.

§4. *Mit dem Einlegen des Holzes darf nicht angefangen werden, bevor alles für den Floß bestimmte Holz auf den Platz gebracht und zugestrichelt ist.*

§5. *Die Zurüstung der Flöße muß so rasch als möglich gefördert und mit der entsprechenden Mannschaft betrieben werden. Ist ein Floß fertig, so muß er, sobald es der Wasserstand gestattet, fortgeschafft werden.*

§6. *Die Reihenfolge, in welcher mehrere Floßunternehmer ihre Zurüstungsarbeiten und die Fortschaffung ihrer Flöße zu betreiben haben, wird durch gegenseitige Verständigung, eventuell durch die Floßaufsichtsbehörde bestimmt.*

§7. *Die Fahrt auf der Floßstraße darf niemals gehemmt werden. Wenn und so lang flußaufwärts ein fertiger Floß zum Abfahren bereit liegt oder in der Zurichtung begriffen ist, darf unterhalb kein Floß gebaut werden, außer mit Erlaubniß der Eigenthümer jenes Floßes, oder wenn das Einbinden des Vorderholzes voraussichtlich bald beendigt ist.*

§8. *Die Breite und die Länge der Flöße wird dahin bestimmt: Die Gestöre eines Floßes, welche aus allgemeinem und gefrömtem Holz bestehen, dürfen die Breite von 18 Fuß, und jene, die aus Holländer Holz bestehen, dürfen die Breite von 17 Fuß nicht übersteigen. Flöße über 2000 Fuß Länge dürfen auf der Schiltach nicht gebaut werden.*

§9. *Jeder Floß muß fest und lenksam gebaut und stets in gutem Verband gehalten werden. Bei einer Länge von 1600 bis 2000 Fuß muß ein Floß mindestens 3 Sperren und 12 Mann, ein solcher von 800 bis 1600 Fuß mit mindestens 2 Sperren und 8 Mann versehen sein.*

§10. *Die Floßmannschaft muß aus tüchtigen Leuten bestehen, Trunkenheit und Widerspenstigkeit darf unter denselben nicht geduldet werden.*

§11. *Auf jedem Floß muß während der Fahrt ununterbrochen ein Führer anwesend sein, welcher die zur sichern und vorschriftsmäßigen Führung des Floßes erforderlichen Eigenschaften und Erfahrungen besitzt. Der Floßführer wird bei Zählung der vorgeschriebenen Mannschaft mitgerechnet.*

§12. *Zum Schwellen und Fortschaffen der Flöße ist nur das Schramberger Weiherwasser zu benutzen. Nur ausnahmsweise im Falle der Noth, wenn das Wasser des Schramberger Weihers nicht zureicht, um ein Floß fortzubringen, ist den Flößern mit Zustimmung der Wiesenbesitzer gestattet, zur Stauung des Wassers einen leichten Aufsatz auf die Wässerungs-Teiche zu machen, welcher nach dem Durchgang des Floßes sofort wieder von den Flößern zu beseitigen ist. Wegen Benützung des Schramberger Weihers und der dazu gehörenden Einbindestätte hat sich der Floßunternehmer mit dem betreffenden Eigenthümer zu verständigen.*

§13. *Auf jedem Floß ist das zur sichern Führung nöthige Geschirr, insbesondere ein auch für eintretende Nothfälle ausreichender Vorrath von Wieden und Stangen, eine Anmährkette oder ein Drahtseil, nebst mindestens 2 Hanfseilen, mitzuführen.*

§14. *Auf jedem Stamm eines Floßes muß das Zeichen des Eigenthümers in üblicher Weise angebracht sein.*

§15. *Für etwaige Ufer- und Eigenthumsbeschädigungen hat der Eigenthümer des Floßes zu haften.*

§16. *Zur Anmährung der Flöße während des Einbindens oder auf der Fahrt sind die vorhandenen Mährbäume oder die vorhandenen künstlichen Mähranstalten zu benützen, welche ohne Erlaubniß der Floßaufsichtsbehörde nicht beseitigt werden dürfen. Auch steht es jedem einzelnen Floßführer in Nothfällen zu, Mährpfähle einzuschlagen. Der dadurch den Ufereigenthümern zugehende Schaden ist denselben zu ersetzen.*

§17. *Bevor ein Floß vollständig angemährt ist, darf die Mannschaft denselben in keinem Fall verlassen.*

§18. Bei eingetretenem oder vorauszusehendem Hochwasser ist auf die Annäherung erhöhte Sorgfalt zu verwenden und auf dem angemährten Floß eine Wache von wenigstens 3 Mann zu bestellen. Sobald der Nothstand vorüber ist, muß der Floß wieder weiter geschafft werden.

§19. Die Flößer sind befugt, bei Annäherung eines Floßes an ein Wehr die Einlaßfalle zu dem Wasserwerk oder Wässerungs-Kanal zu schließen, beziehungsweise schließen zu lassen, und das Fahrloch zu öffnen. Das gleiche Recht steht ihnen zu bei Annäherung eines Schwell- oder Weiherwassers, das einem Floß nachgesendet wird, jedoch mit der Beschränkung, daß die Einlaßfalle zu einem Werk nur soweit geschlossen werden darf, als es geschehen kann, ohne daß dadurch der Betrieb des Werkes unterbrochen wird. Entsteht darüber Streit, wie weit hiernach bei einem einzelnen Werk die Schließung zulässig ist, so entscheidet hierüber das Bezirks-Amt nach Anhörung der Wasser- und Straßenbaubehörde. – Den Werk- und Wiesenbesitzern bleibt überlassen, die Stellfalle wieder zu ziehen und das Fahrloch zu schließen, wenn der Floß mit dem Schwellwasser, auf welchem er geht, beziehungsweise das nachgesendete Schwellwasser, an der Stelle, wo der Kanal von dem Flusse abzweigt, vorüber ist.

§20. Die Fahrlöcher für die Flöße sollen eine Breite von mindestens 18 Fuß haben. Wo dies zur Zeit nicht der Fall ist, hat der Besitzer des Wasserwerks die Obliegenheit, bei Ausführung der nächsten Hauptreparatur an dem Wehre das Fahrloch auf das angegebene Maß zu erweitern.

§21. Die Werkbesitzer sind verbunden, ihre Wehre und die Fahrlöcher in gutem Stand zu erhalten und an der bestehenden Einrichtung ihres Werkbetriebs keine Aenderung vorzunehmen, durch welche die Flößerei beeinträchtigt wird.

§22. Auf den Wehren und in einer Entfernung von 20 Fuß oberhalb derselben darf nicht gesperrt werden; auch ist verboten, mit dem Floß, statt durch das Fahrloch, über das Wehr selbst zu fahren, oder die Seitenbretter des Wehrbaues herauszustecken.

§23. Für den Fall, daß ein Floß in dem Fahrloch eines Teiches liegen bleibt, ruht auf dem Unternehmer und seiner Mannschaft (nebst Haftbarkeit für etwaigen Schaden und Strafbarkeit des Verschuldens) die Verpflichtung, ihn so schleunig als möglich wieder flott zu machen, während des Aufliegens des Floßes aber das Fahrloch so viel als thunlich zu schließen.

§24. Vor Tagesanbruch und nach Eintritt der Nacht darf nicht gefloßt werden.

§25. Die Flößerei darf nicht vor dem 1. März beginnen und muß am 11. November geschlossen werden.

§26. In der Zeit vom 1. Juli bis zum 15. August sind die Floßfahrten einzustellen.

§27. Nach Ablauf des Schlußtermins für die Flößerei müssen die im Flusse liegenden Hölzer längstens binnen 14 Tagen aus der Schiltach entfernt und auf die Polterplätze geschafft werden. Diese Plätze sind so zu wählen und herzurichten, daß die Hölzer vom Hochwasser nicht fortgeschwemmt werden können und daß der Abfluß des Wassers nicht gehemmt wird.

§28. Die Ausführung solcher Arbeiten, welche die Einstellung der Flößerei bedingen, hat in der Zeit zu geschehen, in welcher nicht gefloßt werden darf.

§29. ...

§30. Wird eine weitere Einstellung der Flößerei aus andern als den im §28 genannten Gründen notwendig, wie namentlich dann, wenn der Eintritt gefährlicher Hochwasser zu besorgen ist oder wenn in wasserarmer Zeit die Mahlmühlen, andere Wasserwerke oder die Wiesen-Kultur allzusehr im Nachtheile sind, so ist hierüber die Entschließung Gr. Bezirksamtes einzuholen.

§31. Die Aufsicht über die Flößerei auf der Schiltach und die Floßanstalten führt zunächst der bestellte Bachvogt. Die obere Aufsicht über die Floßstraße und den Betrieb der Flößerei führt die Gr. Wasser- und Straßenbau-Inspektion – Sektion Wolfach.

Der Bachvogt bezieht einen Jahresgehalt von 15 fl., woran die Werkbesitzer 1/3 und die Schiffergesellschaft 2/3 zu bezahlen haben.

Der auf die Flößereitreibenden fallende Betrag von 10 fl. wird in der Art umgelegt, daß durch den Bachvogt die im Laufe des Jahres aus dem Schiltachthal abgehenden Flöße nach Gestören aufgenommen werden und derselbe auf die Gesamtzahl der Gestöre am Ende jeden Jahres umgelegt wird.

Die Erhebung der Umlage geschieht durch den schifferschaftlichen Verrechner in Schiltach und die Auszahlung des Gehaltes jeweils an Martini.

Die Flößereitreibenden sind verbunden, jeweils vor Abfuhr eines Floßes oder einzelner Gestöre dem Bachvogt behufs der Abzählung Anzeige machen, und hat dieser ein fortlaufendes Kontroll Register zu führen.

§32. ...

§33. ...

Nr. 58. Die mit Zustimmung des Bezirksraths erlassene Bachordnung für die Flößerei auf der Schiltach wird andurch als bezirkspolizeiliche Vorschrift für vollziehbar erklärt.

Freiburg, den 6. Januar 1874.

Der Gr.Landes-Kommissär:

Winter

Anhang IX

FFA, FF Forstei Rippoldsau, Verzeichniß der für das Jahr 1872 vorgeschlagenen Ausgaben für Straßen, Wege, Brücken und Floßanstalten

Rappengrund Floßweiher im Seebachthale

Der obengenannte Floßweiher ist sehr baufällig. Die Steinkästen sind schon seit mehreren Jahren durch Sprießen gegen den Einsturz geschützt worden. Indessen ist der Steinkasten auf der linken Seite vom Wasser so unterwaschen, daß er umgebaut und verlängert werden muß. Zum Schutze des Steinkastens auf der rechten Seite sollen wieder Sprießen gestellt werden. Ferner müssen die Mastbäume und Säulen, so wie theilweise auch die Holzwand erneuert werden.

Die Kosten werden betragen:

- a. Für das Umsetzen des Steinkastens auf der linken Seite:
32' l 16' h 6' d = 3072 c' (82,94 CM [cubicmeter]) 154 f*
- b. Erneuerung der Mastbäume und Säulen, so wie theilweise Erneuerung der Holzwand.
Dazu sind erforderlich 28 Stämme und 3 Klötze mit 1440 c' (38,88 CM)
Holzwerth à 12 x p. c' 288 f
Arbeitslohn à 6 x p. c' 144 f*
- c. Für Fundamentierung des Steinkastens 25 f*
- d. Für unvorhergesehene Fälle 19 f*
- Zusammen 630 fl*

Rippoldsau 13. Februar 1872, Forstverwalter Ganter

Genehmigt, den 16. April 1872

Anhang X

FFA, Errichtung von Floßstraßen, Bau von Wasserstuben und Weihern etc. 1840-1956, Fürstlich Fürstenbergische Domänen Kanzley, Forstei Wolfach, Floßwesen, Vol. 1, Fasc. 1, 8. Juli 1870, Nr. 210, den Floßweiher im Grüßgott im hinteren Kaltbrunn betr.

Bis zum Jahre 1866 bestand im Grüßgottthale ein aus Holz und Steinen erbauter Floßweiher wie solche in früherer Zeit allgemein waren. Dieser Floßweiher wurde sehr baufällig, und man entschloß sich im Herbst 1866 einen neuen Weiher aus Quadersteinen und mit einer Aufzugwinde nach einer neuen und besseren Construction zu erbauen. Diese Anstalt entspricht den Anforderungen vollkommen, und das Eigenthum derselben steht der F. Standesherrschaft mit $\frac{3}{4}$ und dem Lindenwirth Alois Harter mit $\frac{1}{4}$ zu. Zur Beaufsichtigung und theilweisen Unterhaltung des Weihers und zur Abgabe von Weiherwassern, ist die Bestellung eines Aufsehers nothwendig.

Vor dem Jahre 1866 bestand keine eigentliche Aufsicht, nur für die Abgabe eines Weiherwassers an andere Bedürftige wurden 40 x Gebühr erhoben, und diese zur Entschädigung für die Bemühungen desjenigen überlassen, welcher den Weiher schloß und öffnete.

Im Jahre 1867, 1868 und bis 1. Juli 1869 wurde der neue Weiher von dem abgekommenen Waldhüter Markus Schoch besorgt, und demselben nach Herkommen die Gebühr mit 40 x für 1 Wasser zuerkannt. Nun wird aber beabsichtigt, wegen Beaufsichtigung und Besorgung des Weihers, sowie wegen Abgabe von Wasser und Erhebung einer Gebühr hiefür, eine bestimmte Ordnung einzuführen. Es sollte die Gebühr für 1 Wasser auf 1 fl angesetzt werden, wovon 30 x den Eigenthümern der Anstalt und 30 x dem Weiheraufseher zu gut kämen. Je nach dem im neuen Sommer mehr oder weniger Wasserklemme besteht, würden Wasser aus diesem Weiher zur Unterstützung der Flößerei bezehrt.

Die jährliche Zahl bewegt sich zwischen 12 und 18. Als Weiheraufseher passt der vom Weiher unweit entfernt wohnende Waldhüter Felix Mäntele am besten, und ist außer diesem Niemand vorhanden, dem dieser Dienst übertragen werden könnte.

Die Forstei hat mit dem Betheiligten Alois Harter einen Vertrag vereinbart, wie in Zukunft die Sache gehalten werden soll, [...]

Bogenschütz

Vertrag

Die Eigenthümer des Grüßgottweihers in Kaltbrunn, nämlich die Fürstl. Standesherrschaft Fürstenberg mit $\frac{3}{4}$ und Alois Harter in Kaltbrunn mit $\frac{1}{4}$, haben wegen Abgabe von Schwall- und Weiherwasser aus diesem Weiher an Unbetheiligte nachstehende Ordnung festgesetzt.

- 1. Dem Weiheraufseher ist die Abgabe von Weiherwasser in der Zeit erlaubt, wo nicht die Fürstl. Standesherrschaft oder Alois Harter das Wasser selbst brauchen. Für 1 Wasser wird bis auf Weiteres eine Gebühr von 1 fl von dem Empfänger erhoben.*
- 2. Der Weiheraufseher hat die abgegebenen Wasser der Zeitfolge nach in ein Verzeichniß einzutragen, welches er jährlich zweimal und zwar: am 1. Juni und am 1. Novbr: der Fürstl. Forstei Wolfach in doppelter Ausfertigung vorzulegen hat. – Eine Ausfertigung wird dem Alois Harter zugestellt und ihm der Einzug seiner Gebühren antheils mit 15 x für 1 Wasser überlassen. – Die andere dient der Fürstl. Verwaltung zum Einzug und Verwahrung ihrer Gebührenantheils mit 45 x für 1 Wasser.*

3. *Der Weiheraufseher verpflichtet sich, den Schlüssel zum Weiher gut zu verwahren, die Winde und das Thüirschloß in der Schmiere zu halten, das [...] der Weihertafel, das Schließen und Oeffnen des Weihers zu besorgen, und kleinere Verbesserungen an denselben vorzunehmen.*
4. *Der Weiheraufseher hat für seine Dienstleistungen jederzeit widerruflich für 1 Wasser 30 x zu fordern, und $\frac{3}{4}$ davon beim Rentamte Wolfach und $\frac{1}{4}$ bei Alois Harter zu erheben.*
5. *Der Fürstl. Waldhüter Felix Mäntele in Kaltbrunn wird in widerruflicher Weise als Weiheraufseher vorgeschlagen.*
6. *Die Fürstl. Forstei behält sich die Genehmigung Fürstl. Domänenkanzlei zu dieser Vereinbarung vor.*

Wolfach und Kaltbrunn den 3. Juli 1870

Anhang XI

FFA, Forst-Administration, FA Rippoldsau, Floßwesen I/1, Einrichtung von Floßstraßen, Bau von Wasserstuben und Wuhren, 1840–1891

Kosten-Berechnung zur Herstellung eines Stauwerks sammt Schleußen-Vorrichtung am Wildsee Gemeinde Schapbach, Revier Rippoldsau

A. Vorarbeiten

Die Aufnahme einer Situation der See samt Umgebung, so wie des jetzt bestehenden Ablasses, die Messung einiger Profile, wegen genauer Stellung des Stauwehres, welchen arbeiten sich Straßenmeister Neehr unterziehen will.

Diese Aufnahme kann kosten fl 45

für Tagelöhner; bei Vermessungsarbeiten, Absteckungen, für Pfähle, Latten und Nägel zum Proviliren 18

Summa ad A 63

B. Erdarbeiten sammt der Aushebung des alten Ablasses

Das ganze Stauwehr hat eine Länge von 136 Fuß, die Ausgrabungen unter dem verglichenen Gelände betragen bei 8' Tiefe und 13' Breite = 14,1 cub. Der schwierigen Ausgrabung wegen à 5 fl pro^{cub}Ruth 70 30

Nach Herstellung des Baues für das Hinterfüllen desselben auf beiden untern Flügeln und Planieren überhaupt 40

Summa ad B 110 30

C. Herstellung der Fundamente

Das Stauwerk wird auf Beton gegründet, welcher mit einer doppelten Spuntwand gegen Unterhöhlung gesichert werden soll.

Die Herstellung dieser Spundwand erfordert 28 Stück Leitpfähle, jeder 10' lang, 10" breit & 10" dick, von Forlenholz, zusammen 280 laufende Fuß.

Diese anzukaufen, abzulaugen, zu bearbeiten & zuzuführen à 10 x pr l Fuß:

f 46 40

Zwischen diese Leitpfähle sind 26fache Spuntplanken nothwendig, welche Planken 5“ dick, von verschiedener Breite & 7‘ lang sind. Das Fach enthält bei 9‘5“ Länge, 66,5 □‘ also 26 Fache = 1729 □‘. Diese Planken anzuschaffen und nach Vorschrift herzurichten à 8 x pro □‘

230 32

Zum Befestigen der Fache mit den Leitpfählen sind 560 l. Fuß Zangen erforderlich, welche 6 von Forlenholz sind zu und anzuschaffen, zuzurichten und zu befestigen kosten à 9 x der l. Schuh

84

An Eisenwerk sind nothwendig 28 Stück Pfahlschuhe für die Leitpfähle jeder 12 lb schwer sind 336 lb

28 Stück Schraubenbolzen sammt Muttern zum Befestigen der Zangen an die Leitpfähle à 5 lb pr. Stück

140 lb

40 Stück Klammern à 2,5 lb

100 lb

576 lb

zu 12 x pr. Pfund

115 12

476 24

Weitere Posten und Arbeiten werden aufgeführt, so etwa das Einrammen eines Gefaches der Spuntplanken sammt sorgfältigen Einrüstung, Gerüstholz, Pflöcklinge, Reparationen an der Ramme, Transport einer Ramme.

Beton-Fundamente.

Der Beton wird 3‘ tief 11‘ breit und für die ganze Länge des Baues eingetragen. Der Kubikinhalte beträgt 4732,8 c‘ oder in runder Summe 48 Kb. Ruth. Hiezu erforderlich, wenn nemlich der Kalk von Freudenstadt verwendet wird,

Auf 100 Theile 30 Th. Kalk, 22 Th. Sand, 48 Th. Steinschroppen.

Weitere Mengen und Posten: Fundamente und Mauerwerk in dem Ableitungskanal (30‘ lang, 3‘ tief, 7‘ breit), Untermauerung der Platten im Kanal.

Summe ad C

1216 fl 6 x

D. Herstellung des Stauwehrs

Beim alten, jetzt bestehenden Wehrbau ist die Entfernung der Kanalschwelle vom höchsten Wasserspiegel = 11‘2“. Das Project, worauf diese Kostenberechnung sich stützt, nimmt einen Höhenunterschied von 14‘; es wird danach der Wasserspiegel sich um 2‘8“ höher haben, als dies seither der Fall gewesen ist. Die obere Breite des Baues beträgt 4 Fuß mit beiderseits 1/5 Anzug, was zur Stabilität, also Solidität wesentlich beiträgt. Die obere Breite ergibt sich nach theoretischen Rechnungen zu 3‘2“2“. Um aber allen Zufällen zu begegnen, sind 4‘ angenommen, welche Dimension auch in Berücksichtigung des Kostenpunktes nicht zu stark gegriffen ist.

Der Querdurchschnitt dieser Mauern ist 95,2 □‘, danach der Kubikinhalte dieses Baues 12.947,2 c‘, oder in runder Summe 13 Kub. Ruthen.

Nimmt man nun an, daß der Bau beiderseits mit Quadern, was in der rauhen Gegend sehr nothwendig ist, verkleidet werden soll, und zwar mit einer 15“ starken Schichte welche alle 10 Fuß einen 3 Fuß tief eingreifenden Binder erhält, so haltet bei der Annahme von Schichten die unterste 2‘ hohe Schichte

218 Läufer 2‘ hoch 1,5“ dick

654 c‘

27 Stück Binder, jeder 2‘ hoch 2‘ breit und 3‘ lang

324

<i>Die Schichten von 15“ Höhe enthalten jede 237,5 c' Läufer, welche 15“ hoch 15“ dick sind, zusammen also 520,875 c', also in Schichten</i>	3646,1
<i>189 Stück Binder, jeder 15“ hoch, 15“ breit & 3' lang</i>	1275,7
<i>Hiezu oberste Schichte 15“ hoch, 4'3“ breit 126' lang</i>	877,2
<i>5 Reihen Gewölbsteine 17“ breit 9“ dick 7'5“ lang</i>	57,3
	6834,3
<i>Das Mauerwerk beträgt danach nach Abzug der Quader: 12947,2 – 6834,3 = 6112,9 cb</i>	
<i>Hinzu kommen noch Mauerwerk am Ableitungskanal, beiderseits 60' lang, 5' hoch, 3' obere Breite mit 1/5 Anzug giebt</i>	<u>1050 c'</u>
	7162,9 c'
<i>Dann Fundament der Treppen beiderseits</i>	
<i>8' lang 2' tief & 3' breit</i>	48 c'
<i>Mauerwerk der Treppen nach Abzug des hohlen Raumes</i>	<u>349 c'</u>
<i>Summa Mauerwerk</i>	7559,9 c'
<i>welche sammt Anschaffung des Sandes, der Steine und des Freudenstädter Kalkes kosten à 6 x pr: c'</i>	756 fl
<i>zu obigen Quadern</i>	6834,3
<i>kommen noch die Quadern der Treppen</i>	
<i>16 Stück Tritte 6'5“ hoch, 8“ breit & 3' lang</i>	24,9
<i>8 7“ 8“ 3'</i>	13,4
<i>Oberster Stein 6“ 3' 4'</i>	7,2
<i>Zu den Schlußhäuptern</i>	36,7
<i>Obere Schüze</i>	90,3
<i>Platten 3' breit 11' lang 7“ hoch</i>	23,1
<i>Pilaster 2'4“ 3' 3“</i>	23,2
<i>Jene Quadern, welche im Innern des Kanals verwendet werden, sind bei Anrechnung des Mauerwerks</i>	7074,1
<i>zu brechen, zu führen, zu bearbeiten & zu versezen à 18 x pr: c'</i>	<u>2121 fl 54 x</u>
<i>Summa ad D</i>	2877 fl 54 x

E. Vorrichtung zum Öffnen und Schließen

Das Heben der Schüzen geschieht mittels eines Triebhebels und einer verzahnten Stange. Ein solches Triebwerk kostet mit der 13 Fuß langen und 7 Fuß hohen verzahnten Zugstange

90 fl

Beschlag von Eisen an der Schüze sammt Fertigung der beiden Ohren zum Anfassender Zugstange, Lieferung der Bolzen,

dann der erforderlichen Nägel

20 fl

Lieferung von 14c' eichenen 3“ starken Flocklinge zur Schüze

à 18 x pr. □' 4 fl 12 x

Lieferung von 6'5“ 10/10 Eichenholz zum Schleißen à 1 f □'

6 fl 30 x

Zum Befestigen des Holms 2 Stück Schraubenbolzen,

jeder 16“ Länge, zusammen 28 lb sammt Verbleien à 18 x

8 fl 24 x

<i>Für das Befestigen im Einlassen des Getriebes, der Zugstange und Reguliren der ganzen Vorrichtung</i>	10 fl	
<i>Summa ad E</i>		139 fl 6 x
<i>F. Aufsicht & Unvorhergesehenes für Aufstellung eines Obmanns, welcher den Bau beaufsichtigen muß, zu 4 Monath Dauer à cf 1.30 x pr. Tag</i>	180 fl	
<i>Unvorhergesehenes</i>	30 fl	
<i>Summa ad F</i>		210 fl
[...]		
	<i>Gesamtsumme</i>	4616 fl 36 x

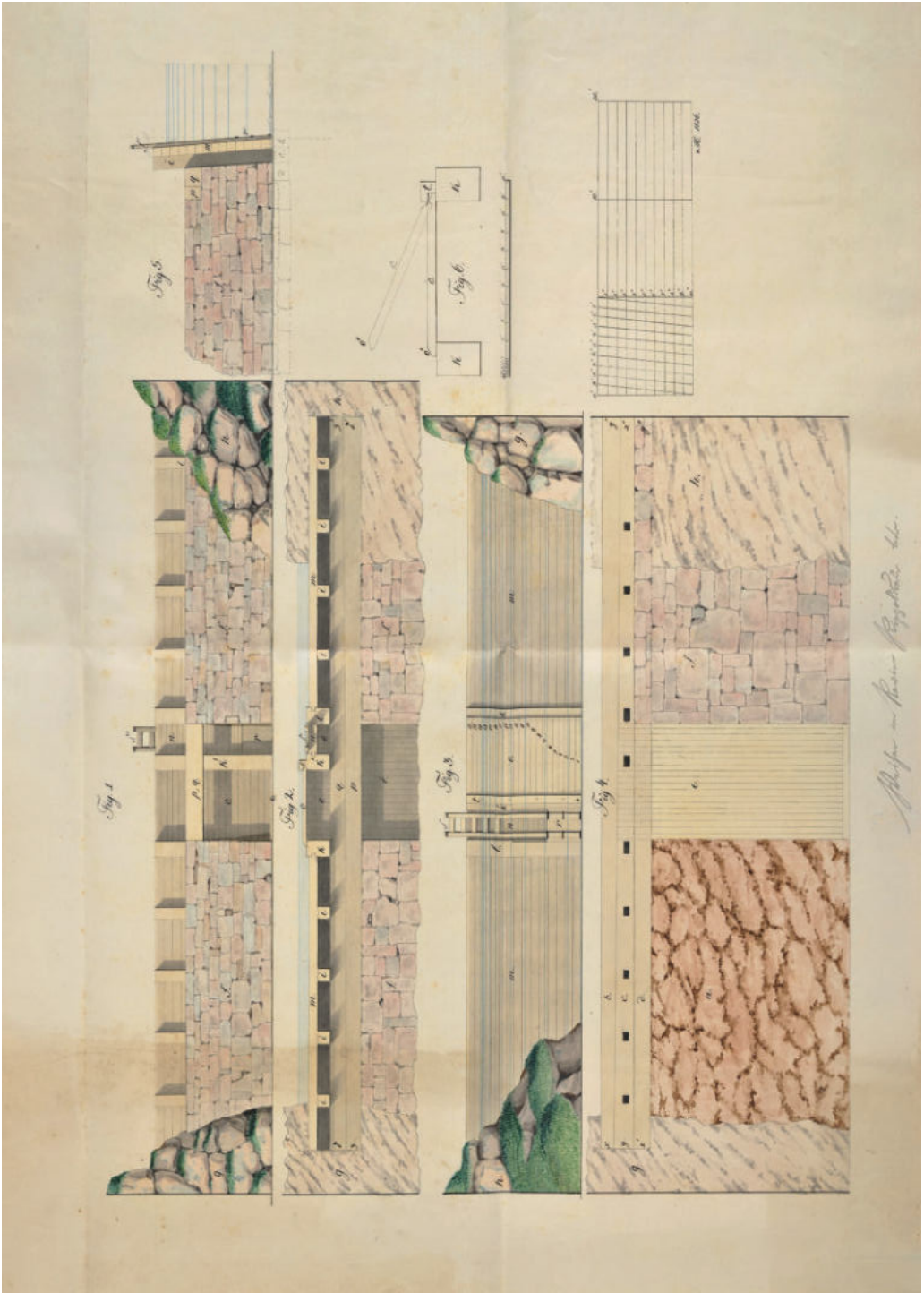
Anhang XII

FFA, Forestalia Amt Wolfach, Div. I, Vol IV, Fasz. 1, Weiher im Amt Wolfach, Kostenüberschlag eines Weihers, nebst einer Zeichnung, 1836

Der Weiher Fig. 1 ist 75' lang und 12 ½' hoch, er hält nach seiner wirklichen Lage (im Revier Rippoldsau) 22.320 cub.' Wasser.

Um die Beschreibung deutlicher zu machen, fange ich vom Grundriß Fig. 4 an:

Es muß die beliebige Fläche, welche man zum Legen der Schwellen b, c, und d und zum Legen des Grundbaues der zwei Steinkästen F, F Fig. 1, benöthigt, planirt werden, wie in a Fig. 4 angezeigt ist. Der Grund muß fest seyn, ist er Felsen, so ist es auch vorzuziehen auf solchem zu bauen. Ist die Fläche a, welche hier nur auf der einen Seite angezeigt ist, bei gehöriger Festigkeit, fertig, so macht man für die 3 Schwellen, welche unsere Weiherbauer Pritschen nennen, eine Vertiefung, nach der Stärke derselben. Hier ist die mittlere Stärke, jedes Stammes 16", bei einer Länge von 76', jeder dieser Stämme muß so gelegt werden, daß alle mal das schwache Ende des einen Stammes z. B. des b, schwaches Ende x angelegt, an das starke Ende g des Stammes c'; und so das schwache x' des d Stammes, an g des c' Stammes angelegt werde. Es wird dadurch bewerkstelligt, daß: 1. die [...] Stämme durch das Behauen nicht geschwächt und 2. die Dimensionen $xyx' = y'x''y''$ werden. Die mittlere Schwelle c' muß wo möglich die stärkste seyn, damit man die Zapfenlöcher, ohne den Stamm zu schwächen, für die Säulen anbringen kann. Sind die 3 Schwellen an einander angepaßt, und eingesenkt (wenn solche im weichen Boden liegen, an mehreren Orten mit eichenen Nadeln angeheftet; sind selbe aber im Felsengrund mit Steinen verkeilt), so wird der Steinkasten f' solid, bei gehöriger Grundtiefe gebaut, und die trockene Mauer auch über die Schwellen aufgeführt, wie auf der rechten Seite der Figur 4 zu sehen ist. Die Schwellen müssen länger als die Mauer in das rechte und linke Ufer eingemacht werden, wie in dem Felsen g und h zu ersehen ist. e ist eine Pritsche, welche aus schwachem Holze erbaut ist, und über welche das durch die Schütze und durch die Plöcklingwand o Fig. 1, 2 und 3, strömende Wasser läuft. Diese Pritsche gehet über die Schwellen d u. c', damit solche geschert werden. Die Steinkästen richten sich nach der Breite des Thales in welchem ein Weiher der Art gebaut wird, je weiter das Thal desto breiter die Steinkästen, welche dazu bestimmt sind, den ganzen Weiher zu halten. Bei diesem Weiher ist die Breite f, f' der Steinkästen bei f 27', bei f' 22', mittlere Breite, und die Tiefe Fig. 5 f' muß 30' seyn, und die Höhe beider (außer dem Bocke): q'. daher braucht man für den



Kasten *f* beiläufig 33 Kub. Klafter, und für den Steinkasten *f'* 27 Kub. Klafter Stein. Die Seite der Wand, welche gegen die Säulen gehet, muß eine schwache Neigung gegen den Steinkasten (zu) bekommen, wie bei Fig. 5 erklärt wird.

Sind die Steinkästen [...] gegen die Weiher-Wand fertig, so legt man 2 Mastbäume, gleich horizontal mit den Steinkästen, und auf solche selbst, wie *pq* Fig 1, 2 und im Querschnitt Fig 5 ersichtlich ist. An diese 2 Mastbäume lehnen sich die Säulen *i* und *k*, und sie müssen, durch ihre Elasticität, dem schnellen plötzlichen Druck des Wassers auf die Holzwand, von dieser auf die Säulen mindern, der oft bei starkem Anschwellen des Wassers stark wird; auch wird der Druck durch die Länge dieser 2 nebeneinander liegenden Hölzer gleichförmiger gegen die Steinkästen vertheilt, und endlich stützen sich die Säulen *k* auf diese Mastbäume. Dieselben müssen so lang wie die Schwellen seyn, ebenso gelegt werden, *d* zu *z* und *d'* zu *z'*, auch die Stärke ist dieselbe.

Jetzt kommen die Säulen *i*, *k* u. 1 Fig 1, 2 und 5. Diese müssen wo möglich von festem Holze seyn. Die Säulen *i*, 8 an der Zahl, sind 10“ im □ stark und 12,4' hoch, sie müssen den Zapfen, wie die Zapfenlöcher anzeigen, wenigstens 5“ lang haben. Eine Säule von der anderen muß 5' entfernt seyn, und nur 3' über die Mastbäume hervor sehen. Die Säulen *kk'*, weil selbe mehrere Falzen bekommen, müssen 16 und 23“ im □ haben. An die Säule *k'*, inwendig Fig 3 und Fig. 2 muß von einem separaten Holz ein Falz *t* angenagelt werden, in welche die Plöckling *o* eingeschoben werden können.

Nun kommt die hölzerne Wand *m*, welche aus mehreren 9“ starken, und nach Bedürfniß langen (wie die Mastbäume lang) Hölzern besteht. Diese werden auf einander gesetzt, die Enden in die Uferwände eingegraben, mit Letten verstampft und an die Säulen angenagelt. Die Zwischenräume inwendig Fig. 3 mit Moos gut verstopft; die Wand *n* ob der Schütze in die Säulen *k'* eingelassen, mit Moos verstopft. Inwendig im Weiher wird die Schütze *r* an eine [...] Leiter befestigt, deren Sproßen oben zum Heben der Schütze mit einem hölzernen Hebel bestimmt sind. Die Schütze selbst läuft in einer Nuth, ist aber nicht daran befestigt; [...] schiefe Lage, verbunden mit dem Druck des Wassers lassen sie aus ihrer Lage nicht kommen. Beim Heben derselben kann man oben von der Wand *n* mehrere Hölzer wegnehmen, daß man den Hebel unterstützen kann. Ist der Weiher abgelassen und man will ihn wieder füllen, so muß auch die Schütze ringsherum mit Moos gut verstopft werden.

Endlich kommen die sogenannten Pflöckling, oder das Thor des Weihers, welches, wenn es geöffnet ist, als [...] für Schnitt- oder Langholz gebraucht werden kann. Es sind dieses eine Anzahl 5“ im Quadrat gehauene 9' lange Hölzer, welche an beiden Enden etwas zugehauen werden. Jedes Stück ist für sich selbst, und wird auf da andere loose gelegt. Man nimmt, wenn der Weiher leer ist, den Pflöckling 1, Fig. 3 *o*, schiebt ihn hier + in die Falz *t*, und legt ihn an die Saule *k* an, nimmt den Pflöckling 2, verfährt wieder so und legt ihn auf Pflöckling 1, und so verfährt man mit allen bis die ganze Wand hinauf zu aufgesetzt ist (und der 21ste Pflöckling aufgesetzt ist). Jezt verstopft man alle Fugen zwischen den Plöcklingen und in den Falz *t*, wo die Pflöckling eingeschoben sind, mit Moos. Wird der Weiher voll, und man will entweder wegen großem Wasser; oder sonst aus einer Ursache viel Wasser abgeben lassen, so stößt der Weiherwärter bei *o'* Fig. 6 mit einem Hebeisen an, daß der Pflöckling 21 im Wasser fallen muß, aus der Nuth bei *t* herausfällt, und entweder vom Weiherwärter aufgefangen, oder über Land geflößt wird, wo er durch einen Rechen, den man anwenden kann, vorn in der Pritsche *c* Fig 1 aufgefangen werden kann. Da das starke Ablassen des Wassers, bei der Anwendung dieses Weihers zu [...] Zwecken selten nothwendig ist, und es sich nur darum handelt einen Wasserfang zu haben um eine Maschinerie zu be-

treiben: so dürfte sehr zweckmäßig seyn, ein Gerinn in dem Schützenloch anzufertigen, durch welches das Wasser in beliebiger Quantität zu beliebigen Zwecken verwendet wird.

Fig. 5 zeigt den Querschnitt des Weiher, die Buchstaben bezeichnen, durch Vergleich mit den anderen Figuren, den jedesmaligen Gegenstand. Bei der hier bemerkten Höhe des Weiher, nemlich bei $12 \frac{1}{2}$ ’, ist für die Neigung der Wand m, bei dessen Höhe, 11“ Abweichung von der Senkrechten (oben). Diese Abweichung kann bei allen Höhen beibehalten werden, weil sonst eine größere Neigung das Ziehen der Schütze erschweren würde; denn diese Neigung ist nur wegen den Pflöcklingen gemacht, weil selbe nicht aufeinander stehen, sondern weggespült würden.

Daß Fig. 2 die Ansicht des oberen Gehölzes und Vorrichtung ist, bedarf keiner weiteren Erleuterung.

Fig. 3 ist die Wasserseite.

Da nun das Lokale, wo ein oder mehrere solche Weiher angebracht werden sollen, nicht bekannt ist, so habe ich nur zu bemerken, daß, wenn es möglich ist, das Thal nicht allzuweit seyn sollte, weil man sonst die Steinkästen zu groß machen müßte, eine beträchtliche Weite aber keines Weges ein Hinderniß ist. Dann sollte so viel als möglich felsigtes Terrain benützt werden, weil Its der Grund fest ist, die Steine sich nicht so leicht auswaschen lassen, 2ts man beim Einsetzen der Schwellen, Pritschen und der Wand Materiale gewinnt und 3ts das Letztere auf diese Art in der Nähe gebrochen werden kann. Auch wenn es möglich ist, sollte der Weiher in der Nähe eines Waldes, der im Hieb ist, gebaut und die Schwellen b, c, d und h und Hauptsäulen k, k’, l von Eichenholz genommen werden.

Kosten-Ueberschlag dieses Weiher, welcher 1833 gebaut wurde. (Preise sind nicht genannt, Aufstellung unvollständig)

3 Schwellen, 16“ mittlerer Durchmesser, 76’ lang
2 Mastbäume, 16“, 76’ lang
3 Säulen, 16 bis 23“□ stark, 13’ lang
8 Säulen, 10“□ stark, 13’ lang
31 Wandhölzer, 9“□ stark, 32’ lang
20 Pritschbäume, 6 bis 8“ mittl. Durchmesser, 30’ lang
21 Plöcklinge, 5“□, 9’ lang
1 Sägklotz, 10“ mittl. Durchmesser, 20’ lang

Vom Fällen, Zimmern des Bauholzes, von 89 Stamm je Akkord	45 f
Von Steinbrechen, 60 Kub.Klft u. Aufmauern beider Steinkästen	360 f
Vom Zuschlitten derselben od. Transport zu Wegen	
Vom Anfertigen des Weiher sammt Grundgraben	50 f
Vom Transport des Holzes	

Rippoldsau den 17. Jänner 1836

Spuren struktureller Umbrüche im Landschaftsbild

Entwicklung der Wiesentäler Textilindustrie am Beispiel von Zell i. W. mit Atzenbach

Cornelia Korff und Bernhard Mohr

1 Einleitung

Im 19. und 20. Jahrhundert hat sich das Große Wiesental zu einem der am stärksten industrialisierten Schwarzwaldtäler entwickelt. Heimgewerbliche Flachsspinnerei und Leinwandweberei sowie nachfolgend die hauptsächlich von Schweizer Unternehmern aufgebaute Baumwollverarbeitung im Verlagssystem hatten hier bereits vorindustriell Fuß gefasst, und es war am Hochrhein und im Wiesental eine vom Textilgewerbe geprägte Region entstanden. Der industrielle Umbruch veränderte die Wirtschafts- und Sozialstrukturen sowie den Lebensalltag der Bevölkerung und formte das Siedlungs- und Landschaftsbild gründlich um. Aus einer bäuerlich-kleingewerblichen wurde in wenigen Jahren rasch eine hochgradig industriell überprägte Kulturlandschaft. Strukturelle Umbrüche kennzeichnen die Entwicklung bis in die jüngere Vergangenheit: Mit dem Niedergang der ehemaligen Leitindustrie ab den 1970er Jahren setzte ein neuerlicher Strukturwandel im Tal ein.

Die historischen Umbrüche des 19. Jahrhunderts sind in Landschafts- und Ortsansichten des aus Stühlingen stammenden Malers Johann Martin Morat (1805–1867) in vielen Einzelheiten festgehalten worden. Aus der Perspektive der geografischen Kulturlandschaftsforschung sind aus den präzisen Ansichten die Entwicklungsschritte vom Heimgewerbe zur Manufaktur und die Prozesse zur Industrialisierung herauszulesen. Ausgehend von den Gouachen, die Morat von Zell i. W. und Atzenbach in einer Zeit rasanter Veränderungen angefertigt hat, sollen im vorliegenden Beitrag auch die folgenden strukturellen Umbrüche und Entwicklungen mit historischen Fotografien und Dokumenten belegt werden. Bis ins ausgehende 20. Jahrhundert prägten manche schon von Morat überlieferten Zeugnisse das Siedlungs- und Landschaftsbild und finden sich teils noch heute als Relikte. Der Beitrag spannt mit den Beispielen von Textilunternehmen in Zell und Atzenbach den Bogen von den Anfängen bis zum Ende der ehemaligen Textil-Leitindustrie und zeigt die Unternehmensentwicklungen und ihre Raumwirksamkeit auf. Abschließend veranschaulichen Fotografien, welche gewerblichen Elemente aus J. M. Morats Zeit überdauert und welche Nachnutzungen die brachgefallenen Industrieareale erfahren haben.

2 Johann Martin Morats Landschafts- und Ortsansichten als historisch-geografische Quellen

Die Wirkungszeit des 1805 in Stühlingen geborenen und 1867 dort gestorbenen Malers Johann Martin Morat fällt in die Zeit der dramatischen wirtschaftlichen Umbrüche, in denen sich die bäuerlich-gewerbliche Kulturlandschaft des Großen Wiesentales zu einer industriellen wandelte

und kleinbäuerliche Familien, die in Heimarbeit Baumwolle versponnen und verwoben hatten, zu Arbeitern und Arbeiterinnen in Fabriken wurden. Der Maler, der von seinem Heimatort aus viele Reisen in südbadische Regionen und Schweizer Kantone unternahm, um Landschafts- und Ortsansichten anzufertigen, reiste auch mehrfach ins Große Wiesental und war somit Augenzeuge von solchen Veränderungen.¹ Morat war bestrebt, wirklichkeitsgetreue Ansichten von Städten, Orten, Burgen und Landschaften zu schaffen. In seinen Gouachen legte er keinen großen Wert auf besonders reizvolle Landschaften oder auf historisch bedeutsame Orte, sondern erfasste alle seine Motive aus der Lebens- und Arbeitswelt mit gleicher Objektivität. So blendete er auch die nahezu aus dem Boden gestampften und in wenigen Jahren erbauten neuen Fabrikgebäude nicht romantisierend aus, sondern dokumentierte die Zeugnisse der neuen Wirtschaftsepoche ebenso detailliert wie die landwirtschaftlich genutzte Umgebung und die Siedlungen.²

Der Wert von Morats Ansichten als historisch-geografische Quellen liegt zum einen darin begründet, dass er sich mit Ausnahme der stilisierten künstlerischen Rahmungen aus Büschen, Bäumen, Felsen und Personen im Bildvordergrund seiner Ansichten keine künstlerischen Freiheiten im Sinne von Weglassen, Zufügen oder Verändern von Elementen erlaubte, sondern nahezu fotografisch präzise Abbildungen schuf.³ Zum Zweiten unternahm er mehrfach Reisen in manche seiner Zielgebiete, wobei er zwischenzeitlich erfolgte Veränderungen am Gebäudebestand sowie an Wald- oder Landwirtschaftsflächen in seine ursprünglichen Ansichten mit aufnahm und so die Entwicklungen in den jüngeren Fassungen festhielt.⁴

Von Morat stammen vielfach die frühesten detailgetreuen Ortsansichten vor Einführung der Fotografie. Sein Werk ist aufgrund der gewissermaßen fotografischen Genauigkeit eine „[...] topographische Quelle von immenser Bedeutung und als solche oft noch nicht wirklich ausgeschöpft worden“.⁵ Jegliche, auch zunächst als unscheinbar wahrgenommene Details können den Ansichten entnommen werden.⁶ Sie bilden für diesen Beitrag eine wichtige Grundlage.

Die Standorte Morats liegen meist erhöht an Hängen oder auf Erhebungen und zeigen die Orte bzw. Gebäude aus mittlerer Distanz sowie die Landschaft im Bildhintergrund aus der Ferne als Panorama. Um dabei wirklichkeitsgetreue Abbildungen und größte Präzision auch bei kleinsten Details in der mittleren Distanz zu erreichen, muss Morat unterschiedliche Perspektiven bzw. Maßstäbe für die ferne Landschaft des Bildhintergrundes einerseits und für die eigentliche Ortsansicht andererseits verarbeitet haben. Die Siedlungen sind mit ihren Gebäuden, Straßen und sonstigen Elementen größer dargestellt, als es in Bezug zur Landschaft im Bildhintergrund der Realität entsprechen würde.⁷ Ungeachtet dieser Vergrößerung müssen J. M. Morats Bilder mit der Lupe „gelesen“ werden, um die ganze Fülle nutzbarer Informationen zu erfassen. Für die Elemente und Strukturen der Siedlungen hat Morat wiederum einen einheitlichen Maßstab gewählt,

¹ FELIX REUSSE, Orte werden Bild. Johann Martin Morat malt Südbaden, in: Blauer Himmel über Baden. Ortsansichten des 19. Jahrhunderts von Johann Martin Morat, hg. von FELIX REUSSE für die Städtischen Museen Freiburg, Augustinermuseum, Ostfildern 2019, S. 9. Vgl. dort auch die Karte im Umschlag innen, vorne.

² Ebd., S. 15.

³ GUSTAV HÄUSLER, Der Maler Johann Martin Morat aus Stühlingen: 1805–1867, in: Mein Heimatland. Badische Blätter für Volkskunde, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung und Kunst 25, H. 2 (1938), S. 274; REUSSE, Orte werden Bild (wie Anm. 1), S. 15.

⁴ REUSSE, Orte werden Bild (wie Anm. 1), S. 11.

⁵ Ebd., S. 9.

⁶ Z. B. ist die Anzahl der Fenster auf der Vorderfront (198) und auf der Giebelfront (17) der Spinnerei Atzenbach exakt wiedergegeben (vgl. Abb. 28 und 54).

⁷ REUSSE, Orte werden Bild (wie Anm. 1), S. 15.

sodass auf dieser Ebene keine Einzelheiten stärker hervorgehoben werden. Möglicherweise hat Morat mit einem Fernglas gearbeitet,⁸ denkbar wäre aber auch, dass er bei Ortsrundgängen gewonnene Detailkenntnisse der Nahsicht in die im Bild verwendete Distanzsicht eingearbeitet hat. Auch mehrere Standorte in verschiedenen Höhenlagen einer Fluchtlinie sind möglich.⁹ Die vertiefende Auseinandersetzung mit den Ortsansichten J. M. Morats im Abgleich mit historischen Dokumenten während der Arbeiten am vorliegenden Beitrag bestätigt die Annahme, dass Morat die gezeigten Siedlungs- und Landschaftsstrukturen sowie deren Details klar erfasst und nichts zugefügt oder erfunden hat.

Morats Technik, zunächst Federzeichnungen anzufertigen, die später teils mit Aquarell-, sonst mit deckenden Gouachefarben koloriert wurden, und die als Pauszeichnung oder als Lithografie leicht zu vervielfältigen waren,¹⁰ ermöglichte es ihm, dieselbe Ansicht mehrfach anzufertigen und nach Bedarf zu aktualisieren: Nachträgliche Federstriche in älteren Gouachen, die Korrekturen oder Änderungen anzeigen, verdeutlichen sein Vorgehen.¹¹ Solche Einzeichnungen machte Morat auf dem Bild von Zell aus den Jahren 1856–1858, die er auf seine letzte Gouache von 1864 übertrug (vgl. Abb. 10, 23 und 26). Aus der zeitlichen Abfolge der verschiedenen Ausführungen einer Ansicht des jeweiligen Orts lassen sich Schritte der Siedlungs-, Wirtschafts- und Kulturlandschaftsentwicklung herauslesen. Dabei erweist sich als Schwierigkeit, dass Morat seine Bilder nicht datiert hat. So lassen sich diese Quellen nicht ohne weiteres Zusatzmaterial landeskundlich analysieren. Jedoch gestützt auf historische und geografische Veröffentlichungen zur Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte des Großen Wiesentales sowie auf Orts- und Unternehmenschroniken, auf historische Dokumente und Fotografien usw. werden J. M. Morats Gouachen zu ausgesprochen präzisen Zeitzeugnissen. Der Vergleich der zu unterschiedlichen Zeiten angefertigten Ansichten mit historischen Dokumenten und landeskundlichen Beschreibungen erlaubt dann doch eine einigermaßen sichere Datierung, indem Zeitspannen eingegrenzt werden können, in denen sie entstanden sein müssen.

Von Zell i. W. und Atzenbach existieren jeweils mehrere Exemplare derselben Ansicht, die im Detail Unterschiede im Gebäudebestand aufweisen. Gerade mit solchen Erweiterungen, Umbauten und neuen Gebäuden dokumentiert Morat den Übergang von den im Ortsbild teils noch unauffälligen Manufakturen zu den ersten mechanischen Fabriken sowie deren technische Weiterentwicklung durch Nutzung der Dampfkraft.

⁸ Ebd., S. 15.

⁹ Beispielsweise wäre ein Detail in einer Ansicht von Zell vom einigermaßen gesicherten Standort Morats nicht sichtbar gewesen: das Dachgeschoss der Spinnerei Atzenbach mit rauchendem Schornstein im Bildhintergrund (vgl. Abb. 23 und 24). Von einem höher gelegenen Standort aus muss die Fabrik jedoch erkennbar gewesen sein, wie eine historische Fotografie belegt. Heute ist die Aussicht an diesem Standort weitgehend zugewachsen, außerdem das Fabrikgebäude längst abgerissen.

¹⁰ Gustav Häusler nimmt an, dass Morat zunächst die Federzeichnung als Lithografie übertrug, deren Abdrucke dann koloriert wurden, und schreibt von „Moratschem Vervielfältigungsverfahren“, GUSTAV HÄUSLER, Stühlingen. Vergangenheit und Gegenwart, Stühlingen 1966, S. 188. Nach Reuße spricht viel dafür, dass Morat zum Anfertigen weiterer Exemplare häufig Federzeichnungen im Pausverfahren nachgezeichnet hat, REUSSE, Orte werden Bild (wie Anm. 1), S. 16 f.

¹¹ REUSSE, Orte werden Bild (wie Anm. 1), S. 68.

3 Überblick über die Entwicklung der Wiesentäler Textilindustrie

3.1 Von der vorindustriellen Hausspinnerei und -weberei zum frühkapitalistischen Verlagssystem im Oberen Wiesental

Die im Oberen Wiesental im hohen und ausgehenden Mittelalter durch den Bergbau stark angewachsene Bevölkerung war nach dessen Niedergang gezwungen, sich neue Erwerbsquellen durch Aufnahme handwerklicher bzw. heimgewerblicher Tätigkeiten als Nebenerwerb zu erschließen, denn die bäuerlichen Kleinbetriebe reichten meist nicht aus, um den Lebensunterhalt zu erwirtschaften. Landwirtschaft wurde einerseits von der geringen Betriebsgröße und andererseits von den steilen Hanglagen des glazial überprägten Oberen Wiesentals sowie den klimatischen Bedingungen erschwert. Parzellen für den Anbau von Roggen und Kartoffeln, etwas Sommergerste und Hafer im Wechsel mit Grünlandnutzung wurden auf siedlungsnahen, nicht allzu steilen Hängen angelegt, die Talsohlen blieben den für die Winterfuttergewinnung wertvollen Wiesen mit künstlicher Bewässerung durch Gräben vorbehalten.¹² Gemeinschaftlich wurden die Allmenden in den höheren Lagen beweidet. Dringend erforderliche zusätzliche Einkommensquellen fand man in der Holzverarbeitung (insbesondere im obersten Wiesental im Raum Todtnau) sowie in der heimgewerblichen Textilproduktion (vor allem in der ehemaligen Vogtei Zell).

Heimische Rohstoffe wie Flachs, Hanf und in geringerem Maße Wolle wurden für den Eigenbedarf und darüber hinaus als Zusatzerwerb besonders im Winter auf den kleinbäuerlichen Höfen mit dem Spinnrad und dem Handwebstuhl versponnen und verwoben. Die bäuerliche Bevölkerung war daher bereits mit Spinnen und Weben vertraut, als Schweizer Unternehmer – z. B. aus Zürich und Basel – auf Basis ihrer Kapitalausstattung und weitgespannter Handelsbeziehungen ab dem späten 17. Jahrhundert im Oberen Wiesental begannen, das Textilgewerbe im Verlagssystem aufzubauen, und so das Textilheimgewerbe aufblühen ließen. Importierte Baumwolle wurde im Auftrag der Schweizer Verleger in Lohnarbeit, überwiegend von Frauen und Kindern, verarbeitet. Zwischen Verleger und heimgewerblicher Bevölkerung waren üblicherweise Fergger als die eigentlichen Organisatoren des Transports von Rohstoffen und fertigen Waren sowie der Abrechnung und Bezahlung der Heimarbeit geschaltet.¹³ In Zell i. W. förderte Meinrad Montfort ab Mitte des 18. Jahrhunderts zunächst als Fergger für Schweizer Unternehmer, dann als selbstständiger Verleger den Ausbau der heimgewerblichen Textilproduktion und errichtete ab den 1770er Jahren sowohl eine Handspinnerei, eine Handweberei sowie eine Naturrasenbleiche. Ein Großteil der Bevölkerung im Wiesental und am Hochrhein war um 1790 für Montfort tätig. Fertige Tücher wurden in Lörrach, Basel und Mulhouse bedruckt.¹⁴ In Lörrach war, gefördert durch die markgräfliche, merkantilistisch ausgerichtete Wirtschaftspolitik, eine Kattundruckerei

¹² Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B. Gemeindebeschreibungen Kandern bis Zell im Wiesental, bearbeitet von der Abteilung Landesbeschreibung des Staatsarchivs Freiburg, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Lörrach (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), Sigmaringen 1994, S. 902.

¹³ RICHARD DIETSCH, Die industrielle Entwicklung des Wiesentales bis zum Jahre 1870. Wirtschaftsgeschichtliche Studien, Schopfheim 1937, S. 16 ff.

¹⁴ Ebd., S. 18 ff.

(Indiennefabrik) des Fabrikanten Johann Friedrich Küpfer aus Bern mit Beteiligung weiteren Schweizer Kapitals bereits 1753 als erste badische Textilmanufaktur gegründet worden.¹⁵

Einschneidende Rückschläge im Wiesentäler Heimgewerbe sowie bei der ersten von Montfort im Oberen Wiesental gegründeten Manufaktur wurden durch die wirtschaftlichen und territorialen Umbrüche an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verursacht, als Absatzmärkte durch Einfuhrverbote und Schutzzölle wegbrachen, billige englische Ware zur übermächtigen Konkurrenz wurde, später die Kontinentalsperre den Bezug der Rohbaumwolle erschwerte und die Spinnmaschine die Handarbeit zu verdrängen begann.¹⁶ Bis auf die weiterhin von Montfort betriebene Rasenbleiche fiel seine Textilproduktion in den Jahren 1806/1807 diesen Schwierigkeiten zum Opfer.¹⁷

3.2 Frühindustrialisierung: vom Heimgewerbe zur Manufaktur

Mit dem Ausbau des Textilheimgewerbes im Verlagssystem einhergehend kam es ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einzelnen Manufakturgründungen (Abb. 1). Zu ihnen zählten die oben erwähnte Handspinnerei und Handweberei Montforts in Zell i. W., ebenso wie zwei nach 1800 dort erfolgte Fabrikgründungen von Rümmele und Philipp sowie von Joseph Peter Stib, die aber die wirtschaftlich schwierigen Zeiten zu Beginn des 19. Jahrhunderts ebenfalls nicht überstanden.¹⁸ Bedeutsam für Fabrik- und Filialgründungen im Oberen Wiesental wurde hingegen die Neugründung des Mulhouser Stoffdruckfabrikanten Koechlin und der Gebrüder Merian (Merian & Koechlin), die aus der Kattundruckerei von Küpfer in Lörrach 1808/1809 hervorgegangen war. Diese Kattundruckerei wurde durch Filialen um die vorgelagerten Produktionsstufen erweitert, weil die Druckerei und die Färberei ihren steigenden Bedarf an Baumwolltuch nicht mehr aus der heimgewerblichen Fertigung decken konnten: 1819/1820 errichtete Peter Koechlin eine Handweberei mit 250 Webstühlen in Zell i. W. Als weitere Filialen baute er eine Weberei in Steinen sowie 1822 eine in Schönau auf.¹⁹ In Todtnau waren es die Brüder Johann Michael und Meinrad Thoma, die ebenfalls zunächst als Verleger tätig gewesen waren, dann aber in den Jahren 1828 und 1829 sogar schon die ersten mechanischen Spinnereien im Wiesental einrichteten.²⁰ Von letzteren beiden Ausnahmen abgesehen, waren die frühen Gründungen noch auf die menschliche Arbeitskraft am Handwebstuhl angewiesen und beschäftigten einen überwiegend männlichen Arbeitskräftestamm in einem fabrikartigen Gebäude, daneben weiterhin bäuerliche und auch handwerklich tätige Bevölkerung, zumeist Frauen, dezentral in Heimarbeit.

¹⁵ HELMUT BERTELMANN, Die Anfänge der Industrialisierung im Lörracher Raum, in: Das Markgräflerland 43, H. 2 (1981), S. 187–230, hier S. 198 [<http://dl.uib.uni-freiburg.de/diglit/markgraeflerland>].

¹⁶ JOHANN BAPTIST TRENKLE, Geschichte der Schwarzwälder Industrie von ihrer frühesten Zeit bis auf unsere Tage, Karlsruhe 1874, S. 246.

¹⁷ THEODOR HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental, mit Originalzeichnungen und künstlerischem Buchschmuck von Karl Thoma und photographischen Aufnahmen von Wilhelm Roßwoog, Zell i. W. 1922, S. 226 f.

¹⁸ Ebd., S. 226 f.

¹⁹ PIRMIN ROTTLE, Die Zeller Textilindustrie in der Gründerzeit. Das Köchlin'sche Fabrikunternehmen auf dem „Aiele“ und am „Mühlteich“, in: Das Markgräflerland 54, H. 1 (1992), S. 18–47, hier S. 22 [<http://dl.uib.uni-freiburg.de/diglit/markgraeflerland>].

²⁰ DIETSCH, Die industrielle Entwicklung des Wiesentales (wie Anm. 13), S. 46 f.



Abb. 1: Gründung erster Textilmanufakturen im Großen Wiesental, in Staufen und St. Blasien vor 1834. Kartografie: Birgitt Gaida, Entwurf Cornelia Korff, verschiedene Quellen: BERTELMANN, Die Anfänge der Industrialisierung (wie Anm. 15); DIETSCHKE, Die industrielle Entwicklung des Wiesentales (wie Anm. 14); HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental (wie Anm. 17); HUMPERT, Das Wiesental (wie Anm. 39); Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12); ROTTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19); TRENKLE, Geschichte der Schwarzwälder Industrie (wie Anm. 16); Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.

3.3 Umbruch zu industriellen Strukturen

3.3.1 Die Gründungswelle nach dem Zollanschluss Badens 1836

Eine die weitere Entwicklung der Textilproduktion zur Leitindustrie fördernde regelrechte Gründungswelle erfasste ab 1836 nach dem Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein das gesamte Wiesental sowie auch die Hochrheinachse (Abb. 2). Kapitalkräftige Schweizer Unternehmer waren in der Textilproduktion führend und hatten bereits das vorindustrielle Verlagsystem kontrolliert, während sich sowohl im markgräflichen als auch im vorderösterreichischen Wiesental trotz fördernder Wirtschaftspolitik – einzelne Fabrikanten ausgenommen – kein kapitalkräftiges Unternehmertum hatte ausbilden können.²¹ Politische Grenzen schränkten bis ins frühe 19. Jahrhundert den Handel und Transport von Rohstoffen, Tüchern und Waren zur Weiterverarbeitung

²¹ DIETSCHKE, Die industrielle Entwicklung des Wiesentales (wie Anm. 13), S. 14 ff.

zwischen Baden und der Schweiz sowie allgemein die Absatzmärkte für Schweizer Baumwoll- und Seidenerzeugnisse nicht wesentlich ein. Auch nach Gründung des Großherzogtums behinderten die verschiedenen, aufeinanderfolgenden badischen Zollgesetze wegen Ausnahmen für Textilprodukte die Verflechtungen in der Textilwirtschaft zunächst nicht sonderlich. Mit dem Beitritt Badens zum Zollverein fiel jedoch der wichtige deutsche Absatzmarkt für Schweizer Unternehmer durch hohe Schutzzölle – bis zu 80 % des Warenwertes – weg.²² Die Schweizer reagierten, teils schon im Vorfeld des erwarteten Beitritts, ab 1835/1836 innerhalb weniger Jahre mit zahlreichen Unternehmens- und Filialgründungen jenseits der Grenze (s. Abb. 2) und konnten dabei auf das Reservoir der im Spinnen und Weben geschulten, aber gering entlohnerten und Not leidenden Arbeitskräfte zurückgreifen.²³



Abb. 2: Standorte der Textilindustrie im Großem Wiesental und am westlichen Hochrhein um 1920. Kartografie: Birgitt Gaida, Entwurf Cornelia Korff, verschiedene Quellen: BERTELMANN, Die Anfänge der Industrialisierung (wie Anm. 15); DIETSCH, Die industrielle Entwicklung des Wiesentales (wie Anm. 14); HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental (wie Anm. 17); HUMPERT, Das Wiesental (wie Anm. 39); Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12); ROTTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19); TRENKLE, Geschichte der Schwarzwälder Industrie (wie Anm. 16); Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.

²² Ebd., S. 54 ff.

²³ Ebd., S. 57.

3.3.2 Sprung in die Industrialisierung: Mechanisierung auf Basis der Wasserkraft

Der Sprung in die Industrialisierung wurde auch produktionstechnisch und organisatorisch vollzogen. War im Gegensatz zu den kalkreichen Rheinzufüssen aus dem Jura für die Schweizer Fabrikanten das weiche Wasser der Wiese für das Waschen, Bleichen und Färben der Tücher bereits von Beginn der Leinwandproduktion an ein entscheidender Faktor gewesen, so wurde nun die Wasserkraft zur Mechanisierung der Produktionsschritte genutzt. Es wurden Wasserrechte erworben, Wehre gebaut sowie Kanäle verbreitert oder neu angelegt. Mit der Baumwollspinnerei als relativ einfach zu mechanisierendem Prozess begann die Umstrukturierung. Die durch Spinnmaschinen ersetzten Arbeitskräfte fanden zunächst noch Arbeit an den Handwebstühlen in Fabrik- und Heimarbeit, denn erst nachfolgend wurde auch die Weberei durch den Einsatz wasserkraftgetriebener mechanischer Webstühle modernisiert.²⁴ Fabrikgründungen nach 1836 erfolgten bereits als mechanische Fabriken wie etwa die Spinnerei Atzenbach, aber auch die früheren Handwebereien und Handspinnereien wurden in den folgenden Jahren mechanisiert. Folge dieses Industrialisierungsprozesses waren die Zentralisierung der Arbeit in der Fabrik und der Niedergang der alten Hausindustrie.

3.3.3 Ausbau der Textilindustrie in den folgenden Jahrzehnten zur Leitindustrie des Wiesentals

Nach der großen Gründungsphase erfolgten auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche weitere Firmengründungen (Abb. 2), ebenfalls mit großer Beteiligung Schweizer Kapitals. Auch durch die Errichtung von Filialen im Zuge des Wachstums und Ausbaus bestehender Fabriken zu mehrstufigen Unternehmen vergrößerte sich die Zahl der Standorte und Werke. Die 1876 erfolgte Anbindung Zells an die Eisenbahn steigerte außerdem durch den nun erleichterten Kohlentransport die Umstellung von Wasser- auf zusätzliche Dampfkraft.

Der immense Arbeitskräftebedarf in den Industrieorten bot der heimischen Bevölkerung Beschäftigung, konnte jedoch infolge des raschen Wachstums der Textilfabrikation schon bald nicht mehr aus der örtlichen Einwohnerschaft gedeckt werden. Es erfolgte ein erheblicher Zuzug. Aus den umliegenden Seitentälern und Höhen zogen Beschäftigung suchende Menschen in die Industrieorte des Oberen Wiesentals, aber auch in den unteren Talabschnitt.²⁵ Die Erwerbstätigkeit in der Industrie ließ die Bedeutung der Landwirtschaft für den Lebensunterhalt schwinden: Die Zahl der Fabrikarbeiter ohne Landbesitz nahm zu. Fabrikarbeiterfamilien mit Landbesitz bewirtschafteten diesen nur noch nebenher. Industrie und Gewerbe waren gegen Ende des 19. Jahrhunderts in den Industrieorten Zell und Atzenbach jeweils für mehr als 70 % der Einwohner die Haupteinkommensquelle.²⁶ Die Textilindustrie blieb im Oberen Wiesental nicht die einzige Branche, auch beispielsweise die Metallverarbeitung, der Maschinenbau und im Raum Todtnau die Bürstenindustrie hatten Fuß gefasst, die Textilindustrie war aber Ende des 19. Jahrhunderts mit dem weitaus größten Anteil der Industriebeschäftigten zur Leitindustrie geworden. Hochrhein und Großes Wiesental hatten sich Mitte der 1920er Jahre mit 80 Textil-

²⁴ DIETSCHKE, Die industrielle Entwicklung des Wiesentales (wie Anm. 13), S. 49.

²⁵ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 899.

²⁶ Ebd., S. 900.

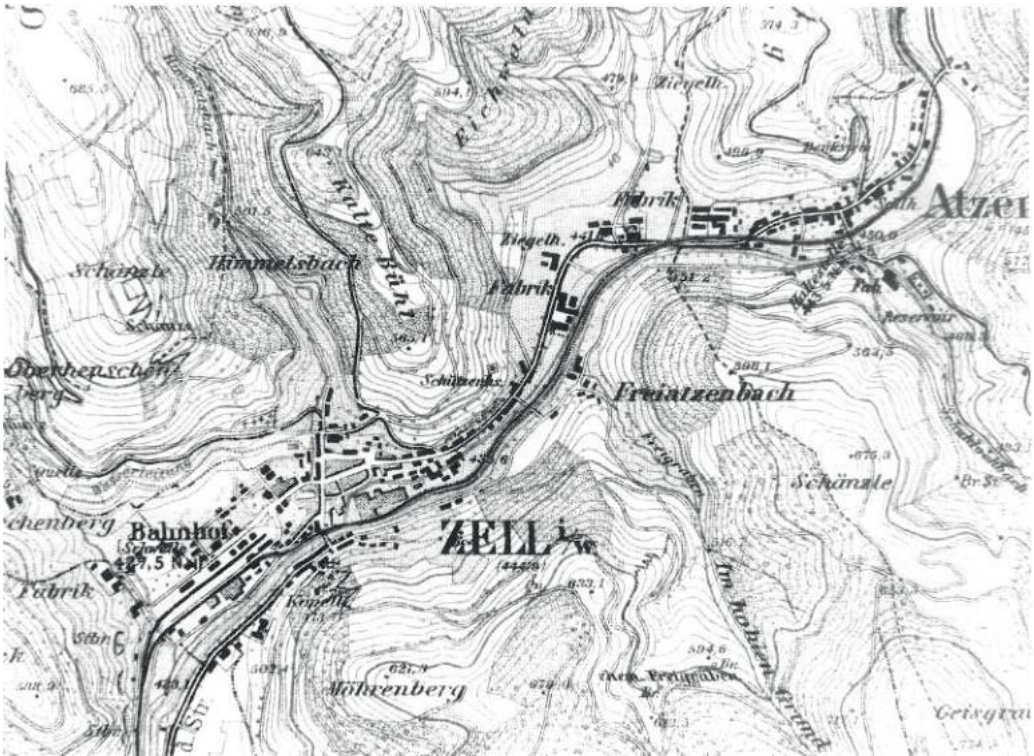


Abb. 3: Auf der Topographischen Karte 1:25.000 aus dem Jahre 1885 sind erste Ansätze für die Entwicklung eines Siedlungsbandes in den Talweitungen von Zell und Atzenbach, vor allem aufgrund der Fabrikstandorte, zu erkennen. Leicht vergrößerter Ausschnitt aus: Topographische Karte 1:25.000 Schönau (Zell i. W.) Blatt 141, bearbeitet auf grosszogl. topogr. Bureau, 1876 und 1885. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

betrieben und 18.000 Arbeitskräften zu Schwerpunkten der Textilindustrie Badens (192 Betriebe mit 38.000 Arbeitskräften) entwickelt.²⁷

Im Siedlungsbild schlug sich die Industrialisierung eindrücklich nieder: Industrieorte im Großen Wiesental entwickelten sich zu Einpendlerzielen für die angrenzenden Bergdörfer und wuchsen zu einem teils zusammenhängenden Siedlungsband durch die Ausweitung von Fabrikarealen und Wohnungsbauten zusammen (Abb. 3 und 4). Kleinstädtische Siedlungen und Dörfer veränderten ihr Aussehen durch mehrstöckige Produktionsgebäude mit Webereien und Spinnereien, durch Verwaltungsbauten und Materiallager, Turbinen- und später Kesselhäuser.

²⁷ BERNHARD MOHR, Sterben auf Raten? Zur Entwicklung und Situation der Textilindustrie im Wiesental und am Hochrhein, in: *Regio Basiliensis, Basler Zeitschrift für Geographie* 37, H. 1 (1996), S. 16. Für die Entwicklung der Textilfabrikation zur Leitindustrie am Hochrhein sei verwiesen auf: BRIGITTE HECK, Hart an der Grenze. Die Textilherstellung als Leitindustrie am Hochrhein, in: *die Schweiz und der deutsche Südwesten. Wahrnehmung, Nähe und Distanz im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von URI ROBERT KAUFMANN (Oberrheinische Studien, Bd. 25), Ostfildern 2006, S. 41–62. Bezüglich der Bürstenindustrie im Todtnauer Raum s. BRIGITTE HECK, Gegen den Strich. Die besondere Geschichte der Schwarzwälder Bürstenindustrie, in: *Alemannisches Jahrbuch* 2015/2016, Jg. 63/64 (2017), S. 119–145.



Abb. 4: Im Zuge der Industrialisierung entwickelte sich in der Zell-Atzenbacher Talweitung ein zusammenhängendes kilometerlanges Siedlungsband, wie ein Foto aus dem Jahre 1905 zeigt. Es verdichtete sich im Lauf des 20. Jahrhunderts noch erheblich. Sammlung Familie Schulz-Baldes / Freiburg i. Br.



Abb. 5: Die aus den Bildern von Johann Martin Morat überlieferte landwirtschaftliche Nutzung des Kalten Bühls oberhalb von Zell hielt sich bis Mitte des 20. Jahrhunderts: unterer Steilhang mit Streuobstwiesen, anschließend schmale Ackerparzellen zwischen Feldwegen, darüber Gleichteile auf Allmende zur privaten Nutzung, Bild um 1900. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

Die Werksareale dehnten sich bald durch Erweiterungsbauten in Sheddach- und Flachbauweise aus. Als Fremdkörper im überkommenen dörflichen Siedlungsbild verdichteten mehrstöckige sog. Laborantenhäuser mit Werkwohnungen für die rasch wachsende Arbeiterschaft die bislang lockeren Siedlungsstrukturen – die ältesten Werkwohnungen richteten die Spinnerei Atzenbach sowie die Florettseidenfabrik von Bölger in Zell ein.²⁸

²⁸ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 899.



Abb. 6: Der Kalte Bühl wird heute in seinem oberen Bereich extensiv beweidet, die Terrassierung ist noch erkennbar und wird durch den Schattenwurf der Bäume nachgezeichnet. Seine unteren Hänge verhursten (verwilderte Kirschbäume) oder sind waldbestanden. Foto: Cornelia Korff 2020.

Schon in J. M. Morats Gouachen sind erste Folgen des Industrialisierungsprozesses auch in der umgebenden Landschaft erkennbar. Der zunehmende Bevölkerungsdruck bewirkte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, insbesondere in den Industrieorten, die Übernutzung der Allmenden. Von diesen wurden wesentliche Teile als „Bürgerutzen“ (sog. Gleichteile) für die individuelle Bewirtschaftung vergeben. Um auf den Hängen die dringend benötigten Ackerparzellen anlegen zu können, terrassierte man das Gelände durch die Anlage von Stufenrainen²⁹ wie auf dem Atzenbacher Glichen oder dem Kalten Bühl und dem Möhrenberg in Zell. Das Nutzungssystem der Feld-Gras-Wirtschaft hielt sich im Übrigen bis nach dem Zweiten Weltkrieg. Heute dienen die terrassierten Hänge als Weideland, sind verhurstet oder von Wald überwachsen (Abb. 5–8).

²⁹ Ebd., S. 903.



Abb. 7: Blick zwischen zwei Laborantenhäusern (rechts mit Gerüst) hindurch auf den Glihen über Atzenbach: Oberhang mit Ackerterrassen (früher Wechselfeld), heute wie der steilere Unterhang beweidet. Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 8: Ehemalige Ackerterrassen und Lesesteinwall auf dem Oberhang des Glihen über Atzenbach. Foto: Cornelia Korff 2020.

3.4 Blüte und Niedergang der Textilindustrie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Der Ausbau der Textilindustrie verlief im 20. Jahrhundert nicht ohne Krisen wie in den Inflationsjahren und während der Weltwirtschaftskrise sowie mit Neuanfängen nach den beiden Weltkriegen. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu einem neuerlichen Aufschwung und zur letzten Blütephase der Textilindustrie mit 34.000 Beschäftigten in Südbaden um 1960.³⁰ Nochmals wanderten Arbeitskräfte in die Industrieorte des Großen Wiesentals zu, diesmal aus Italien und der Türkei.³¹ Aber die Textilindustrie durchlief bereits den Wandel von einer arbeitskraftintensiven zur kapitalintensiven Produktionsweise. Für die Bedienung moderner Hochleistungsmaschinen, die eine enorme Produktivitätssteigerung erzielten, wurden einschließlich sämtlicher Vorbereitungsschritte immer weniger Arbeitskräfte benötigt. Arbeitsplätze gingen verloren, besonders davon betroffen waren Frauen. Kleinere einstufige Betriebe wie Baumwoll-, Woll- und Seidenwebereien wurden geschlossen. Es fehlte ihnen an Kapital für Investitionen zur Modernisierung des Maschinenbestands.³²

Der Siegeszug der gestrickten und gewirkten Maschenware bei Bekleidung ebenso wie bei Tisch- und Bettwäsche verschärfte den beginnenden Konzentrationsprozess. Weitere Arbeitsplätze wurden mit dem Ziel, Lohnkosten zu senken, abgebaut. Insbesondere die noch arbeitsintensiven Produktionsschritte wie die Näherei verlagerte man ins Ausland. In der Textilregion Südbaden wurden Zweigwerke geschlossen und stattdessen teilweise kostengünstigere Zukäufe getätigt. Die in Asien aufblühende Textilindustrie überschwemmte den Markt mit billig erzeugten Waren und führte zu einem drastischen Preiswettkampf. In den Krisenjahren ab 1970 führte der Abschwung in einen erheblichen Schrumpfungsprozess, der nicht nur kleine und mittlere Betriebe erfasste, sondern auch die größeren Unternehmen durch Umsatz- und Auftragsrückgänge in Schwierigkeiten geraten ließ und zu Umstrukturierungen zwang.³³ Übernahmen führten zu weiterer Konzentration. In Zell i. W. schlossen zwei Traditionsbetriebe: Feßmann & Hecker – aus der 1819/1820 gegründeten Koechlin'schen Handweberei hervorgegangen und zu den ältesten Textilunternehmen im Wiesental zählend – schloss bereits Ende der 1960er Jahre, und das Betriebsende der Burlington-Schappe AG erfolgte 1974. Die von der Krise der Textilindustrie ebenfalls betroffene Zell-Schönau AG durchlief einen Schrumpfungsprozess, der nach etlichen Stilllegungen von Zweigwerken mit der Schließung der ursprünglichen Keimzellen in Zell i. W. und Schönau sowie der Spinnerei Atzenbach letztlich 1993 endete. Abriss bzw. Sprengung von „Spinni“ und „Webi“ hinterließen Lücken im Stadt- und Ortsbild und Wunden in der Bevölkerung bis heute.

Am längsten konnten sich Ausrüstung und Veredelung behaupten. Auch drei Traditionsbetriebe am Hochrhein hatten Mitte der 1990er Jahre noch Bestand, sind aber mittlerweile ebenfalls Geschichte: Brennet in Wehr-Öflingen schloss 2012 ihre Pforten, die von der DMC-Gruppe

³⁰ MOHR, Sterben auf Raten? (wie Anm. 27), S. 16.

³¹ GUIDO FACKLER, D'Webi stirbt. Zur gegenwärtigen Krise in der Textilindustrie im Wiesental, am Hoch- und Oberrhein, in: Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden im 19. und 20. Jahrhundert, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe und den Staatlichen Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz (Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Bd. 1), Sigmaringen/Karlsruhe 1993, S. 193.

³² MOHR, Sterben auf Raten? (wie Anm. 27), S. 16 f.

³³ Ebd., S. 16 ff.

(= Dollfus, Mieg & Cie.) übernommene KBC (= Koechlin, Baumgartner und Cie. GmbH), hervorgegangen aus der ersten südbadischen Textilmanufakturgründung 1753, verlagerte die Restproduktion vom Stammsitz Lörrach nach Italien. Zuletzt zog nach Insolvenz im Juli 2019 das Ende der Lauffenmühle mit den Werken in Lauchringen und Lörrach einen Schlussstrich unter die mehr als 200-jährige Textilindustrietradition. Im Oberen Wiesental hat die Textilindustrie mit einem einzigen Betrieb aus der Frühzeit der Industrialisierung, der sich heute auf Spezialgewebe konzentriert, noch einen Standort in Todtnau, die Textilwerke Todtnau Bernauer.

4 Spuren struktureller Umbrüche an ausgewählten Beispielen in Zell i. W. und in Atzenbach

4.1 Von Johann Martin Morat dokumentierte Umbrüche

Die Ortsansicht Morats von Zell aus den 1830er Jahren (Abb. 9) zeigt den nach dem Brand von 1818 neu aufgebauten Siedlungskern der Kleinstadt Zell i. W., 1810 zur Stadt erhoben, in einer beckenartigen Talweitung des Wiesentales gelegen und eingebettet in die umgebenden Höhen des Zeller Berglandes.³⁴ Die Zeitspanne der 1830er Jahre fällt zwar schon in die Phase der ersten industriellen Gründungswelle, die vorangegangenen vor- und frühindustriellen Wirtschaftsformen sind in einigen Strukturen jedoch noch deutlich erkennbar. Verschiedene Gebäudeensembles gehen auf das unternehmerische Wirken der Brüder Meinrad und Peter Montfort sowie Peter Koechlins und seines Sohnes Albert zurück.

³⁴ Die Datierung der Ortsansicht in die 1830er Jahre kann aufgrund der Lage des Friedhofs und anhand der Gestaltung des Kirchturms erfolgen. Der neue Friedhof, auf der Gouache schon einige Gräber aufweisend, wurde als Ersatz für das alte Kirchenfeld am Rand der städtischen Bebauung 1828 angelegt (vgl. HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental [wie Anm. 17], S. 186). Der Kirchturm bekam einen neuen, schlanker und spitzer zulaufenden Turmhelm nach 1844 (Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B [wie Anm. 12], S. 895). Die Ansicht Morats zeigt dagegen noch die frühere Gestalt mit einem roten Ziegeldach (s. dazu FELIX REUSSE, Zell im Wiesental, in: Blauer Himmel über Baden. Ortsansichten des 19. Jahrhunderts von Johann Martin Morat, hg. von FELIX REUSSE für die Städtischen Museen Freiburg, Augustinermuseum, Ostfildern 2019, S. 69.)

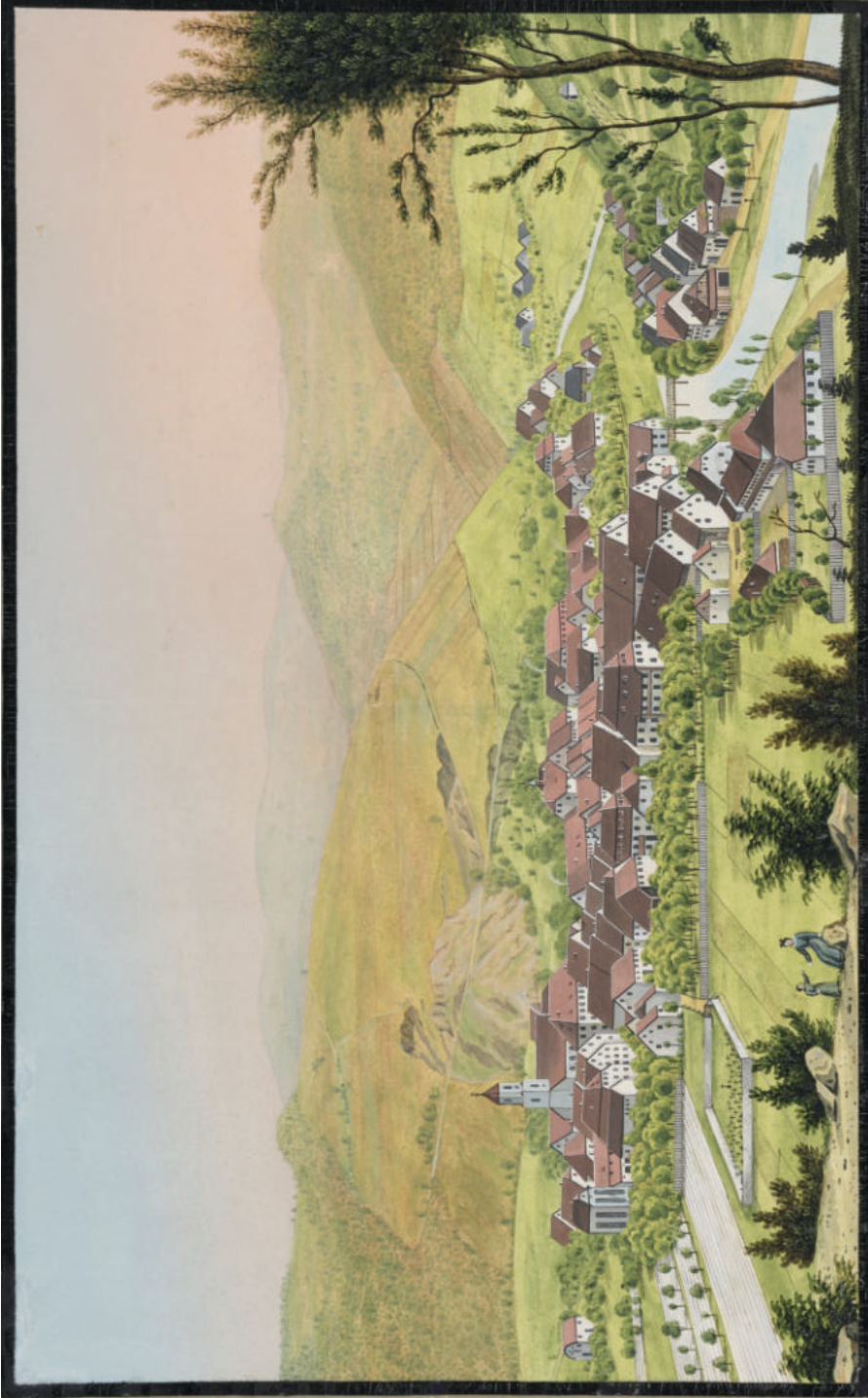


Abb. 9: Die in die 1830er Jahre datierte Ansicht Zells von J. M. Morat zeigt vor dem geschlossenen Stadtkern links die Naturrasenbleiche mit „Tuechenki“ der Familie Montfort, rechts vorne die sogenannte „Lange Fabrik“ des Peter Koechlin an der Wiese. Johann Martin Morat, „Zell“ vor 1841, Gouache, © Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg, Foto: Axel Killian. Verändert: Abdruck ohne Bildrand.



Abb. 10: Die vermutlich 1856–1858 entstandene Gouache Morats von Zell gleicht bei den gewerblichen Grundzügen – Rasenbleiche und „Lange Fabrik“ – der Ansicht aus den 1830er Jahren. Ein wichtiges neues Detail erschließt sich durch den Ausschnitt der Abb. 23: der Webereibau A. Koechtlins am Gewerbekanal. Johann Martin Morat, „Zell“, Gouache. © Auktionshaus Kaupp GmbH, Foto: Oliver Edelbruch. Verändert: Abdruck ohne Bildrand.



Abb. 11: Die Zeller Ansicht im Kleinformat zeigt unverändert die Montfort'sche Rasenbleiche und die Koechlin'sche „Lange Fabrik“. Der Webereibau A. Koechhins wurde durch einen Anbau erweitert, wie der Ausschnitt der Abb. 24 zeigt. Entstehungszeit zwischen 1858 und 1864. Johann Martin Morat, „Zell“ (Kleinformat) nach 1844; Gouache und Aquarell, © Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg, Foto: Axel Killian. Verändert: Abdruck ohne Bildrand.

4.1.1 Montfort in Zell: Vom Verlagssystem zur ersten Manufaktur

Die ältesten Ansätze zur Textilproduktion in Zell sind Meinrad Montfort zu verdanken, der einer aus Savoyen eingewanderten und ab 1727 in Zell eingebürgerten Familie entstammte.³⁵ Er war zunächst als Fergger für Basler Unternehmer tätig und ließ in der ehemaligen Vogtei Zell in den 1760er Jahren spinnen und am Hochrhein weben,³⁶ womit er ca. 1.000 Heimarbeiter beschäftigte,³⁷ bevor er selbst unternehmerisch tätig wurde und in eigener Verantwortung in Heimarbeit spinnen und weben ließ. Zum Anlernen der heimischen Bevölkerung für die Fertigung feinerer Tücher ließ Montfort im Jahr 1778 Weber aus Augsburg kommen. Seit den 1780er Jahren betrieb er gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Peter eine Naturrasenbleiche in Zell,³⁸ eine weitere hatte er bereits zuvor in Staufen 1774 angelegt.³⁹ Beide dienten dem Bleichen sowohl seiner eigenen Tuche als auch solcher von Basler und Mulhouser Unternehmern.⁴⁰ Weil Baumwolle in unbehandelter Form graue und braune Farbtöne aufweist, ist ein Bleichprozess nötig, der vor Einführung chemischer Verfahren durch das mehrwöchige Wässern und Auslegen der gewebten Stoffe im Sonnenlicht in Gang gesetzt wurde. Diese Rasenbleiche wurde noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein von der Familie Montfort, und zwar den Nachkommen von Peter Montfort, betrieben



Abb. 12: Das Ölgemälde eines unbekanntes Künstlers zeigt das in der Nähe der Zeller Kirche gelegene Montfort'sche Anwesen mit seiner Naturrasenbleiche und „Tüchchenki“. Neue Stoffbahnen werden gerade ausgelegt. Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W., Foto: Gabriele Decker.

³⁵ MARTIN ZÜRN, Einwanderung aus Savoyen nach Deutschland 1500–1800. Grundzüge und ausgewählte Familien, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 122 (2003), S. 73–92, hier S. 82 [<http://dlub.uni-freiburg.de/diglit/schauinsland2003>]; PETER MONTFORT, Aufzeichnungen zur Geschichte der Familie Montfort, um 1926, Neufassung durch Cornelia Hensel, unveröff. Maschinenschrift, Heidelberg 2020, S. 25 ff.

³⁶ TRENKLE, Geschichte der Schwarzwälder Industrie (wie Anm. 16), S. 259; HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental (wie Anm. 17), S. 224.

³⁷ ZÜRN, Einwanderung aus Savoyen (wie Anm. 35), S. 82.

³⁸ HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental (wie Anm. 17), S. 226.

³⁹ THEODOR HUMPERT, Das Wiesental. Eine heimatliche Wirtschaftskunde, Bühl (Baden) 1920, S. 60.

⁴⁰ DIETSCH, Die industrielle Entwicklung des Wiesentales (wie Anm. 13), S. 18.

und ist im Bildvordergrund der Ortsansicht von Zell aus den 1830er Jahren eindrücklich zu sehen: Auf den Matten des Gewanns Bündtenfeld sind zahlreiche Stoffbahnen gleicher Länge und Breite nebeneinander ausgelegt. Das für den Bleicheprozess nötige Wasser stammte aus dem nahen Himmelsbach und wurde wohl durch einen Graben zugeleitet,⁴¹ dessen Verlauf auf Morats Bild aber nicht erkennbar ist. Hinter den Baumwollbahnen hebt sich vor dem Ortskern ein gedrungener Turm ab, die sog. „Tuechhenki“, in der die Tücher zum Trocknen und Strecken aufgehängt wurden. Ihre Wände weisen fast über die volle Höhe jeweils zwei Öffnungen auf, die vermutlich für gute Durchlüftung mit Holzlamellen versehen sind. Bei dem hinter der Rasenbleiche gelegenen Gebäudekomplex im Anschluss an die „Tuechhenki“ muss es sich um das aus mehreren Gebäuden bestehende Anwesen der Montforts handeln,⁴² darunter auch das Wohnhaus (Abb. 9 und 12 vgl. Abb. 19 und 20).

Auf Morats Ortsansicht lässt sich die vermutlich Ende der 1780er Jahre eingerichtete Cottonweberei der Montforts⁴³ verorten: Am talaufwärts gelegenen Ortsrand, gegenüber dem Weiler Freiatzenbach, liegt die sog. „Rote Fabrik“ an dem in dieser Ortsansicht nicht erkennbaren Gewerbekanal, dem sog. Mühlteich (Abb. 13). Dort hatten die Brüder Meinrad und Peter Montfort zunächst eine Hammerschmiede für Werkzeug und Gerätschaften erbaut und 1778 in Betrieb genommen. Das Vorhaben scheiterte jedoch an der hartnäckigen Abwehr der Feuergefahr befürchtenden Bevölkerung sowie am Widerstand der Bauern, die nachteilige Auswirkungen eines Wasserkraftwerks auf die Wässerung ihrer Wiesen befürchteten.

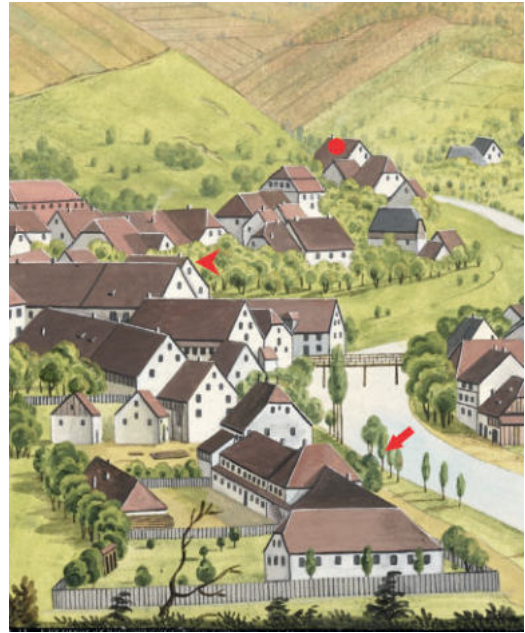


Abb. 13: Der vergrößerte Ausschnitt aus der ersten Ansicht Morats (1830er Jahre) mit drei für die Industrieentwicklung Zells wichtigen Standorten: am oberen Bildrand die „Rote Fabrik“ (Markierung roter Punkt), Bildmitte links die Karlesche Mühle (Pfeilspitze) und im Vordergrund die „Lange Fabrik“ P. Koechlings (Pfeil). Ausschnitt aus: Abb. 9, Johann Martin Morat, „Zell“ vor 1841, Gouache, © Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg, Foto: Axel Killian, Markierungen durch die Verfasserin.

⁴¹ MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 45.

⁴² Der ins Wiesental zugewanderte Claudius Montfort (Meinrads Vater) erwarb 1724 ein Anwesen mit Landwirtschaft vom früheren Kronenwirt; MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 28. Bereits vor dem großen Stadtbrand von 1818, dem auch der gesamte Montfort'sche Besitz zum Opfer fiel, muss das Anwesen mehrere Gebäude aufgewiesen haben, denn neben Meinrad Montfort hatten wohl auch Peter Montfort und dessen jüngerer Sohn dort einen gemeinsamen Haushalt. In der Familienchronik Peter Montforts (ebd., S. 46) werden „25 bis 30 Personen an Diensthofen, Tagelöhnern und Handwerksleuten“ in den Montfort'schen Haushaltungen der 1780er Jahre genannt. Noch vor dem Stadtbrand waren zu Landwirtschaft und Bleichehaus eine Mühle und eine Bierbrauerei hinzugekommen, s. u. (ebd., S. 54).

⁴³ HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental (wie Anm. 17), S. 210; MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 37 ff.

Die Hammerschmiede wurde vermutlich Ende der 1780er Jahre fern jeglicher Bebauung auf die Schwarznau verlegt, ein weiter flussabwärts gelegenes Gelände außerhalb der Ortsansicht von Morat.⁴⁴ Auf dem nach Verlegung der alten Hammerschmiede frei gewordenen Standort baute Meinrad Montfort seine Cottonweberei als Manufaktur auf.⁴⁵

Montforts Baumwollerzeugnisse fanden großen Absatz. Es wird für die 1790er Jahre geschätzt, dass er ca. 2.000 Arbeitskräfte im Wiesental und am Hochrhein überwiegend in Heimarbeit, aber auch mit Zu- und Hilfsarbeiten wie Spulerei, Zettlerei (Aufspannen der Kettfäden auf den Webstuhl) oder Schreinerei beschäftigte.⁴⁶ Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die für die heimgewerbliche Textilerzeugung und ersten Manufakturen im Großen Wiesental mit der französischen Revolution begannen und ab 1800 im Zuge der territorialen Neu- und Umgestaltungen verschärft wurden, trafen die Textilfabrikation Montforts hart. 1806/07 musste er sie einstellen.⁴⁷

Weil aufgrund des für die Naturbleiche reichlich benötigten Platzes viele dezentrale Standorte mit Verfügbarkeit von weichem Wasser gebraucht wurden,⁴⁸ hatte die Montfort'sche Rasenbleiche noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Bestand: Morat zeigt sie auf seiner Ortsansicht aus den 1830er Jahren (Abb. 9). Zu jener Zeit betrieb sie der Enkel Peter Montforts, Peter Laurentius Montfort,⁴⁹ bzw. nach dessen frühem Tod 1837 seine Witwe, das „Bleichemütterle“, solange die Söhne unmündig waren.⁵⁰ Auch auf den späteren Ortsansichten aus der Zeit nach 1848, Ende der 1850er Jahre (Abb. 10 und 11) sowie zuletzt um ca. 1864 bildete Morat die Rasenbleiche ab. Belegt wird die Aussagekraft der Morat'schen Ortsansichten durch die Chronik der Familie Montfort: Peter Laurentius' Sohn, Peter Hermann Camill, übernahm später die Rasenbleiche, danach wohl dessen Bruder Hermann.⁵¹ Der Vordruck eines Rechnungsformulars aus den 1860er Jahren mit dem Namen des Unternehmers Hermann Montfort und der Bezeichnung „Bierbrauer und Bleicher“ im Briefkopf belegt ebenfalls den Bestand der Bleiche bis in dieses Jahrzehnt. Als Camill Montfort diesen Vordruck 1888 für Brauereiprodukte ausstellte und unterzeichnete, ist der Bestandteil „Bleicher“ hingegen handschriftlich gestrichen (Abb. 14).⁵² Die Bleiche war in all diesen Jahrzehnten aber nicht die einzige Erwerbsquelle, denn die Brüder Meinrad und Peter Montfort und später die Nachkommen Peter Montforts⁵³ hatten nach dem Untergang der Weberei und

⁴⁴ HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental (wie Anm. 17), S. 210; MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 44; HANS FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell im Wiesental, Zell i. W. 1999, S. 338 ff.

⁴⁵ HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental (wie Anm. 17), S. 210. Da nicht bekannt ist, wann genau in den 1830er Jahren die Ortsansicht Morats entstanden ist, kann vermutet werden, dass zur Entstehungszeit bereits Fabrikant Bölger aus dem schweizerischen Liestal dort seine 1837 gegründete Seidenweberei betrieb.

⁴⁶ TRENKLE, Geschichte der Schwarzwälder Industrie (wie Anm. 16), S. 248. Zur Erläuterung der Fachbegriffe der Textilproduktion sei auf folgende Veröffentlichungen hingewiesen: Textil-Lexikon. Handwörterbuch der gesamten Textilkunde, hg. von HUGO GLAFEY, Stuttgart 1937. Für moderne Fertigungsprozesse und Technologien: THOMAS GRIES / DIETER VEIT / BURKHARD WULFHORST, Textile Fertigungsverfahren. Eine Einführung, München, 2. überarb. u. erw. Aufl. 2015.

⁴⁷ DIETSCHKE, Die industrielle Entwicklung des Wiesentales (wie Anm. 13), S. 19 f.

⁴⁸ Ebd., S. 49 f.

⁴⁹ Im Ortsfamilienbuch verzeichnet als Müller, Bleicher, Bierbrauerei-Eigentümer; Ortsfamilienbuch Zell i. W. und Hög-Ehrsberg, hg. vom Geschichtsverein Markgräflerland e.V. Lörrach, Lörrach 2014, S. 369.

⁵⁰ MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 50, 60 ff.

⁵¹ Ebd., S. 60 ff.

⁵² Fräulin weist anhand seines Studiums der Ortsbereisungsakten aus dem 19. Jahrhundert die Rasenbleiche bis in die 1860er Jahre nach; FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 212.

⁵³ Die Nachkommen von Meinrad Montfort übernehmen 1787 die Stauffer Bleiche und sind in Zell nicht mehr wirtschaftlich aktiv; MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 30 ff.

Lini	Hr.	Spindl	K
2	4	3	1.50
4	4	3	3.-
2	4	3	1.50
2	4	3	1.50
2	4	3	1.50

Handwritten signature: Camill Montfort

Abb. 14: Den Quittungsvordruck für die 1860er Jahre benutzte Camill Montfort noch 1888, aber nur noch in seiner Funktion als Bierbrauer und nicht mehr als Bleicher wie noch sein Vater und später sein Onkel Hermann. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

Spinnerei weitblickend neben der Bleiche weitere Standbeine aufgebaut, zu denen u. a. die Ende der 1780er Jahre auf die Schwarznau verlegte Hammerschmiede gehörte, die allerdings wenig später veräußert wurde.⁵⁴

Peter Montforts Sohn – ebenfalls Peter – war wohl zunächst an der Textilproduktion seines Vaters und Onkels beteiligt. Er plante aber darüber hinaus den Bau einer Mühle, für die er zwar 1797 eine Konzession erhielt,⁵⁵ die er jedoch erst nach erheblichen Schwierigkeiten durch Beschwerden der ansässigen Müller mit einschränkenden Auflagen ab etwa 1800 und uneingeschränkt erst ab 1821 betreiben konnte, mittlerweile unterstützt durch die nächste Generation: Sohn Peter Laurentius.⁵⁶ Der ursprüngliche Standort der Mühle war vermutlich am Himmelsbach auf dem Anwesen der Montforts, das auch Bleiche, Landwirtschaftsbetrieb und Bierbrauerei umfasste (vgl. Abb. 19 und 20).⁵⁷ Nachteil dieses Standortes für einen Mühlenbetrieb war die im Jahresverlauf schwankende Wasserführung des Himmelsbaches und die jährlich wiederkehrenden sommerlichen Phasen des Wassermangels. Daher bemühte sich Peter (Laurentius) Montfort in den 1820er Jah-

ren um einen neuen Standort am Gewerbekanal bei der „Roten Fabrik“ (ehemalige Montfort'sche Cottonweberei), zu der ein Wasserfall, d. h. ein Wasserrecht, gehörte. Das Vorhaben scheiterte, weil dafür keine Konzession erteilt wurde.⁵⁸ 1844 schließlich beantragte die Witwe Peter (Laurentius) Montforts die Verlegung der Mühle in das Himmelsbachtal oberhalb des Familienanwesens, um die Wasserkraft erst für die Mühle, dann unterhalb für die Brauerei jeweils in voller

⁵⁴ Es folgen mehrere Besitzwechsel, zu denen es unterschiedliche zeitliche Angaben gibt. U. a. scheint das Hausener Hüttenwerk ab 1823 zeitweilig die Hammerschmiede in seinem Besitz gehabt zu haben; HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental (wie Anm. 17), S. 210. Nach Rottler hatte Albert Koechlin (nach 1850) die Hammerschmiede erworben, weil er plante, die Wasserrechte für seinen Spinnereineubau zu nutzen (1863), verkaufte das Gelände jedoch 1865 an Jacob Bernauer, weil Dampfkraft Wasserrechte überflüssig machte; ROTTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19), S. 41 f. Vgl. dazu auch FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 339. Heute steht auf dem Areal der ehemaligen Hammerschmiede das Werk 3 des Automobilzulieferers Mahle.

⁵⁵ FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 336.

⁵⁶ MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 50 ff.

⁵⁷ Peter Montfort schreibt in seiner Familienchronik auf der Basis der historischen Akten vom „Mühlbau in seinem Bleichehaus“; MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 51.

⁵⁸ MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 57. Die Rote Fabrik wird nach Peter Laurentius' Tod 1837 von Markus Bölger ersteigert (ebd., S. 60 ff.) und zur Keimzelle der späteren Schappe GmbH.

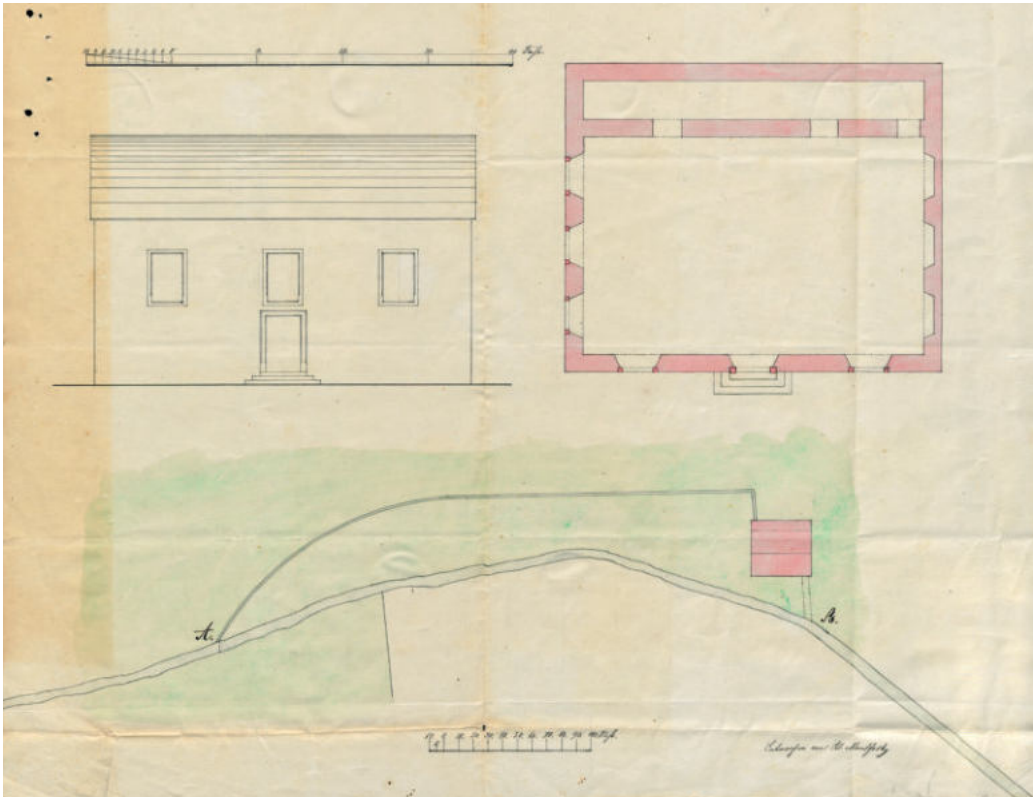


Abb. 15: Die Witwe von Peter (Laurentius) Montfort beantragt 1844 die Verlegung der Mühle aus dem Familienanwesen in das Kühlloch am Himmelsbach. Plan für den neuen Mühlenstandort mit Kanalzulauf. Staatsarchiv Freiburg (StAF) B 738/1, Nr. 447.

Stärke nutzen zu können.⁵⁹ Die Mühle wurde in den folgenden Jahren von ihrem Sohn Peter (Hermann Camill) gebaut und zwischen 1859 und 1861 um ein Wohnhaus ergänzt.⁶⁰ Den neuen Standort mit einer eigenen Zuleitung aus dem Himmelsbach, an dem das Mühlengebäude in den nach 1856 entstandenen Gouachen Morats erkennbar ist (Abb. 10 und 11) und an welchem es heute noch steht, zeigt ein entsprechender Situationsplan (Abb. 15). Diese sorgte für den Antrieb eines großen überschlächtigen Mühlrades, das infolge des weiterhin herrschenden Wassermangels noch durch ein unterstützendes Zusatzrad ergänzt werden musste. Um die Witterungsabhängigkeit der Wasserführung endlich in den Griff zu bekommen, ließ Peter (Hermann Camill) Montfort 1887 oberhalb des Mühlenstandorts einen Weiher zur Wasserspeicherung mit Zuleitung aus dem Himmelsbach anlegen (Abb. 16 und 17).⁶¹ Zuletzt baute er anstelle des Wasserrades eine Turbine in den Keller

⁵⁹ Staatsarchiv Freiburg (StAF) B738/1, Nr. 447.

⁶⁰ Mit dem Mühlenneubau im Himmelsbachtal wurden die verschiedenen Geschäftsfelder Peter (Laurentius) Montforts auf dessen Söhne aufgeteilt: Während Peter (Hermann Camill) das Mühlengeschäft übernahm und ausbaute, führte sein Bruder Hermann die Brauerei und Bleicherei weiter; MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 68 f.

⁶¹ Ebd., S. 69.

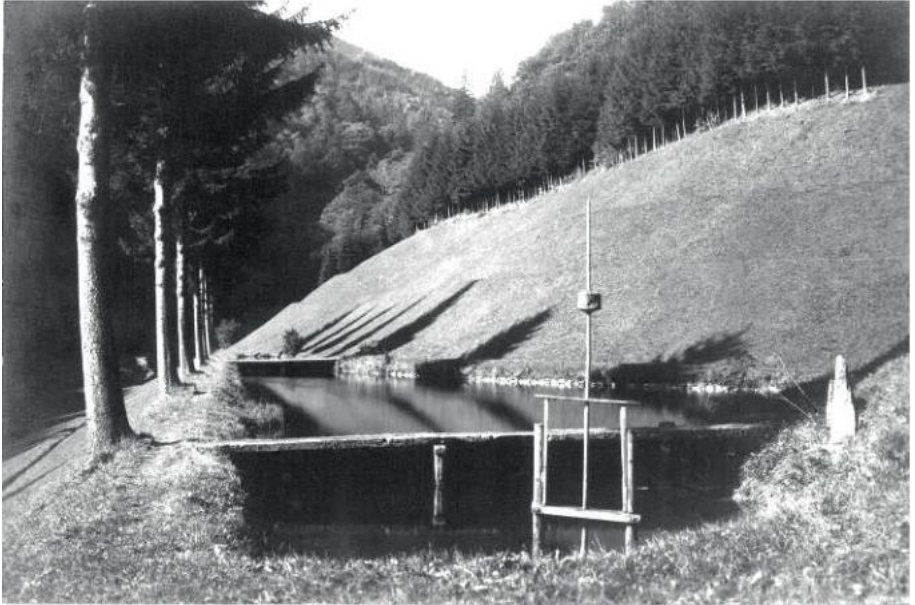


Abb. 16: Der sorgsam gepflegte Montfortweiher im Himmelsbachtal mit Abflusssteuerung, von der das Wasser in einem rund 300 m langen Rohr mit einem Gefälle von 32 m der Mühle zugeführt wurde (Aufnahme vermutlich erstes Drittel 20. Jahrhundert, Dr. Fritz Montfort). Sammlung Familie Schulz-Baldes / Freiburg i. Br.



Abb. 17: Ehemaliger Montfortweiher als biotopnahes Fischwasser am Hang des Himmelsbachtals. Foto: Cornelia Korff 2020.

des Mühlengebäudes. Die nächste Generation Montfort (Emil Montfort) übernahm den Mühlenbetrieb, modernisierte ihn noch 1890/1891, war letztlich aber der Konkurrenz der aufkommenden industriellen Großmühlen nicht gewachsen. Noch im Mai 1903 führte Emil Montfort die „Walzenmühle Montfort“ am Himmelsbach, wie eine von seiner Frau Lina unterschriebene Rechnung⁶² belegt, verpachtete sie aber bereits 1905.⁶³ Emil Montfort zog mit seiner Familie nach Freiburg, womit die wirtschaftliche und kommunalpolitische Tätigkeit dieses Familienzweigs in Zell endete. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg, vermutlich bis Anfang der 1960er Jahre, war die Mühle unter dem Pächter Severin Kern noch in Betrieb. Montforts Mühlenweiher, die Rohrleitung und die Turbine von 1887 im Keller des ehemaligen Mühlengebäudes existieren noch heute, wenn auch außer Funktion (Abb. 18).

Ein weiteres Standbein hatte Peter Montfort der Jüngere mit der Bierbrauerei seit 1815 aufgebaut. Diese wurde ursprünglich in der alten Mühle auf dem Montfort'schen Anwesen betrieben und musste zunächst ohne Ausschank auskommen.⁶⁴ Beim Wiederaufbau nach dem Stadtbrand wurde ein eigenes großes Brauereigebäude mit Eiskeller errichtet (es ist erst 1998 abgerissen worden).⁶⁵ Später wurde der Brauerei noch eine Brauereigastwirtschaft angeschlossen, seit 1825 besaß Peter (Laurentius) Montfort die Ausschankbewilligung. Ein oberhalb gelegener Teich, der Schwanenweiher, diente zur Wasserspeicherung für eine Turbine sowie für die Eisgewinnung. Als Eisweiher war etwas westlich ein weiterer Teich angelegt worden.⁶⁶ Müller Emil Montforts Bruder Camill betrieb noch 1888 die Brauerei, wie die Rechnung vom 1. Dezember für Fassgärungen im Juni und November belegt (s. Abb. 14).⁶⁷



Abb. 18: Turbinenanlage mit Zulaufrohr (vorne links) aus dem Montfortweiher im Tiefkeller der ehemaligen Mühle, erbaut von Camill Montfort 1887. Hauptantrieb für zwei Mühlensteine, Nebenantrieb für Sackaufzug. Foto: Cornelia Korff 2020.

⁶² Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

⁶³ MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 81, 85. Mühle, Wasserrecht und Grundstück verblieben im Eigentum Montforts, denn die heutigen Eigentümer kauften die ehemalige Mühle und das dazugehörige Gelände von einem Familienstamm der Montforts.

⁶⁴ Die Bewilligung der Bierbrauerei von 1815 war ohne Konzession für einen Ausschank und mit der Einschränkung erteilt worden, dass nur gelernte Fachkräfte angestellt werden durften; MONTFORT, Aufzeichnungen (wie Anm. 35), S. 52.

⁶⁵ FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 336.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Später wurde die Gastwirtschaft als „Adler“ von anderen Inhabern betrieben; FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 337.



Abb. 19: Anwesen der Familie Montfort mit der Naturrasenbleiche. Rechts von der „Tuechhenki“ landwirtschaftliche Ökonomiegebäude, Brauerei und Wohnhaus (mit Mühle). Vergrößerter Ausschnitt aus: Abb. 9, Johann Martin Morat, „Zell“ vor 1841, Gouache, © Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg, Foto: Axel Killian.

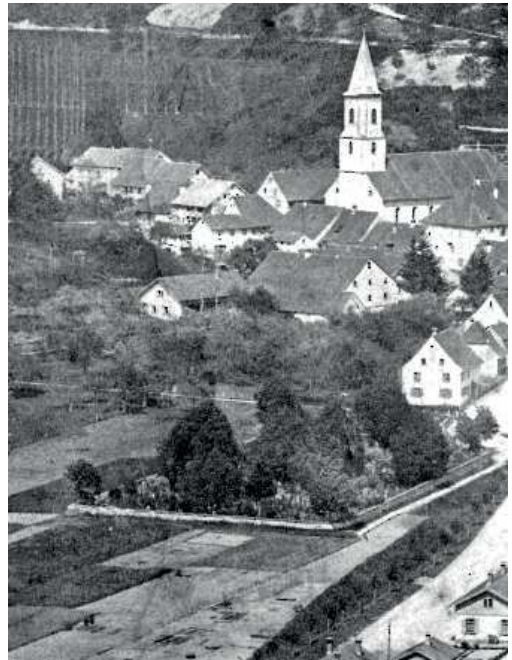


Abb. 20: Vergrößerter Ausschnitt aus einem vermutlich um 1880 entstandenen Foto aus dem Blickwinkel von J. M. Morats Ansicht. Das Gebäudeensemble des traditionsreichen Montfort-Anwesens mit Brauerei und Wohnhaus ist nahezu unverändert vor der Kirche erkennbar. Die Rasenbleiche ist dagegen aufgegeben und die „Tuechhenki“ verschwunden. Standort der neuen Montfortmühle mit Wohnhaus am Himmelsbach am linken Bildrand. Nach Verlagerung des Friedhofs dort Aufwuchs mit Bäumen und Gebüsch. Sammlung Claus Faller / Zell i. W.

In Morats Ortsansichten ist der Montfort'sche Gebäudekomplex mit „Tuechhenki“, Wohnhaus, Brauerei und Gastwirtschaft sowie Werkstatt – später Turbinenhaus – hinter der Rasenbleiche zu erkennen und lässt sich auch auf historischen Fotografien identifizieren (Abb. 19 und 20).

Die Baumwollfabrikation in der ehemaligen Cottonweberei Montforts lebte drei Jahrzehnte später wieder auf, jedoch erst im Rahmen der Gründungswelle ab 1836 durch den Basler Fabrikanten Markus Bölger, der 1837 Gelände und Gebäude der „Roten Fabrik“ nach Peter (Laurentius') Tod ersteigerte und dort eine Baumwollhandweberei einrichtete.⁶⁸ Morats Ortsansicht aus den 1830er Jahren zeigt das Gebäude der „Roten Fabrik“ (vgl. Abb. 13), lässt aber nicht erkennen, ob dort schon die neue Fabrik ansässig ist. Auf den späteren Ansichten Morats ist hingegen die „Rote Fabrik“ bereits zu einer Seidenspinnerei umgewandelt, denn ab 1852 wird von den

⁶⁸ Ebd., S. 375.

Fabrikanten Bölger und Ringwald die Handweberei eingestellt und stattdessen die mechanische Florettseidenspinnerei aufgenommen, wobei das Fabrikareal sich rasch ausdehnt.⁶⁹

4.1.2 Koechlin in Zell: von der Manufaktur zum Industrieunternehmen

Nach dem Untergang der Montfort'schen Textilfabrikation zu Beginn des 19. Jahrhunderts und nachdem sich die Nachkommen Peter Montforts anderen Wirtschaftsunternehmungen zugewandt hatten, leitete Peter Koechlin mit dem Bau einer Handweberei den für die Zeller Industrieentwicklung folgenreichen Neustart der Textilproduktion ein. Am Koechlin'schen Unternehmen lässt sich der Wandel zur eigentlichen Industrialisierung aufzeigen: Sowohl seine Neugründungen wie später die seines Sohnes Albert als auch die Mechanisierung der Produktion auf der Basis von Wasserkraft sind an diesem Unternehmensbeispiel nachzuvollziehen und werden in Morats Ortsansichten von Zell augenfällig (vgl. Abb. 9–11 sowie 23, 24 und 26).

1808/09 hatten das Basler Handelshaus Merian und die Mulhouser Fabrikantenfamilie Koechlin die in Konkurs geratene ehemalige Küpfer'sche Kattundruckerei in Lörrach übernommen. Peter Koechlin leitete fortan den Betrieb. Um die hohe Nachfrage nach Baumwollstoffen zu bedienen, wurden Filialen im Großen Wiesental gegründet, darunter in Zell 1819/20.⁷⁰ Nach dem verheerenden Stadtbrand in Zell erwarb Koechlin 1819 ein Grundstück an der Wiese auf dem Gewinn Aiele, um dort zu Beginn der 1820er Jahre eine Handweberei zu errichten, in der bald 250 Handwebstühle untergebracht waren. Neben den 210 dort beschäftigten Arbeitskräften waren noch weitere 300 in Heimarbeit für ihn tätig.⁷¹ Der Gebäudekomplex der Koechlin'schen Manufaktur mit Fabrikation und Verwaltung des Betriebs sowie aller Filialen ist in der Ortsansicht Morats im Bildvordergrund rechts zu sehen (s. Abb. 9 und 13).

Peter Koechlin baute 1837/38 einen weiteren Fabrikstandort in Zell als Zulieferbetrieb für seine Handweberei auf, noch immer aufgrund der anhaltenden Erfolgsgeschichte seiner Lörracher Kattundruckerei (Peter Koechlin & Söhne) und im Zuge der Unternehmensgründungswelle im Großen Wiesental. Für diesen Standort erwarb er die am Gewerbekanal gelegene sog. Karlesche Mühle, ehemals Fronmühle von Zell, samt Wasserfall, d. h. Wasserkraft und Wasserrecht, sowie das benachbarte Gelände mit Matten, Gartenland und Ackerflächen dies- und jenseits des Kanals.⁷² Vermutlich hatte er von Beginn an Betriebserweiterungen im Sinn. Auf der Ortsansicht der 1830er Jahre ist das Gebäude der Karleschen Mühle weitgehend verdeckt und somit nicht erkennbar, ob noch als Mühle genutzt oder schon als Textilbetrieb (s. Abb. 13). Daher hilft das Gründungsdatum der Fabrik bei der Datierung der Ortsansicht nicht weiter. Hilfreich für die Lokalisierung und Identifizierung des Mühlengebäudes ist eine auf der Basis des Wiederaufbauplans von 1818 nachgezeichnete Stadtansicht Morats aus der Perspektive der Kalvarienkapelle mit Blick auf die Hauptachse des Städtchens. Darauf ist der Verlauf des Gewerbekanal⁷³ deutlich

⁶⁹ FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 375 ff. Ringwald war seit 1847 Besitzer der Mühle, die nah an der Roten Fabrik etwas aufwärts am Kanal gelegen war (an der Stelle des Kraftwerks der späteren Schappe GmbH, heute Energiedienst), und des Wasserrechts (ebd., S. 377 f.)

⁷⁰ ROTTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19), S. 22.

⁷¹ HUMPERT, Geschichte der Stadt Zell im Wiesental (wie Anm. 17), S. 227.

⁷² ROTTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19), S. 23, 33.

⁷³ Dieser Gewerbekanal ist vermutlich im Zuge der Industrialisierung verbreitert und auch in seinem Verlauf etwas verändert worden, muss aber in Grundzügen bereits lange vorher bestanden haben, denn an ihm lagen die



Abb. 21: 1818 vernichtete ein Großbrand den gesamten Stadtkern von Zell. Diese Situation rekonstruierte J. M. Morat vermutlich auf Grundlage eines Wiederaufbauplans. Blick in die Hauptachse des Ortes und auf den Gewerbekanal, in dessen Bogenscheitel die Karlesche Mühle steht (vgl. Abb. 22). Johann Martin Morat, Ansicht von Zell nach dem großen Brand vom 23. Juli 1818, Sammlung Familie Rottler / Zell i. W., Foto: Cornelia Korff 2020. Verändert: Abdruck ohne Bildrand.

erkennbar und somit auch der Mühlenstandort (Abb. 21).⁷⁴ Das 1820 neu erbaute zweistöckige Mühlengebäude nutzte Koechlin für den Aufbau einer mechanischen Baumwollschlichterei mit Schlicht-, Spul- und Zettelmaschinen.⁷⁵ Mit diesem Standort als Keimzelle begann die Geschichte der künftigen „Spinnerei und Webereien Zell-Schönau AG“.

Für die weitere Entwicklung der beiden Standorte, der Handweberei auf dem Aiele und der Baumwollschlichterei am Gewerbekanal, zu mechanischen Industriebetrieben, die sich mit Schlichterei (Erhöhung der Garnfestigkeit), Spinnerei und Weberei zum mehrstufigen Unternehmen ergänzten, war ab 1850 Albert Koechlin verantwortlich.⁷⁶ Dieser begann 1851/1852 gezielt,

beiden Fronmühlen Zells, außerdem Lohstampfen (Eichenlohe für die Gerberei) und eine Hanfreibe. Zeller Bürger als Besitzer der Matten hatten das Recht der Wasserentnahme zur Bewässerung ihrer Wiesen.

⁷⁴ Da Morat zur Zeit des Brandes zu jung war, um schon als Maler zu arbeiten, muss das Bild des abgebrannten Ortes aufgrund von Vorlagen entstanden sein; REUSSE, Zell im Wiesental (wie Anm. 34), S. 68. Bei dem ausgeprägten Bemühen Morats um größte Genauigkeit kann allerdings vermutet werden, dass er alles vor Ort bei seinen Reisen überprüft hat. Das neue Mühlengebäude dürfte nach dem Brand an derselben Stelle wieder errichtet worden sein, diesmal mit der Traufseite zum Gewerbekanal.

⁷⁵ ROTTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19), S. 23.

⁷⁶ Das gesamte Unternehmen mit dem Lörracher Hauptsitz und den Filialen im Wiesental wurde nach dem Tod Peter Koechlins 1841 von seinem Sohn Peter geleitet. Da das Unternehmen weiter erfolgreich expandierte und die Filialen vom Hauptsitz aus zunehmend schwieriger zu verwalten waren, wurden die Wiesentäler Filialen 1850 verselbständigt. Albert Koechlin führte nun die Webereien in Zell und Schönau sowie die Schlichterei



Abb. 22: 1854 plant A. Koechlin den Bau einer Weberei „auf der Au“, jenseits des Mühlteichs (Gewerbekanal) gegenüber seiner Schlichterei in der ehemaligen Karleschen Mühle. StAF, B 738/1, Nr. 2063.

zunächst den Standort am Gewerbekanal auszubauen.⁷⁷ Er fügte seiner Baumwollschlichterei im Mühlengebäude einen Anbau mit durch Wasser angetriebenen Webstühlen an. Dafür baute er das Wasserkraftwerk um und ersetzte das bisherige Mühlrad durch eine Turbine.⁷⁸ Kurz darauf

in Zell, zunächst als Pächter, ab 1857 als Eigentümer des Mühlenstandorts, ab 1859 auch als Eigentümer der Weberei auf dem Aiele; RÖTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19), S. 25, 33, 39.

⁷⁷ Dazu kaufte Albert Koechlin Gelände „auf der Au“, d. h. dem Gewinn zwischen Gewerbekanal und Wiese, z. B. 1857 das östlich an seinen Besitz angrenzende Grundstück, auf dem später das Vorwerk-Sheddachgebäude entstand; RÖTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19), S. 33, vgl. dazu Abb. 22, 25, 37–40. Begleitet wurden seine Maßnahmen von jahrelangen Streitigkeiten und Verhandlungen um Wasserrechte mit den Bauern, die ihre Matten bewässern mussten, und mit weiteren Inhabern von Wasserwerken und Wasserrechten entlang des Kanals, insbesondere mit Samuel Lanz, der sich Wasserrechte für eine eigene Textilfabrik sichern wollte und dazu eine Koechlin benachbarte Lohstampfe erworben hatte; ebd., S. 27 ff.

⁷⁸ Ebd., S. 30.



Abb. 23: Dem Umbau der Karleschen Mühle zu einer Schlichterei folgte unter A. Koechlin der Bau einer mechanischen Weberei (gelbe Markierung) auf der anderen Seite des Mühlteichs. Am Gebäudebestand der Weberei „auf dem Aiele“ sind feine Linien erkennbar, mit denen J. M. Morat in dieser Ansicht bauliche Veränderungen einzeichnete, die er in seiner vermutlich letzten Gouache umsetzte (vgl. Abb. 26). Vergrößerter Ausschnitt aus Abb. 10, Johann Martin Morat, „Zell“, Gouache. © Auktionshaus Kaupp GmbH, Foto: Oliver Edelbruch, Markierung durch die Verfasserin.

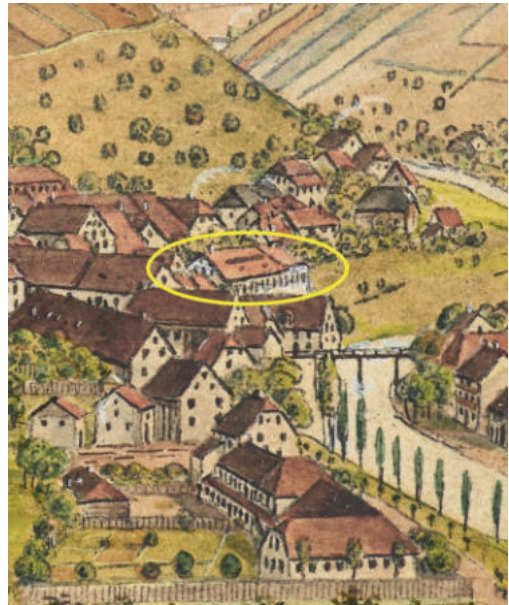


Abb. 24: Die Koechlin'sche Weberei „auf der Au“ bekommt 1858 einen Anbau in Verlängerung des Hauptbaus (gelbe Markierung). Vergrößerter Ausschnitt aus Abb. 11, Johann Martin Morat, „Zell“ (Kleinformat) nach 1844; Gouache und Aquarell, © Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg, Foto: Axel Killian, Markierung durch die Verfasserin.

folgte ein neues Fabrikgebäude auf der anderen Seite des Kanals, „auf der Au“, weil das alte Mühlengebäude die neuen Funktionen nicht mehr erfüllen konnte und zudem seine Grundmauern von eindringendem Wasser geschädigt waren (Abb. 22). Dieser Fabrikneubau war von Beginn an als mechanische Weberei vorgesehen, sodass dafür neuerliche Umbauten am Wasserkraftwerk nötig wurden. 1854 war der Webereineubau fertiggestellt und in Betrieb genommen (Abb. 23). Koechlin ergänzte ihn bereits ab 1856 um weitere Anbauten, nämlich eine Reparaturwerkstätte 1856 und einen Zusatzbau für Schlichtmaschinen 1858 sowie zwischen 1856 und 1858 in Verlängerung der Weberei um einen Webereianbau.⁷⁹ J. M. Morat hat diesen schrittweisen Wandel am Mühlenstandort ebenso wie die Neuentwicklungen „auf der Au“ jenseits des Gewerbekanals in seinen Ortsansichten erfasst (Abb. 23 und 24). Eine Rekonstruktion von diesen baulichen Erweiterungen findet sich in der Firmenchronik von Pirmin Rottler (Abb. 25).⁸⁰ Den Schlusspunkt der

⁷⁹ Ebd., S. 31 ff.

⁸⁰ PIRMIN RÖTTLER, Geschichte des Werkes Zell 1837/1838–1899, hg. von der Spinnerei und Webereien Zell-Schönau AG (Meilensteine der Zell-Schönau AG, Bd. 1), Zell, 2. erg. Aufl. 1964, S. 28.

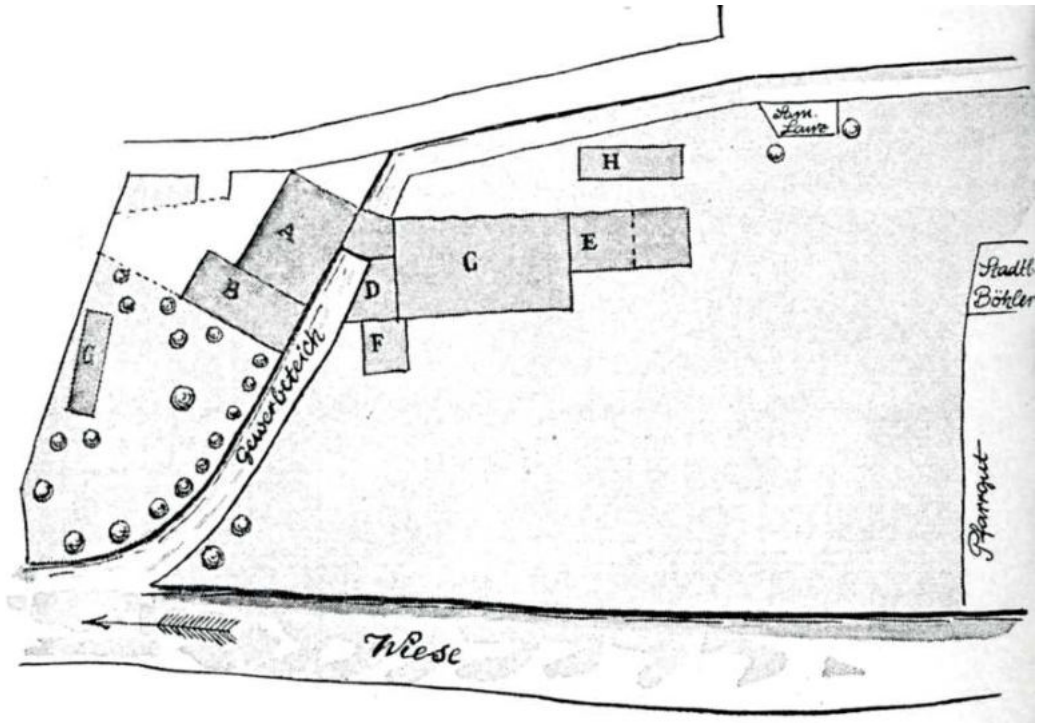


Abb. 25: Von Pirmin Rottler rekonstruierte Skizze über die Fabrikanlagen von A. Koechlin beiderseits des „Gewerbetriech“ um 1860. A = Alte Mühle (Schlichterei, Compt., Wohnung des Aufsehers), gebaut 1820, als Betrieb eingerichtet 1837/38. B = Webereianbau, gebaut 1851. C = Weberei, gebaut 1854. D = Reparatur-Werkstätte, gebaut 1856. E = Webereianbau, gebaut 1856/57 u. 1857/58, F = Syginghaus, gebaut 1858. G = Holzremise, gebaut 1858. H = Stallremise, gebaut 1859, RÖTTLER, Geschichte des Werkes Zell (wie Anm. 80), S. 28.

baulichen und betrieblichen Entwicklungen des Standortes am Gewerbekanal in der Ära Koechlin setzten der Abriss des Mühlengebäudes und der Neubau eines Laborantenhauses und eines Verwaltungsgebäudes an dessen Stelle in den Jahren 1863/64.⁸¹ Diese letzten Veränderungen hat Morat in den zur Verfügung stehenden Ansichten nicht mehr dokumentiert. Die Kenntnis der einzelnen baulichen Erweiterungen hilft aber bei der Datierung seiner Ortsansichten. Morats zweite Ansicht muss zwischen 1856 und 1858 entstanden sein, denn sie zeigt den Anbau der Handweberei an das Mühlengebäude (1851) sowie die neue mechanische Weberei auf der Au (1854) und den Anbau der Reparaturwerkstätte 1856 (Abb. 10, vgl. Abb. 23). Aus den Jahren zwischen 1858 und 1864 muss die folgende Ortsansicht (Abb. 11, vgl. Abb. 24) stammen, denn sie zeigt bereits den Webereianbau in Verlängerung der Weberei auf der Au, aber noch die Mühlengebäude, die 1863/1864 abgerissen wurden und für Arbeiterwohnungen und Verwaltung Platz machten.⁸²

⁸¹ RÖTTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19), S. 35.

⁸² Auch der Standort auf dem Aiele zeigt in dieser Ansicht noch die Situation vor dem 1864 fertiggestellten Neubau eines dreistöckigen Spinnereigebäudes (vgl. Abb. 24 und 26).



Abb. 26: Nach Abriss der Handweberei „auf dem Aiele“ lässt A. Koechlin 1864 eine dreigeschossige mechanische Spinnerei erbauen, was J. M. Morat in seiner wohl letzten Ortsansicht festgehalten hat. RÖTLER, Geschichte des Werkes Zell (wie Anm. 80), S. 27, ohne Hinweis auf das Original.

Nachdem Albert Koechlin den Standort am Gewerbekanal erfolgreich zur Weberei ausgebaut hatte, konnte er die alte Handweberei am Standort „Aiele“ einstellen. Zeitgleich mit dem Ausbau der mechanischen Weberei am Gewerbekanal hatte Koechlin bereits 1861/62 auch am Wiesestandort „Aiele“ die Wasserkraft nutzbar gemacht, indem er ein neues Wehr im Fluss errichten ließ. Die alte Handweberei wurde daraufhin 1862 abgebrochen und ein modernes dreistöckiges Spinnereigebäude an derselben Stelle erbaut.⁸³ Nach dessen Fertigstellung 1863 muss Morats letzte für den vorliegenden Beitrag zur Verfügung stehende Ortsansicht Zells (Abb. 26) entstanden sein – vermutlich 1864, denn das Mühlengebäude samt Anbau am Gewerbekanal ist noch zu sehen. Die folgenden Veränderungen an diesem Standort hat Morat wohl nicht mehr festgehalten.⁸⁴ Es ist bekannt, dass er kurz vor seinem Tod 1867 noch einmal nach Zell gereist war. Nicht bekannt ist, ob er noch Änderungen an älteren Ansichten vorgenommen hat. Den Brand der Spinnerei auf dem Aiele sowie den Neubau und die Erweiterungen des Fabrikareals durch Alberts Sohn Peter 1867 hat er sicherlich nicht mehr wahrgenommen.⁸⁵

Nachdem Albert Koechlin erfolgreich die beiden Fabriken „auf der Au“ am Gewerbekanal und „auf dem Aiele“ an der Wiese aufgebaut hatte, zog er sich als Fabrikant zurück. Die beiden Standorte nahmen fortan unterschiedliche Entwicklungen. Die Spinnerei „auf dem Aiele“ ging an Albert Koechlin's Sohn Peter über und wurde nach 1883 von den Unternehmern Gottfried Feßmann und Theodor Hecker als Firma „Feßmann & Hecker“ weitergeführt. Dagegen verkaufte Albert die Weberei am Gewerbekanal 1865 an Gustav Häusler, der wiederum Johann Vonkilch als Geschäftspartner mit in das Unternehmen holte.⁸⁶ Diese Verbindung nahm wegen der allzu unterschiedlichen Charaktere der beiden Eigentümer allerdings ein unruhliches Ende. Der als grundehrlich beschriebene Schweizer Vonkilch, welcher aus einer in Brombach betriebenen Bleiche und Färberei Textilerfahrung mitbrachte, wurde nämlich von Häusler, der Gelder für private Zwecke unterschlug, hintergangen.

⁸³ RÖTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19), S. 40.

⁸⁴ 1866, nachdem Albert Koechlin die Spinnerei an seinen Sohn Peter verkauft hatte, gab es Pläne zur Erweiterung des Fabrikareals auf dem Aiele: RÖTLER, Die Zeller Textilindustrie (wie Anm. 19), S. 42.

⁸⁵ Ebd., S. 45 ff.

⁸⁶ Ebd., S. 35 f.

Auseinandersetzungen folgten. Trotz Empfang eines hohen Notkredites musste ihre Firma die Zahlungen einstellen. Häusler verschwand „mit Hilfe der veruntreuten Gelder bei Nacht und Nebel nach Amerika“⁸⁷ (Fortsetzung der Unternehmensgeschichte der Mechanischen Weberei Zell s. Kap. 4.2.1).

4.1.3 Spinnerei Atzenbach: Beispiel für eine Gründung in der Industrialisierungswelle

Auch für Atzenbach liegen drei undatierte Ortsansichten Morats vor, die kurz hintereinander um 1860 und 1867 entstanden sein müssen und in eindrücklicher Form den in dieser kurzen Zeitspanne rasanten Industrialisierungsschub im Großen Wiesental sowie die dadurch ausgelösten wirtschafts-, siedlungs- und sozialstrukturellen Umbrüche in drei Punkten kenntlich machen (s. Abb. 27, 28 und 30):

1. Im Rahmen der Gründungswelle nach Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein erfolgte in einer dörflichen Siedlung die Gründung einer Textilfabrik, die keine Wurzeln in einer früheren Manufaktur hatte.
2. Bereits nach wenigen Jahren fanden eine rasche bauliche Erweiterung und ein enormer Ausbau der Kapazitäten statt.
3. Durch den Bau der Fabrik und von werkseigenen Laborantenhäusern wurde die bislang lockere dörfliche Siedlung verdichtet.

Bis 1845 sind im Siedlungsbild Atzenbachs kaum Verdichtungsansätze zu erkennen. Zwei ursprünglich aus Hofgruppen und wenigen Einzelhäusern wie Schulhaus/Rathaus und Gastwirtschaften bestehende dörfliche Kerne, Ober- und Unterdorf, prägten die Siedlungsstruktur.⁸⁸ Heimarbeit der bäuerlich-handwerklichen Bevölkerung in der Baumwolltuchherstellung ist anzunehmen. Daraus erwachsen in Atzenbach jedoch keine Manufakturen wie in Zell. Die Industrialisierung setzte in Atzenbach im Zuge der Gründungswelle unvermittelt 1845 ein, wobei der Impuls wie bei Zell von außen kam.

Im unteren Wiesental hatte der Fabrikant Ernst Friedrich Gottschalk bereits 1836 in seiner früheren Drahtseilfabrik in Schopfheim eine mechanische Spinnerei eingerichtet und seinen Schwager Carl Wilhelm Grether aus Lörrach mit in die Firma Gottschalk & Grether aufgenommen.⁸⁹ 1845–1848 erfolgten dann Gründung und Bau der Spinnerei in Atzenbach unter dem Namen Georg Grether & Comp. durch die Schopfheimer Fabrikanten Grether und Gottschalk unter Beteiligung weiterer Teilhaber, u. a. Wilhelm Geigy & Co aus Steinen.⁹⁰ Die ersten Planungen der Firmengründer, die auch den Bau eines eigenen Gewerbekanal vorsahen, reichen bis 1845 zurück,⁹¹ nachdem man sich Mitte dieses Jahres mit der Gemeinde in einem Kauf- und Abfindungsvertrag über das Gelände und die Erteilung des Wasserrechtes geeinigt hatte.⁹² Auf der nur rund drei Jahre dauernden Großbaustelle wirkten Firmen und Arbeitskräfte aus Oberitalien und Vorarlberg mit.⁹³ Schon zum Jahresbeginn 1849 konnte der Spinnereibetrieb aufgenommen

⁸⁷ RÖTTLER, Geschichte des Werkes Zell (wie Anm. 80), S. 34.

⁸⁸ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 891 f.

⁸⁹ KARL SEITH, 100 Jahre Spinnerei Atzenbach 1835–1935, Schopfheim 1935, S. 5 f.

⁹⁰ Ebd., S. 13.

⁹¹ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 909 f.; StAF, B 738/1, Nr. 533.

⁹² Festschrift zur Feier des 850jährigen Bestehens der Gemeinde Atzenbach, Schopfheim 1963, S. 27.

⁹³ Badische Zeitung vom 21./22.12.1994.

werden. Nach Anfangsschwierigkeiten und nach der Umwandlung des Unternehmens in eine OHG (1855) mit Firmensitz in Schopfheim setzte eine erfolgreiche Expansion zu einer der zwei größten Spinnereien Badens ein.⁹⁴

Während die frühindustriellen Manufakturen das Siedlungsgefüge der Kleinstadt Zell nicht allzu markant prägten (s. Abb. 9–11), bestimmte das erst in der Industrialisierungsphase errichtete imposante sechsgeschossige Fabrikgebäude der Spinnerei Atzenbach das Ortsbild der dörflichen Siedlung viel eindrücklicher. Morats früheste bekannte Ansicht von Atzenbach (Abb. 27) zeigt eine Hofegruppe hinter der ehemaligen Fronmühle an der Wiese, dazu die alte Gastwirtschaft „Zum Adler“ sowie eine zweite Hofegruppe am nördlichen Ortsrand. Buchstäblich „auf der Grünen Wiese“ am südlichen Ortsausgang ist gegen den großen Widerstand der Bauern das Fabrikareal ausgewiesen worden.⁹⁵ Auf diesem steht der mächtige Spinnereihochbau mit einem niedrigeren Anbau, der bereits auf eine erste betriebliche Ausbaustufe hindeuten könnte, und mit einem Zwischengebäude über dem Gewerbekanal, in dem vermutlich die Wasserkraftanlage untergebracht war. In der landeskundlichen Literatur sind für Anfang der 1860er Jahre der sechsgeschossige Fabrikhochbau und sein Nebentrakt, in welchen 1862 bereits mehr als 500 Personen⁹⁶ arbeiteten und 10.152 Spindeln im Einsatz waren, dokumentiert.⁹⁷ Es ist zu vermuten, dass der Fabrikanbau in den Jahren nach der erfolgreichen Umwandlung von 1855 entstanden ist und dass die Ortsansicht somit an der Wende der 1850er/1860er Jahre von J. M. Morat gemalt wurde, denn eine vermutlich kurz nach 1863 gebaute Gasbereitungsanlage ist auf diesem Bild noch nicht vorhanden (s. Abb. 30).⁹⁸ Hinter dem Fabrikhochbau sind mehrere Schuppen oder Lager erkennbar sowie ein weiteres Gebäude, bei dem es sich um den in der Kreisbeschreibung genannten Verwaltungsbau handeln könnte.⁹⁹ Am rückwärtigen Hang oberhalb des Fabrikgeländes verläuft der Gewerbekanal, der zwischen dem weiter flussaufwärts gelegenen Mambach und Atzenbach mit einem Wehr aus der Wiese abgezweigt wurde und teils offen, teils durch zwei Tunnelstrecken geführt wird (Abb. 29). Der Austritt aus dem zweiten Stollen sowie der Verlauf am Hang und die Rückführung des Kanalwassers in die Wiese sind in Morats Ansicht zu verfolgen (vgl. Abb. 30). Die bei einem Gefälle von rund zwölf Metern zwischen Kanalverlauf und Betriebsgelände durch eine Wasserkraftanlage gewonnene Energie trieb die Spinnmaschinen der Fabrik über eine Königswelle und Transmissionen über alle Stockwerke an.¹⁰⁰ Ein Kamin hinter dem Fabrikanbau lässt vermuten, dass schon frühzeitig Dampf als zusätzliche Energiequelle zur Verfügung stand. Etwas abseits liegt das sog. Direktorenhaus (s. Abb. 60), das vermutlich zugleich mit dem Bau der Fabrik entstand.

⁹⁴ SEITH, 100 Jahre Spinnerei Atzenbach (wie Anm. 89), S. 13; Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 909.

⁹⁵ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 909.

⁹⁶ 1854 waren in der Spinnerei 140 Arbeitnehmer, 190 Arbeitnehmerinnen und 150 Kinder beschäftigt: ANDREAS MÜLLER, Geschichte der Textilindustrie im Wiesental. Dore und Georg Färber – die Erfinder von „irissete“, Wiesentäler Textilmuseum, Zell i. W. 2020, S. 4.

⁹⁷ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 909.

⁹⁸ Zwischen 1856 und 1858 ist vermutlich Morats zweite Ansicht von Zell entstanden (Abb. 10). Denkbar wäre, dass er während dieses Aufenthaltes auch die Ansicht von Atzenbach angefertigt hat.

⁹⁹ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 909.

¹⁰⁰ FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 382.



Abb. 27: In der Atzenbacher Ortsansicht von J. M. Morat vermutlich Ende der 1850er Jahre besticht der Kontrast zwischen dem locker bebauten Dorf und dem riesigen Spinnereikomplex (schon mit Anbauten). Gewerbekanal am Hang als horizontale Linie erkennbar und im Bildvordergrund als Auslass in die Wiese. Erste Laborantenhäuser im Oberdorf. Johann Martin Morat, „Atzenbach“, undatiert, Sammlung Claus Faller / Zell i. W., Foto: Cornelia Korff 2020. Verändert: Abdruck ohne Bildrand.

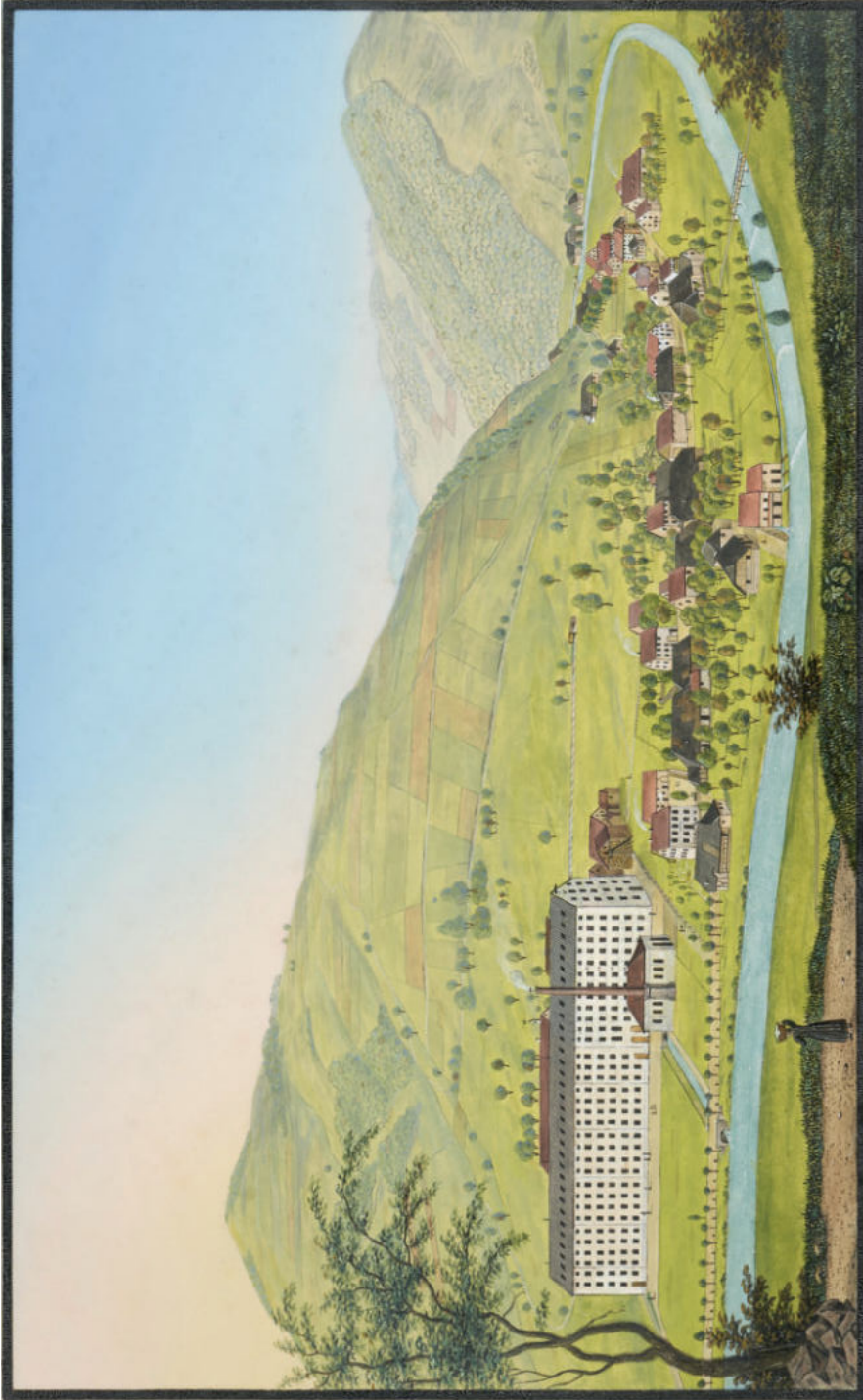


Abb. 28: Noch vor 1863: Vergrößerung der Spinnerei durch Aufstockung von An- und Zwischenbau, davor ein Kesselhaus mit Kamin. Das nun 120 m lange und 24 m hohe Gebäude mit insgesamt über 400 Fenstern wirkt wie ein Fremdkörper. Weitere Laborantenhäuser verdichten das Oberdorf (vgl. Abb. 31). -Johann Martin Morat, „Atzenbach“, um 1860, Gouache, © Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg, Foto: Axel Killian. Verändert: Abdruck ohne Bildrand.



Abb. 29: Der zwischen Mambach und Atzenbach aus der Wiese abgeleitete Gewerbekanal der Spinnerei Atzenbach durchfließt zwei Tunnelstrecken. Hier: Stollenausgang nach dem zweiten Tunnel oberhalb des Fabrikgeländes. Foto: Cornelia Korff 2019.

Die Spinnerei Atzenbach erhöhte in wenigen Jahren ihre Kapazitäten beträchtlich. Für das Jahr 1867 sind bereits 33.000 Spindeln belegt.¹⁰¹ Diese Aufstockung muss sich im Gebäudebestand niedergeschlagen haben und hilft möglicherweise, eine weitere, nur wenig später nach der ersten, aber vor Ende 1863/64¹⁰² angefertigte Ansicht von Morat zu datieren (Abb. 27): Sie zeigt zwar dasselbe Landschaftsbild wie die erste Gouache (vgl. Abb. 27), der eigentliche Blickfang aber, das an sich schon übergroße Spinnereigebäude, ist nochmals gewachsen. Der Zwischenbau sowie der Fabrikanbau sind nun ebenfalls auf sechs Geschosse hochgezogen, eine einheitliche Fassade ist entstanden. Der Gesamtbau präsentiert sich jetzt mit 120 m Länge, 20 m Breite und 24 m Höhe¹⁰³ in für die Region und das Tal ganz ungewöhnlichen Dimensionen. Weitere Lagergebäude und Schuppen sind hinzugekommen. Vor der Fabrik ragt an einem neuen Kesselhaus ein Kamin empor. In der Kreisbeschreibung Lörrach wird – ohne konkrete Jahresangabe – vermerkt, dass Dampfmaschinen „zur Ergänzung der Wasserkraftanlage“¹⁰⁴ eingesetzt wurden.

¹⁰¹ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 909.

¹⁰² Die o.g. Gasbereitungsanlage, deren Planung im August 1863 amtlicherseits bekannt gegeben wurde (StAF B 738/1, Nr. 533, wie Anm. 91), ist auf dieser zweiten Ansicht ebenfalls noch nicht vorhanden.

¹⁰³ Badische Zeitung vom 30.06.1985, Oberes Wiesental.

¹⁰⁴ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 909.

Wiederum nur wenig später muss eine dritte Ansicht J. M. Morats von Atzenbach entstanden sein (Abb. 30). Ein neues, kleineres Kesselhaus mit hohem Kamin ist dazugekommen. Im amtlichen Verkündigungsblatt des Amtsbezirks Schönau Nr. 93, 14. August 1863 wird bekannt gegeben, dass die Spinnerei Atzenbach auf ihrem Betriebsgelände die Errichtung einer Gasbereitungsanstalt plane.¹⁰⁵ Ziemlich sicher handelt es sich bei diesem auf Abb. 30 sichtbaren Kesselhaus mit Kamin um die fertiggestellte Gasbereitungsanstalt, denn unmittelbar hinter ihr sind zylinderförmige Strukturen erkennbar, die als kleiner, halbhohes Gasometer zu deuten wären (vgl. Abb. 51). Morat müsste, bedenkt man Genehmigungs- und kurze Bauzeiten, demnach diese dritte Ansicht frühestens zwischen der Wende 1863/1864 und 1867, seinem Todesjahr, geschaffen haben.¹⁰⁶



Abb. 30: Vergrößerter Ausschnitt aus einer Ortsansicht von J. M. Morat um 1864. Eine Gasbereitungsanlage mit zweitem Kesselhaus, Kamin und Gasometer (schwarzer zylindrischer Block) ergänzt die Energieversorgung der Spinnerei Atzenbach. Davor rechts das Gasthaus Sonne und strohgedeckte „Arche“. Johann Martin Morat, Gouache (undatiert, vermutlich 1863/64). Foto: Ulrich Schwarz, Heimatsammlung Ulrich Schwarz, ohne Hinweis auf das Original.



Abb. 31: Zu den wenigen Höfen im Atzenbacher Oberdorf sind oberhalb der Dorfkapelle erste Laborkapellen hinzugekommen – vermutlich schon in der Gründungsphase der Spinnerei. Vergrößerter Ausschnitt aus Abb. 28. Johann Martin Morat, „Atzenbach“, um 1860, Gouache, © Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg, Foto: Axel Killian.

Der mächtige Fabrikhochbau hat nicht nur das Ortsbild Atzenbachs geprägt, sondern als „Landmarke“ das gesamte Landschaftsbild: Morat deutet ihn als winziges Detail auch in seinen nach 1856 entstandenen Ansichten von Zell an: Im Bildhintergrund ist im Taleinschnitt des Wiesebogens eine Fabrik mit Rauchfahne erkennbar (s. Abb. 23).

Die Spinnerei ließ die Bevölkerung Atzenbachs stark anwachsen, weil der Arbeitskräftebedarf das Potenzial der örtlichen Bevölkerung schnell überstieg. Zu Beginn der 1860er Jahre arbeiteten mehr als 500 Arbeitskräfte in der Fabrik,¹⁰⁷ darunter auch viele Kinder. 1861 lebten hier bereits 708 Einwohner, von denen etwa 200 zugezogen waren.

Für die Arbeiterfamilien hatte die Spinnerei Atzenbach bis 1866 sieben Gebäude mit 48 Wohnungen eingerichtet oder als Laboran-

¹⁰⁵ StAF, B 738/1, Nr. 533 (wie Anm. 91).

¹⁰⁶ Vermutlich um 1864 malte Morat die letzte im vorliegenden Beitrag verwendete Ansicht von Zell. In diesem Zusammenhang könnte auch das Atzenbacher Bild entstanden sein.

¹⁰⁷ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 909.

tenhäuser neu erbaut.¹⁰⁸ Zu den ältesten zwei- bis dreistöckigen werkseigenen Gebäuden mit Lauben an der Rückseite und Gärten für die Selbstversorgung gehören zwei Laborantenhäuser an der heutigen B 317,¹⁰⁹ die auf den Ansichten J. M. Morats schon erfasst sind. Im Oberdorf sind auf der zweiten Atzenbacher Ansicht (Abb. 28) weitere Laborantenhäuser hinzugekommen (Abb. 31), sodass dort bereits die beginnende Siedlungsverdichtung erkennbar wird. Auch einzelne, aus der Höfegruppe in J. M. Morats Ansichten herausstechende Gebäude fallen auf, die ebenfalls in Zusammenhang mit der Spinnerei stehen und Arbeiterwohnungen beherbergen könnten (s. Abb. 62). Somit bilden Morats Ortsansichten die Überformung der ländlichen Siedlungsstrukturen durch ortsuntypische Gebäude und Funktionen in ihren Grundzügen ab (Fortsetzung der Unternehmensgeschichte der Spinnerei Atzenbach s. Kap. 4.2.2).

4.2 Entwicklungen und Umbrüche in den Expansionsphasen von Zell-Schönau AG und Spinnerei Atzenbach AG

4.2.1 Von der Mechanischen Weberei Zell zur Zell-Schönau AG in der Ära Mez

Am Standort der ehemaligen Koechlin'schen Weberei am Gewerbekanal in Zell (s. Kap. 4.1.2) gelang 1880 der Schritt aus der von Häusler verschuldeten Insolvenz: Bankier Christian Mez aus Freiburg, der im Besitz einer zweiten Hypothek auf das Anwesen der Firma Häusler & Vonkilch war, ersteigerte die gesamte Fabrikanlage für 89.500 Mark.¹¹⁰ Sämtliche Mitarbeiter einschließlich Johann Vonkilch wurden übernommen. Damit begann für die Firma eine fast 90-jährige erfolgreiche Epoche, in der sich die Mehrheitseigner der Familie Mez auch in Vorstand und Aufsichtsrat des ab 1889 als Aktiengesellschaft geführten Unternehmens engagierten. Während Christian Mez schon bald nach dem Umbruch starb, gehörte sein Neffe Oscar mehr als 50 Jahre dem Aufsichtsrat an, anfänglich auch dem Vorstand unter Direktor Johann Schaetti. Den Aufsichtsrat als erster und dann langjähriger Vorsitzender bis 1919 führte Christians Sohn Julius. Dessen Sohn Moriz wiederum verbrachte sein ganzes Berufsleben im Unternehmen: ab 1912 als Prokurist, ab 1919 im Vorstand. Nach dem Zweiten Weltkrieg wechselte Moriz Mez in den Aufsichtsrat als stellvertretender Vorsitzender (bis 1967).¹¹¹ Zugleich verlegte er seinen Hauptwohnsitz nach Freiburg i. Br. In Zell hatte er die 1924/1925 erbaute Villa Mez auf einem von der Familie Montfort gekauften Hanggelände bewohnt, „in stark überhöhter Lage und genießt man von derselben eine wundervolle Aussicht auf Zell und das Wiesental“.¹¹² Umfangreiche Stützmauern mussten der „Villa Morizburg“ einen festen Halt geben (Abb. 32 und 33).

¹⁰⁸ Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12), S. 899, 909.

¹⁰⁹ Ebd., S. 891.

¹¹⁰ Werkbrief für die Werksangehörigen der Firma Spinnerei und Webereien Zell-Schönau AG, Dez. 1954, S. 11. Bestand in Werkbrief 1954–1963 mit Lücken. Archiv Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.

¹¹¹ Geschäftsbericht der Mechanischen Weberei bzw. der Zell-Schönau AG, Zell i. W. 1939, Bestand in: Geschäftsberichte der Mechanischen Weberei bzw. der Spinnerei und Webereien Zell-Schönau AG, Zell i. W. 1895–1989, mit Lücken. Archiv Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.; Werkbrief (wie Anm. 110), Nr. 3 (1959) und Nr. 30 (1963).

¹¹² Chronik der Mechanischen Weberei Zell i. W. bzw. der Zell-Schönau AG 1896–1935, Basel 1935, S. 53, Maschinenschrift. Autor unbekannt, vermutl. Betriebsdirektor Schenker. Bestand in: Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.



Abb. 32: Die Villa Mez wurde 1924/25 unter dem Vorstand Moriz Mez auf dem Abhang des Buhberges erbaut. Blick über Zell bis zum Webereihochbau der Zell-Schönau AG und auf den Anstieg zum Möhrenberg. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.



Abb. 33: „Villa Mez“ im Jahr 2020 mit Blick über die Neustadt. Im Hintergrund Fabrikareal der ehemaligen Spinnerei Feßmann & Hecker auf dem ursprünglich Koechlin'schen Areal sowie Teile der Schwarznau. Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 34: Im Ausgang des 19. Jahrhunderts entstand im Westen des Gewanns Bündtenfeld am Fischbach der Zeller Ortsteil „Paradies“. Darin mehrere Laborantenhäuser hinter stattlichen gründerzeitlichen Gebäuden an der Gartenstraße (mit Auto! Vermutl. erste Jahrzehnte 20. Jahrhundert). Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.



Abb. 35: Ehemaliges Laborantenhäuser aus den 1890er Jahren im Zeller Stadtviertel Paradies. Die ursprünglich typischen Lauben wurden bei der Renovierung voll in den Wohnbereich einbezogen. Rückseite des Gebäudes mit Hauseingang und Treppenhaus. Foto: Cornelia Korff 2020.

Das Unternehmen hatte durch seine Ankeraktionäre aus dem Haus Mez eine solide finanzielle Basis. Zusammen mit den anderen ebenfalls oft jahrzehntelang zugehörigen Aufsichtsratsmitgliedern (wie Oscar von Bippen oder dem Bauunternehmer H. Brenzinger) entwickelte sich offensichtlich auch ein Gespür für kompetente Führungskräfte auf der Direktoren- und Geschäftsführebene. So ist die Weiterbeschäftigung von Johann Vonkilch oder der spätere Glücksfall Georg Färber, Vorstand von 1936–1957, zu sehen.

Aufgrund ihrer patriarchalisch-ethischen Grundeinstellung – wenn auch nicht so ausgeprägt wie beim Freiburger Familienstamm mit der Seidengarnfabrik – war man aufgeschlossen für betriebliche Sozialleistungen wie die Einrichtung einer „Krankenunterstützungskasse sowie einer Ersparniß- und Sterbekasse“. Auf der Schwarznau werden 1882 „27ar Ackerfeld erworben, um Wohnhäuser für die Mitarbeiter bauen zu können.“¹¹³ Noch vor der Jahrhundertwende entstehen im westlichen Teil des Gewanns Bündtenfeld, dem Ortsteil „Paradies“, 18 Werkswohnungen sozusagen als erste Bausteine der späteren firmeneigenen Wohnungsbau GmbH (Abb. 34 und 35). 1920 besitzt die Firma in Zell 17 Arbeiter- und Beamtenwohnhäuser mit zusammen 104 Wohnungen.¹¹⁴

Für die Beschäftigten blieb die Arbeit vor Ort in der Weberei durch Lärm, Staubbildung, Faserflug und durch den zunehmenden Druck der Arbeitstaktes gleichwohl höchst anstrengend, auf Dauer gesundheitsschädlich. Ihre wirtschaftliche Lage war durch kärgliche Löhne, lange Fußmärsche zum Betrieb und überlange Arbeitszeiten durchaus prekär, der Verdienst aber überlebensnotwendig. Die Fabrikordnung von 1880 bestimmte beispielsweise in ihrem § 2: „[...] die Arbeitszeit ist für erwachsene Arbeiter Sommer und Winter gewöhnlich gleich, und zwar morgens von 6 bis 12 Uhr, nachmittags von 1 bis 7 Uhr.“¹¹⁵ Im Geschäftsjahr 1892/1893 wurde an 304 Tagen gearbeitet, pro Tag 11 Stunden.¹¹⁶ Die Arbeiterzahl, die 1879 etwa 120 betragen hatte, stieg bis 1904 auf rund 480, davon in der Filiale Rohmatt 76, in Hottingen 126. Das Zeller Hauptwerk hatte um 1920 1.976 männliche und 239 weibliche Arbeitskräfte.¹¹⁷

Auch wenn immer wieder Strukturbrüche und Krisen durch zwei Weltkriege, durch Inflation¹¹⁸ (Abb. 36) und Weltwirtschaftskrise zu bewältigen waren, blieb das Unternehmen in der Ära Mez auf Wachstumskurs. Sichtbar wurde dies in der räumlichen Ausdehnung des Fabrikareals zwischen Wiese und Gewerbekanal, was einmal der Eigenentwicklung zu verdanken war (Abb. 37–40), zum anderen dem Ankauf des oberhalb am Kanal liegenden Firmenareals der

¹¹³ irisette brief für die Mitarbeiter der Spinnerei und Webereien Zell-Schönau AG Nr. 37, August 1964, Zell i. W.

¹¹⁴ HUMPERT, Das Wiesental (wie Anm. 39), S. 65.

¹¹⁵ ROTTLER, Geschichte des Werkes Zell (wie Anm. 80), S. 37.

¹¹⁶ Da der Schwerpunkt der vorliegenden Studie nicht auf der sozialen Situation der Textilarbeiter und -arbeiterinnen liegt, sei auf den Sammelband „Zwischen Schule und Fabrik“ verwiesen: Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden im 19. und 20. Jahrhundert, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe und den Staatlichen Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz (Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Bd. 1), Sigmaringen/Karlsruhe 1993, mit Beiträgen von BRIGITTE HECK, FRIEDERIKE LINDNER, GUIDO FACKLER und HEIDI MÜLLER. Erinnerungen über Begebenheiten aus dem Arbeitsalltag kommen zu Wort in: HANS FRÄULIN, Menschen, Begebenheiten und Geschichten aus Zell im Wiesental (Weisch no, Bd. 1), Zell i. W. 1994. Informationen über die Arbeitsbedingungen sind auch zusammengetragen bei: MÜLLER, Geschichte der Textilindustrie im Wiesental (wie Anm. 96). Im Wiesentäler Textilmuseum zu Zell i. W. orientieren Schautafeln über Frauen- und Kinderarbeit in badischen Textilbetrieben.

¹¹⁷ HUMPERT, Das Wiesental (wie Anm. 39), S. 65.

¹¹⁸ Während der Hyperinflation 1923 „[...] wußten wir uns nicht anders zu helfen, als in der Buchdruckerei Bauer von mittags bis abends Notgeld drucken zu lassen“: Chronik der Mechanischen Weberei Zell (wie Anm. 112), S. 45.

ehemaligen Maschinenfabrik Quenzer. Dieses Grundstück war in der Hand der Vorschußbank Schopfheim, die wegen der zugehörigen Wasserkraftanlage mit einem Nutzgefälle von 2,4 m allerlei Vorbehalte hatte. „Wir unsererseits setzten uns mit Geheimrat Mez in Verbindung und innerhalb zwei Tagen war das Grundstück in unserem Besitz für den Kaufpreis von RM 70.000,-. Damit war der höchst unangenehme Oberlieger am Gewerbekanal beseitigt“,¹¹⁹ und die Durchflussmenge am eigenen Kraftwerk konnte erhöht werden.¹²⁰

Die betriebliche Expansion erfolgte vornehmlich außerhalb von Zell. So wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts die einst vom Schweizer Samuel Lanz gegründete Weberei in Rohmatt am Angenbach erworben sowie 1906/07 eine neue Weberei in Hottingen auf dem Hotzenwald mit Strombezug aus einem Murgkraftwerk erbaut. Die vom Basler Dietrich Iselin 1840 gegründete und von ihm straff und mit rustikalen Methoden geführte Spinnerei und Weberei Schönau (Abb. 41 und 42) ging im Jahr 1900 ebenfalls an das Bankhaus Mez und wurde zunächst in Personalunion von Zell aus mitverwaltet,¹²¹ schließlich 1921 mit der Mechanischen Weberei Zell unter der seitdem vertrauten Firmenbezeichnung „Spinnerei und Webereien Zell-Schönau AG“ fusioniert (Abb. 43 und 44). Die Übernahme einer Bleicherei und Färberei in Wehr (1922) bedeutete zugleich einen Schritt zum dreistufigen Unternehmen mit jetzt einer Beschäftigtenzahl von 611 Mitarbeitern und 632 Mitarbeiterinnen.¹²² Die Erweiterung zum vollstufigen Betrieb blieb der Expansionsphase nach dem Zweiten Weltkrieg vorbehalten.

Davor musste so mancher Rückschlag hingenommen werden. 1908 vernichtete ein Großbrand in Zell den alten Weberei- sowie den großen Shedbau mit 700 Webstühlen und einige anschließende Magazine (Abb. 45). Beim zügigen Wiederaufbau entstand der fortan das Fabrikensemble und das Stadtbild prägende Webereihochbau (vgl. Abb. 65).

Die Einschnitte der beiden Weltkriege wurden – sieht man von den Verlusten an Menschenleben unter den Beschäftigten ab – wirtschaftlich leidlich überstanden. Im Rahmen des Hindenburg-Programms 1916 übernahm die Firma gemeinsam mit Feßmann & Hecker sowie der Maschinenfabrik Zell die Herstellung der 10,5 cm Stahlguss-Haubitzengranate. Das Arbeitspersonal an umgerüsteten und neuen Drehbänken „bestand nur aus jungen, kräftigen Mädchen, einigen Jungen unter 17 Jahren und einigen alten, dienstunfähigen Leuten [...]. Im letzten halben Jahr stellten wir in einer Tag- und Nachtschicht 220 bis 230 Stück Granaten her.“¹²³ Mit der Einstellung des Munitionsbetriebs endete auch die während des Krieges eingeführte Papiergarnweberei.¹²⁴

Die Zeitspanne vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg ist untrennbar mit dem Namen des Vorstands Georg Färber verbunden (1936–1957), einem erfolgreichen und eine motivierende Unternehmenskultur vorlebenden Geschäftsführer. Er musste ab 1939 den Betrieb teilweise wieder auf „textilfremde Fertigung“ umstellen.¹²⁵ In den beiden Sälen des Webereihochbaus wurde ein

¹¹⁹ Chronik der Mechanischen Weberei Zell (wie Anm. 112), S. 22.

¹²⁰ Als weiterer Anlieger am Gewerbekanal beschwerte sich die Seidenfabrik Zimmerlin & Forcart über zu großen Rückstau für ihr Kraftwerk, was mit Hilfe eines Überlaufkanals entschärft werden konnte.

¹²¹ PIRMIN RÖTTLER, Die Schönauer Textilindustrie in der Gründerzeit. Das Iselinische Fabrikunternehmen auf dem „Brand“, in: Das Markgräflerland 57, H. 1 (1995), S. 62–77, hier S. 69 f., 75 [http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/markgraeflerland].

¹²² FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 373.

¹²³ Chronik der Mechanischen Weberei Zell (wie Anm. 112), S. 17 f.

¹²⁴ Geschäftsbericht (wie Anm. 111), 1919.

¹²⁵ Geschäftsbericht (wie Anm. 111), 1942.



Abb. 36: Notgeldscheine wurden während der Hochinflation des Jahres 1923 von Zeller Firmen in Umlauf gebracht. Für die Zell-Schönau AG signierte u. a. Vorstand M[oriz] Mez. Währungsverfall August bis Oktober von 1 Mio. auf 10 Mrd. Mark! Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.



Abb. 37: Zwischen dem auf A. Koechlin zurückgehenden Webereibau (mit Anbau) und der Wiese waren als bauliche Innovation erste Shedhallen errichtet worden. Foto 1887. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

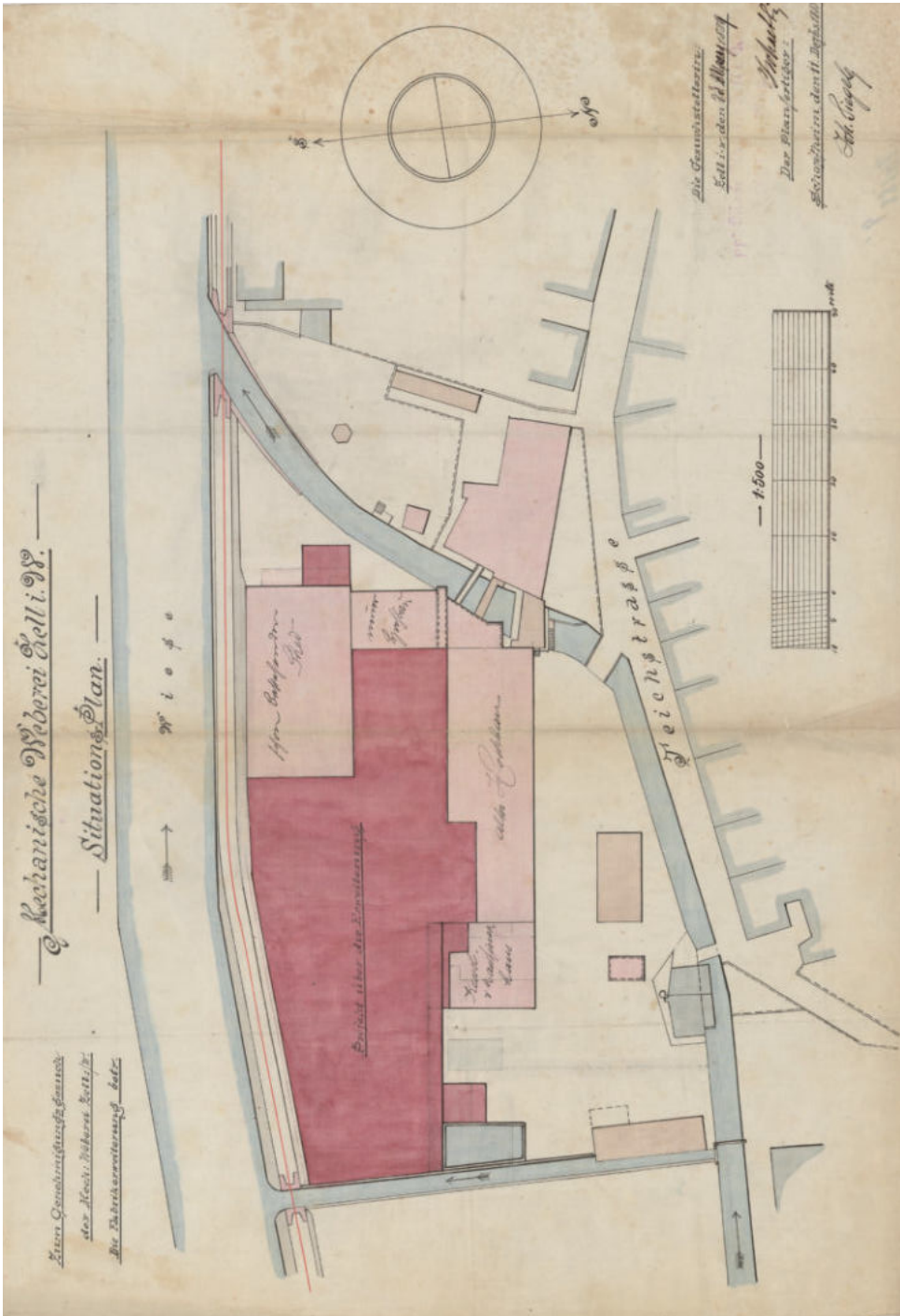


Abb. 38: Projekt über die Erweiterung der Mechanischen Weberei Zell durch den Bau neuer Shedhallen (rot markiert) bis zum Überlaufkanal (vom Gewässersystem in die Wiese) 1888. StAF B 738/1, Nr. 2075/2.



Abb. 39: Fabrikareal der Mechanischen Weberei Zell in den 1890er Jahren: Weitläufige Shedhallen füllen den Raum zwischen dem Koechlin'schen Webereibau (mit Anbau und Kraftwerk) sowie der Trasse des „Todtnauerli“ auf dem Wieseufer. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

Ableger der Schramberger Firma Junghans installiert. Den Besitzer der größten Schwarzwälder Uhrenfirma, Arthur Junghans, hatte das Nazi-Regime zum Wirtschaftsführer für die Zünderfertigung ernannt. In Zell montierte man Zünder für die 8,8 cm-Flakgranaten, ab 1944 Schaltanlagen für V-2-Raketen.¹²⁶ Einen Teil der textilen Produktion konnte Georg Färber aufrechterhalten. Die Rohstoffversorgung stützte sich fast ausschließlich auf Zellwolle und Kunstseide.¹²⁷ Nach dem Waffenstillstand kam ihm zugute, dass „keines unserer Werke durch Kriegseinwirkungen zu Schaden gekommen ist und alle unsere betrieblichen Einrichtungen intakt geblieben sind“, so der Kurzbericht zum Geschäftsjahr 1945. Mit Lohnarbeiten für die Schweiz und Frankreich überbrückte man die kritischen Jahre bis 1948. Da allerdings ein Großteil der Webstühle durch Demontage verloren ging, ließ Färber in einer eigenen kleinen Maschinenfabrik in Schönau Ersatzwebstühle zusammenbauen. Bis 1950 wurden etwa 2.600 stabile Webmaschinen für den Eigenbedarf und für den Verkauf produziert (Abb. 46). Georg Färber war zum 1. April 1945 alleiniger Vorstand geworden, da Moriz Mez in den Aufsichtsrat wechselte. Das Verhältnis der beiden war von gegenseitigem Respekt getragen, aber nicht problemfrei, wie Moriz Mez in einer Rückschau bekennt.¹²⁸

¹²⁶ FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 373.

¹²⁷ Geschäftsbericht (wie Anm. 111), 1943.

¹²⁸ MÜLLER, Geschichte der Textilindustrie (wie Anm. 96), S. 6.



Abb. 41: Eine letzte Investition ins Kraftwerk der von Iselin in Schönau gegründeten Spinnerei und Weberei erfolgte 1898 durch Iselin & Co. (J. & C.) kurz vor Übernahme durch das Bankhaus Mez. Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 42: Rückansicht der ehemaligen Spinnerei und Weberei der Zell-Schönau AG in Schönau mit Gewerbekanal und Kraftwerk (links). Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 43 und 44: 1921 erfolgte der Zusammenschluss der Mechanischen Weberei Zell AG mit der Spinnerei und Weberei Schönau AG, beide in Händen des Bankhauses Mez, zur „Spinnerei und Webereien Zell-Schönau AG“. Archiv Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.



Abb. 45: Ein Großbrand vernichtete 1908 die meisten Shedhallen der Mechanischen Weberei Zell bis hin zur Bahntrasse sowie den Koechlin'schen Webereibau und einige Magazine. Während des zügigen Wiederaufbaus lief die Produktion eingeschränkt weiter. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

Ab 1949 erlebte das Unternehmen seine zweite große Expansionsphase durch Ausbau der bestehenden Werke sowie Neubauten in Rohmatt, Schönau, Wehr, Hottingen und Breisach, wobei Georg Färber die Einweihung der Spinnerei Breisach 1958 nicht mehr erleben durfte. Bleibendes Verdienst von ihm und seiner Frau Dore, einer studierten Musterzeichnerin, ist die Kreation der ersten buntgewebten Bettwäsche, für die man 1954 den Markennamen „Irisette“ mit



Abb. 46: Georg Färber, Vorstand der Zell-Schönau AG (1936–1957), ließ nach 1945 für die durch Demontage verloren gegangenen Webmaschinen Ersatz in Eigenbau schaffen. Ein Exemplar steht im Wiesentäler Textilmuseum. Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W., Foto: Cornelia Korff.

der tiefblauen Iris schuf (Abb. 47). Diese Produktinnovation, gefolgt von einer Marketingoffensive, stellte den größten Umbruch im Websortiment und einen wichtigen in der Unternehmensentwicklung dar, denn der Erfolg war phänomenal. Die Zell-Schönau AG wurde führende Bett- und Tischwäscheherstellerin in Deutschland, jetzt mit dem Sortiment eines vollstufigen Unternehmens, denn Nähereien in Wehr (1953), Müllheim (1960) und Ottmarsheim im Elsass (1971) waren hinzugekommen (Abb. 48) und damit der Qualitätsgedanke „von der Faser bis zum Fertigprodukt“ umgesetzt worden.¹²⁹ Mit dem Erwerb von 80 % des Aktienkapitals der Spinnerei Atzenbach¹³⁰ hatte sich die Zell-Schönau AG schon 1965 von fremden Garnlieferungen unabhängig gemacht, was 1972 durch die Integration der Spinnerei als Zweigbetrieb abgerundet wurde (Fortsetzung der Unternehmensgeschichte der Zell-Schönau AG s. Kap. 4.2.3).



Abb. 47: Die von Georg Färber und seiner Frau Dore kreierte bunt gewebte Bett- und Tischwäsche erhielt 1954 den Namen „Irisette“ mit der dunkelblauen Iris als Markenzeichen. Quelle: irisette brief (wie Anm. 113), Nr. 65, September 1969, S. 1.

¹²⁹ MÜLLER, Geschichte der Textilindustrie (wie Anm. 96), S. 8.

¹³⁰ Genauer: Aufstockung auf 80 %, denn 1948 hatte die Zell-Schönau AG zwar nur 2 %, 1957 aber schon ein Drittel des Aktienkapitals der Spinnerei Atzenbach in der Hand; irisette brief (wie Anm. 113), 4 (1967), S. 3.



Abb. 48: Standorte der Zell-Schönau AG um 1970. Kartografie: Birgitt Gaida, Entwurf Cornelia Korff, verschiedene Quellen: Der Landkreis Lörrach, Bd. 2 B (wie Anm. 12); BERNHARD MOHR, Wirtschaftsgeographische Skizze des Wiesentals / Südschwarzwald unter besonderer Berücksichtigung des oberen Talabschnitts, in: Freiburger geographische Mitteilungen (1973), H. 2; MOHR, Sterben auf Raten? (wie Anm. 27); Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.

4.2.2 Die Spinnerei Atzenbach bis zur Integration in die Zell-Schönau AG – Unternehmensentwicklung und ihr Einfluss auf die Dorfstrukturen

Nach dem schwungvollen Aufbruch der Gründerjahre verlief die Entwicklung der Spinnerei Atzenbach bis zu ihrer Integration in die Zell-Schönau AG 1965 äußerlich in ruhigen Bahnen. Das gilt auch für die Beschäftigtenzahl, die wenig schwankte und etwa um 1920 bei 340 Personen lag.¹³¹ Der imposante Spinnereihochbau sowie der Gewerbekanal bildeten über ein Jahrhundert lang das Grundgerüst dieser Industrieanlage. Ihre Auswirkungen auf Bevölkerung und Siedlungsbild des Dorfes waren überaus folgenreich: Atzenbach wandelte sich endgültig zum Industriort.

¹³¹ THEODOR HUMPERT, Der Amtsbezirk Schönau in Wort und Bild, Schönau 1920, S. 46.

Unternehmensentwicklung

Während die Gründungsphase der Spinnerei – nicht zuletzt durch die wirklichkeitsgetreuen Ansichten von Johann Martin Morat – recht gut dokumentiert ist, fehlen für die weitere Unternehmensgeschichte adäquate Unterlagen wie Geschäftsberichte, Lohnlisten, Kundenverzeichnisse u. Ä. Lediglich für die Jahre 1958–1963 stehen zusammenhängende verwertbare Daten zur Verfügung.¹³² Seit dem Gesellschaftsvertrag von 1855 lautete die Bezeichnung des Unternehmens: Spinnerei Atzenbach, OHG, Sitz Schopfheim. Die Schopfheimer Spinnerei hatte dieselben Gesellschafter wie Atzenbach: Familien aus dem unteren Wiesental und Markgräflerland sowie aus dem Aargau. Das Gesellschaftskapital betrug 700.000 fl.¹³³ 1920 kam es zur Vereinigung der beiden Werke, indem die Spinnerei Atzenbach den Schopfheimer Betrieb für 450.000 RM erwarb; der Verwaltungssitz blieb gleichwohl in Schopfheim.¹³⁴ 1922 erfolgte die Umwandlung der OHG in eine Aktiengesellschaft, womit „[...] sich die Namen der alten guten Fabrikantengeschlechter des Wiesentales von den Stätten ihrer Tätigkeiten lösten.“¹³⁵ Es ist aber anzunehmen, dass die vorherigen Gesellschafter auch dem neuen Aktionärskreis angehörten (Abb. 49).

Wohl aufgrund der schmerzlichen Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg und aus der Hyperinflation kam die Idee auf, mit den anderen Textilbetrieben der Region enger zu kooperieren, und zwar durch die Bildung von Interessengemeinschaften mit finanziellen und personellen Überkreuzbeteiligungen. Die Initiative ging von der Zell-Schönau AG aus, die auch Verflechtungen mit der Spinnerei Feßmann & Hecker GmbH sowie der Spinnerei St. Blasien AG plante. Mit Atzenbach wurde 1924 ein Vertrag geschlossen und von den Vorständen Paul Günter und Alfred Schiess auf Atzenbacher, von Moriz Mez sowie Heinrich Groß auf Zeller Seite



Abb. 49: 1922 änderte die Spinnerei Atzenbach ihre Rechtsform von der OHG zu einer Aktiengesellschaft. Ein Anteilsschein kostete tausend Mark Deutscher Reichswährung, was 1933 bestätigt wird. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

¹³² In einem Rundschreiben vom 24.01.1966 anlässlich der Verlegung des Verwaltungssitzes von Schopfheim nach Atzenbach wird dazu aufgefordert: „[...] von welchen Geschäftsunterlagen [...], die sich im Lauf der Jahre angesammelt haben, [...] wir uns trennen wollen, um uns von jedem unnötigen Ballast zu befreien.“ Als Stichjahre werden 1956 und 1959 genannt (Archiv Wiesentäler Textilmuseum). Alles davor war demnach entbehrlich und ist wohl entsorgt worden.

¹³³ SEITH, 100 Jahre Spinnerei Atzenbach (wie Anm. 89), S. 13.

¹³⁴ Ebd., S. 14.

¹³⁵ Ebd., S. 15.



Abb. 50: In der ersten Hälfte der 1920er Jahre gab es Bestrebungen zu mehr Kooperation zwischen den Textilunternehmen des Oberen Wiesentales (und St. Blasien) über die Bildung von Interessengemeinschaften. Archiv Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.

unterschrieben (Abb. 50).¹³⁶ Ob diese Vereinbarung jemals in Kraft trat, eventuell nach der ersten Zehnjahresfrist auslief, bleibt unklar. Realität wurden die Annäherungsversuche erst rund 40 Jahre später (allerdings ohne Feßmann & Hecker), nachdem die Zell-Schönau AG Mehrheitseigner an der Spinnerei Atzenbach geworden war. Unbeschadet von diesen finanziellen Verflechtungen lief die Kooperation auf betrieblicher Ebene schon lange ziemlich eng. Irisette bezog als größter Kunde der Atzenbacher Spinnerei in den 1960er Jahren schon 25–30 % ihres Garnbedarfs von dort.

Zwischenzeitlich war das Fabrikareal durch Zusatzbauten erweitert, das Unternehmen durch Zukauf von Zweigwerken vergrößert worden. Die Produktionsprozesse wurden über leistungsfähigere Spinnmaschinen verbessert: Nach dem Ersten Weltkrieg ersetzte man die alten Selfaktoren durch Ringspinnmaschinen, diese später durch Rotorspinnmaschinen. Erhöht wurde die Anzahl der Spindeln. 1910 verfügte die Firma mit den Standorten Atzenbach, Schopfheim und Rohmatt über 55.700 Spindeln und war damit größte Spinnerei in Baden.¹³⁷ Das Werk in Rohmatt am Wiesenebenfluss Angenbach war 1894 als Kammgarnspinnerei Mambach übernommen und zu einer Abfallspinnerei und Copsfärberei (Färben von Garnspulen) umgerüstet worden.¹³⁸ Aus dem Kleinen Wiesental kam außerdem die Abfallspinnerei und Weberei von Wieslet hinzu, die

¹³⁶ Bezeichnenderweise wurde beim Aktientausch der Preis pro Stück auf 20 Dollar festgesetzt, bei einem Aktien-Nennwert von 1.000 RM (Archiv Wiesentäler Textilmuseum).

¹³⁷ FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 381.

¹³⁸ HUMPERT, Der Amtsbezirk Schönau (wie Anm. 131), S. 46.



Abb. 51: Der Atzenbacher Gewerkanal als Energielieferant für die Spinnerei, unter deren Nebengebäuden die Gasbereitungsanlage mit Gasometer auffällt. Eingezäuntes Grundstück: vermutlich eine Pferdekoppel zwischen Fabrik und nahem Direktorenhaus. Foto um 1885. Archiv Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.

produktionsmäßig offensichtlich wenig beitrug, aber eine lukrative Wasserkraftanlage besaß, die vom Werk Schopfheim genutzt werden konnte.¹³⁹

In Atzenbach selbst war die Entwicklung des Fabrikareals in den Grundzügen schon Mitte der 1860er Jahre abgeschlossen, wie ein Vergleich der letzten Morat-Ansicht (Abb. 30) mit einem Foto von der Rückseite des Fabrikkomplexes mit angegliedertem Gasometer zeigt (Abb. 51). Zusatzbauten entstehen erst wieder gegen Ende der 1880er Jahre: noch vor 1887 eine neue einstöckige Spinnereihalle vor dem Hauptbau, etwas später ein weiteres Kesselhaus mit zusätzlichen Dampfmaschinen. Das nahe Gebäudeensemble am Gasthaus „Sonne“ wird durch ein neues fabrikeigenes Gebäude mit Wohnungen abgerundet (Abb. 52 und 53). Eine vermutlich nach 1906 entstandene Aufnahme zeigt die jungen baulichen Veränderungen, ohne dass sich dadurch das Erscheinungsbild des Fabrikareals mit dem vergleichsweise riesigen Spinnereihochbau wesentlich verändert hätte. Seit 1889 die Bahn nach Todtnau fertiggestellt wurde, führte ein Anschlussgleis auf das Werksgelände mit direktem Zugang zu einem neuen Gebäude, in dem das Baumwolllager

¹³⁹ SEITH, 100 Jahre Spinnerei Atzenbach (wie Anm. 89), S. 19.

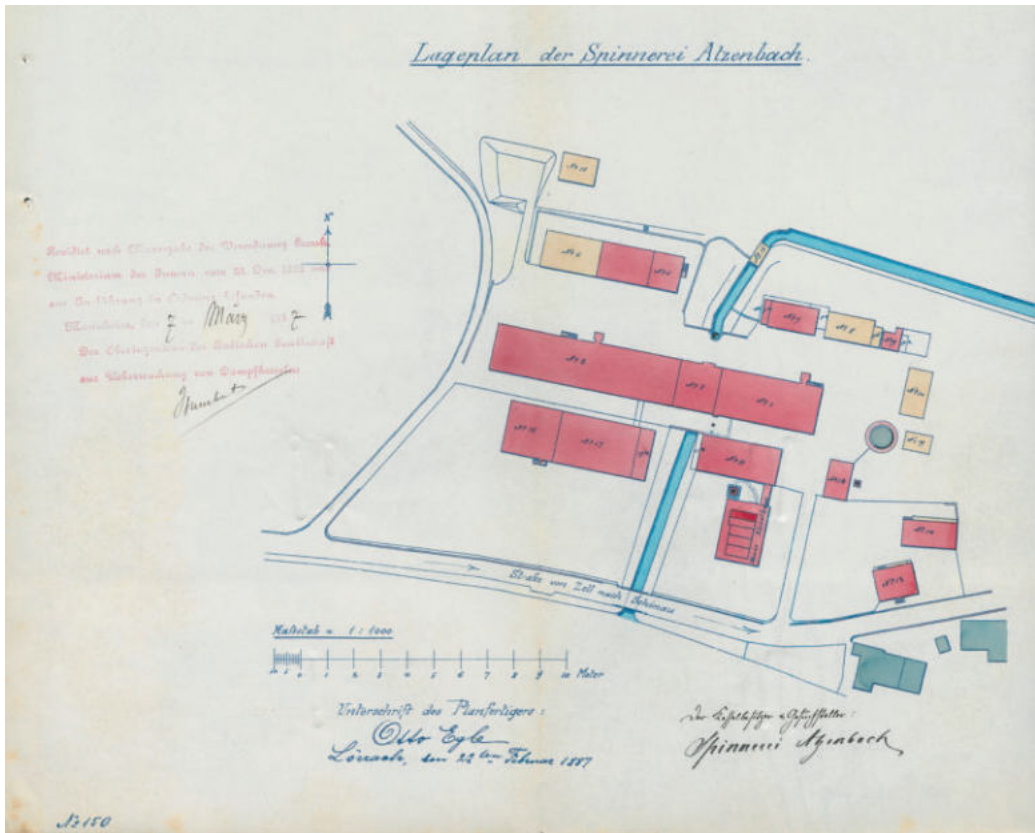


Abb. 52: Der Situationsplan der Spinnerei Atzenbach aus dem Jahre 1887 zeigt den Hauptbau, umgeben von Nebengebäuden, darunter die Gasbereitungsanlage mit Gasometer (kreisförmiger Grundriss). StAF B 738/1, Nr. 82.

und der Versand untergebracht waren.¹⁴⁰ Der Raum zwischen diesem Gebäude und den Kesselhäusern wurde mit flachen Shedbauten aufgefüllt, womit der Kanal vor Ausleitung des Wassers in die Wiese überbaut war (Abb. 54). Die Gasbereitung scheint eingestellt worden zu sein (Abb. 55).

Hauptenergiequelle blieb das Wasserkraftwerk mit zwei Turbinen, dazu kam eine Dampfmaschine, deren Kessel mit Steinkohle beheizt wurden und die vor allem helfen sollte, Niedrigwasserphasen zu überbrücken. 1936 wurde ein Generator mit 500 KVA auf die Turbinenwelle installiert, um Strom zu erzeugen, welcher nun die bestehenden Transmissionen in jedem Spinnstuhl antrieb. Letztlich wurden alle Maschinen auf elektrischen Einzelantrieb umgerüstet.¹⁴¹ Die Hälfte des Strombedarfs deckte man per Eigenerzeugung, die je nach Wasserführung der Wiese im Atzenbacher Hauptwerk zwischen 1,6 Mio. und 2,2 Mio. kWh in den frühen 1960er Jahren lag.¹⁴²

¹⁴⁰ FRÄULIN, Neue Geschichte der Stadt Zell (wie Anm. 44), S. 381.

¹⁴¹ Sammlung H. Jungel / Zell i. W. – Atzenbach, ohne Jahr.

¹⁴² Archiv Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.

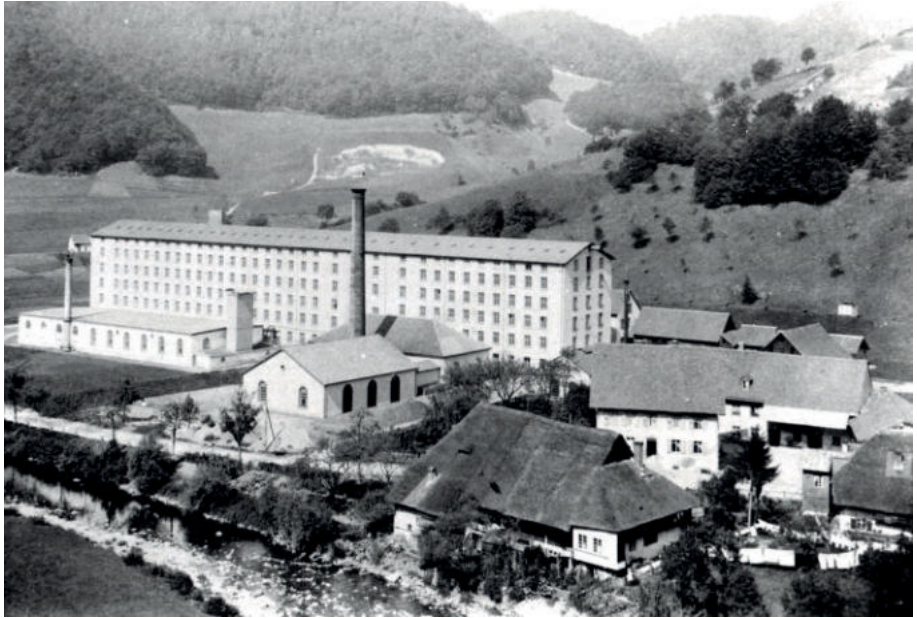


Abb. 53: Vor dem imposanten Hauptbau sind ein kleiner Spinnereiflachbau und ein zusätzliches Kesselhaus dazugekommen (vgl. Abb. 52). Foto 2. Hälfte der 1880er Jahre. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.



Abb. 54: Die Spinnerei Atzenbach hat über das „Todtnauerli“ Verbindung zum Bahnnetz bekommen (1889). Ein Anschlussgleis führt in das Baumwoll- und Versandlager. Shedhallen überdecken jetzt den Kanalauslass in die Wiese. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

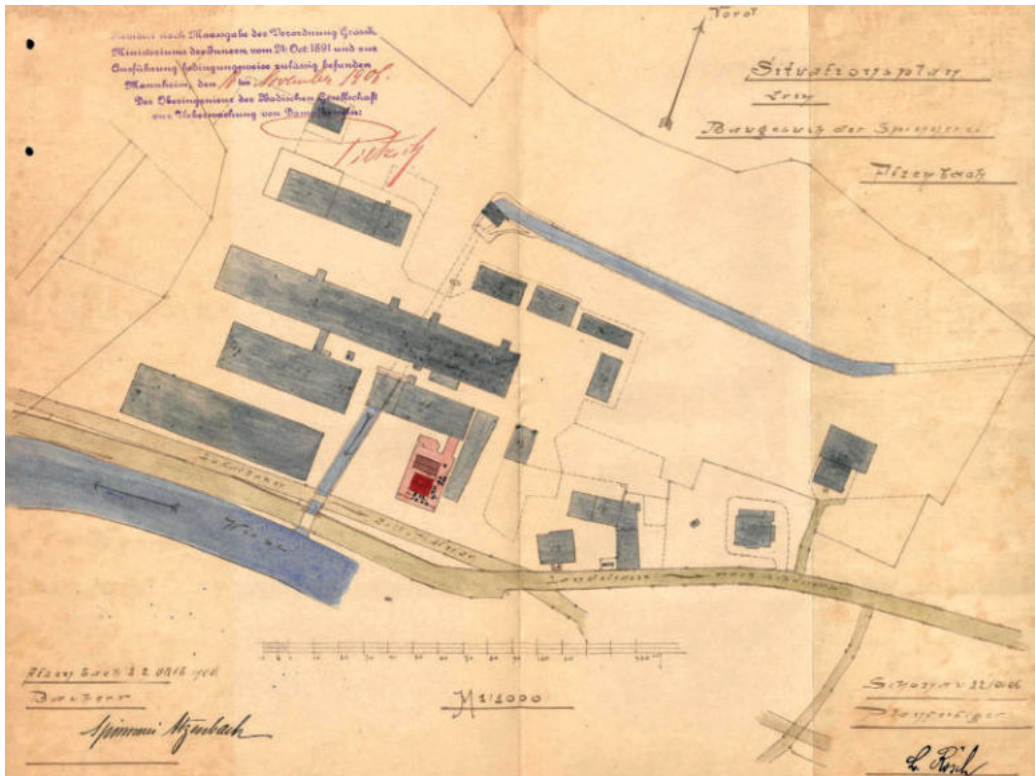


Abb. 55: Das Werksgelände der Spinnerei Atzenbach ist durch weitere Bauten (Baumwoll- und Versandlager, Shedhallen) bis an die Trasse der Bahn vorgerückt (vgl. Abb. 54). An der Landstraße stehen Gasthaus Sonne, Schlösle und vormaliges Direktorenhaus (Situationsplan von 1906). StAF B 719/1, Nr. 6795.

Entsprechend sorgfältig hielt man den Gewerbekanal instand, seine Sohle war durchgängig mit Holzbohlen stabilisiert worden.

Trotz vieler Innovationen in und um den Verarbeitungsprozess ließ sich die über sechs Geschosse des Hochbaus verteilte Produktion auf Dauer nicht durchhalten. Vielmehr erfolgte in den Jahren 1956–1958 ein grundlegender Umbruch in der baulichen und betrieblichen Entwicklung: Nach 110-jähriger Nutzung wurde die gesamte Produktion aus dem Traditionsbetrieb in einen vorgelagerten modernen Spinnereibau in Flachbauweise verlegt. Dafür mussten auf dem Gelände zur Bahntrasse hin ältere Gebäude weichen (Abb. 56, vgl. Abb. 54 und 55). Im Untergeschoss des Neubaus wurden das Baumwolllager sowie die verschiedenen Aufbereitungsstufen für den Rohstoff untergebracht, darunter besonders die Mischanlagen, denn die Baumwolle kam aus verschiedenen Provenienzen, beispielsweise in den Jahren 1958–1963 aus Mexiko, Nicaragua, Peru, USA, Spanien, und musste so lange gemischt werden, bis eine möglichst gleichmäßige Ausgangsqualität erreicht war.¹⁴³ Insgesamt sind in dieser Zeitspanne zwischen 2.100 t und 2.800 t Baumwolle pro Jahr verarbeitet worden. Zum Einsatz kamen außerdem rund 500 t Zellwolle und etwa 100 t vollsynthetische Fasern in den drei Werken von Atzenbach, Schopfheim und Rohmatt.

¹⁴³ Archiv Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.



Abb. 56: 1958 verlagerte man die Garnproduktion aus dem Traditionsbau in den Spinnereiflachbau davor. In den Shedhallen daneben das Vorwerk, außerdem Kesselhaus und Heizanlage. Im Altbau Lager und Versand. Nach Stilllegung der Bahn (1967) alle Transporte durch LKWs. Sammlung Hans Jungel / Zell-Atzenbach.

Im Erdgeschoss des Neubaus konzentrierte man den Kern der Aktivitäten mit 40 Ringspinnmaschinen und 14.400 Spindeln.¹⁴⁴ Den verlassenen Hochbau nutzte eine Versandabteilung der Zell-Schönau AG, außerdem diente er als Lager für das sehr breite Websortiment aus der Irisette-Produktion. Der allerletzte Umbruch für den 130 Jahre alten Traditionsbau kam 1989, als das massive Gebäude mit seinen bis zu 1,80 m dicken Außenmauern aus Bruchsteinen und sehr vielen Holzverbauungen im Inneren abgerissen wurde.¹⁴⁵

Die Übernahme der Spinnerei Atzenbach durch die Zell-Schönau AG an der Wende 1965/1966 hatte auch Folgen für den traditionsreichen Verbund mit dem Schopfheimer Werk. Der bis dahin in Schopfheim beheimatete Verwaltungssitz wurde nach Atzenbach verlegt, der Spinnereibetrieb aufgegeben, da dieser Altbau nicht modernisierbar war. Die Restbelegschaft ist von anderen Werken der Zell-Schönau AG übernommen worden.¹⁴⁶ In Rohmatt wurde die Spinnerei in eine Weberei umgerüstet, sodass es dort nun zwei Webereien der Zell-Schönau AG gab.¹⁴⁷

¹⁴⁴ Archiv Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.

¹⁴⁵ Badische Zeitung vom 13.07.1989.

¹⁴⁶ Badische Zeitung vom 22.07.1966.

¹⁴⁷ irisette brief (wie Anm. 113), 53 / 4 (1967).

Vor diesen Umstrukturierungen lag die Gesamtbelegschaftszahl in den Jahren 1958 bis 1963 bei durchschnittlich 430 Personen, jeweils hälftig Frauen und Männer.¹⁴⁸

Durchgreifender Wandel der Dorfstrukturen

Der Arbeitskräftebedarf der Spinnerei ließ die Einwohnerzahl Atzenbachs, die 1830 nur rund 330 betragen hatte, binnen Kurzem auf etwa 600 im Jahr 1852 und über 900 im Jahre 1867 hochschnellen, um danach langsamer zu wachsen bzw. zu stagnieren und erst um 1970 den Höchststand von über 1.100 Personen zu erreichen. Der Bevölkerungsanstieg spiegelt die rasante betriebliche Entwicklung in den ersten beiden Jahrzehnten nach der Gründung wider und lässt erkennen, welche dramatischen Umbrüche die Fabrik für das Dorf bewirkt hat.¹⁴⁹ Anfangs speiste sich der Zuzug von Arbeitskräften aus den umliegenden Bergdörfern, zum größeren Teil aber durch Zuwanderung verarmter Hotzenwälder Familien. Daneben pendelten zahlreiche Beschäftigte in oft stundenlangen Fußmärschen aus Nachbargemeinden in die Fabrik, wie bspw. über das Ehrberger „Baumwullewegli“.¹⁵⁰ In der großen Zuzugsphase nach dem Zweiten Weltkrieg kamen zunächst Flüchtlinge, ab 1960 italienische, dann türkische Gastarbeiter, von denen nicht wenige heimisch wurden, viele allerdings wieder wegzogen. 2008 waren 20 % der Einwohner Ausländer, 2013 noch 15 %.¹⁵¹

Für die Zuzügler mussten Unterkünfte geschaffen werden. Auf die ersten Laborantenhäuser – belegt durch die frühen Ansichten von J. M. Morat – folgten weitere, besonders um die Jahrhundertwende. 1920 gab es 85 Arbeiterwohnungen mit Gärten, Wasserleitung und elektrischem Licht.¹⁵² Ihre Anzahl stieg auf 100, d. h., dass rund die Hälfte der Atzenbacher Einwohnerschaft in Werkswohnungen der Spinnerei lebte. Zusammen mit den Immobilien in Schopfheim verfügte sie 1972 über 205 Werkswohnungen.¹⁵³ Die langgestreckten, meist zweistöckigen Laborantenhäuser mit Lauben auf der Rückseite oder anschließendem Holzschopf hatten durchweg acht Wohnungen mit zwei bis drei Zimmern; wuchs die Familie kräftig an, wurden zwei Wohnungen zusammengelegt (Abb. 57). Nach dem Ersten Weltkrieg baute man hier, mehr noch in Zell, auch kleinere Arbeiterhäuser.¹⁵⁴ Schon früh differenzierte sich der Werkswohnungsbau aus: Zu den ortsbildprägenden Laborantenhäusern kamen die anspruchsvolleren Meisterhäuser – eines davon für die Rohmatter Meister – sowie ein Direktorenhaus (Abb. 58–60, vgl. auch Abb. 73). Den Eindruck einer Unternehmervilla macht das „Schlössle“ im Unterdorf, das 1870/1871 in parkartiger Umgebung entstand und dann als Direktorensitz diente, während das frühere Direktorenhaus Werkswohnungen aufnahm. Die Baupläne für das Schlössle hatte Direktor Alfred Gemuseus gegengezeichnet (Abb. 61).

¹⁴⁸ Archiv Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W.

¹⁴⁹ Das betrifft freilich auch den Bevölkerungsrückgang nach Stilllegung der Spinnerei 1991 auf 740 Einwohner im Jahre 2013; PETER KIEFER, Atzenbach. 900 Jahre Ortschaft, 150 Jahre Musikverein, 150 Jahre Feuerwehr, hg. von der Ortsverwaltung Atzenbach, Atzenbach 2013, S. 34.

¹⁵⁰ HANS FRÄULIN, Menschen, Geschichten, Begebenheiten und Bilddokumente aus Zell im Wiesental (Weisch no, Bd. 2), Zell i. W. 1996, S. 51.

¹⁵¹ KIEFER, Atzenbach. 900 Jahre (wie Anm. 149), S. 33 ff.

¹⁵² HUMPERT, Der Amtsbezirk Schönau (wie Anm. 131), S. 46.

¹⁵³ Wir über uns. Eine Information der Zell-Schönau AG, Dez. 1985, S. 5, Bestand in: Wir über uns. Eine Information der Zell-Schönau AG, in einigen Exemplaren aus den 1980er Jahren in Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

¹⁵⁴ Markgräfler Tagblatt vom 21.08.1985.



Abb. 57: Die langgestreckten Laborantenhäuser in Atzenbach hatten durchweg acht Wohnungen mit Lauben auf der Rückseite, dazu Gärten zur Selbstversorgung. Das zur ersten Generation der Laborantenhäuser zählende und bei J. M. Morat dokumentierte Gebäude (vgl. Abb. 31) lässt zwischen den Fenstern unterhalb des entfernten Verputzes die ursprüngliche Bausubstanz aus Bruchsteinen erkennen. Foto: Cornelia Korff 2020.

Einige Werkswohnungen resultieren aus der Umnutzung früherer Bauern- und sonstiger Häuser (Abb. 62). Als Beispiel sei die ehemalige Gaststätte „Sonne“ genannt, die 1834 aus dem Oberdorf an den unteren Ortsausgang gegenüber der „Arche“ verlegt wurde, ganz in der Nähe der künftigen Spinnerei (Abb. 63, vgl. Abb. 30). Diese übernahm zunächst pachtweise, dann käuflich das Lokal und ließ es von verschiedenen Pächtern betreiben.¹⁵⁵ Mit dem Schriftzug „Sonne“ hat sie schon Johann M. Morat auf seinen Ansichten kenntlich gemacht. 1924 richtete die Firma dort ein Mädchenheim ein, 1930 schließlich Werkswohnungen.¹⁵⁶

Die Spinnerei als größter Arbeitgeber und Gewerbesteuerzahler beeinflusste die Infrastrukturen des Dorfes direkt und indirekt. Landwirtschaftliche Betriebe wurden zu Nebenerwerbsstellen, neue Geschäfte¹⁵⁷ und Handwerksbetriebe versorgten die wachsende Bevölkerung, ein noch heute stattlich wirkendes Schulhaus baute die Gemeinde 1874. Die Elektrifizierung des Ortes wurde möglich, weil die Maschinen in der Spinnerei nur tagsüber liefen und abends sowie nachts der Überschussstrom für die Straßen- und Gebäudebeleuchtung zur Verfügung stand. Die Spinnerei betrieb das Stromnetz von 1903 bis in die 1940er Jahre hinein und verkaufte es dann an das EW Zell.¹⁵⁸

¹⁵⁵ Festschrift zur Feier (wie Anm. 92), S. 34.

¹⁵⁶ Ebd.

¹⁵⁷ Der erste Kolonialwarenladen soll in einem Bauernhaus eröffnet worden sein, und zwar an der Stelle, wo heute das Schlössle steht; Festschrift zur Feier (wie Anm. 92), S. 28.

¹⁵⁸ Sammlung Hans Jungel / Zell i. W. – Atzenbach, ohne Jahr.



Abb. 58: Ehemaliges Meisterhaus der Spinnerei Atzenbach im Oberdorf (Rückansicht) mit Gärten und Schuppen. Nach Privatisierung unterschiedliche Lösungen bei Fassaden- und Laubengestaltung. Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 59: Ensemble von ehemaligen Laboranten- und Meisterhäusern im Atzenbacher Oberdorf: links vorne ein Meisterhaus mit Gärten und Schuppen, im Hintergrund ein dreistöckiger Laborantenbau (1920er Jahre), dazwischen drei Laborantenhäuser aus der Gründerzeit der Spinnerei (braune und rote Dächer). Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 60: Das erste Direktorenhaus entstand vermutlich gleichzeitig mit dem Bau der Spinnerei, präsent auf J. M. Morats Ansichten. 1871 wechselten die Direktoren ins „Schlössle“, im Altbau wurden Werkswohnungen eingerichtet. Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 61: Das „Schlössle“ wurde 1870/1871 als neues Direktorenhaus errichtet, 1938 grundrenoviert und 1978 von der Zell-Schönau AG an Privat verkauft. Einziges Gebäude im Stil einer Unternehmervilla in Atzenbach. Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 62: Am Standort der von J. M. Morat belegten Atzenbacher Fronmühle ist der Anbau zu einem Wohnhaus mit Lauben erweitert worden. Das mit Werkwohnungen der Spinnerei (Hintergrund) belegte Ensemble wick 1978 einer Neubebauung. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W., undatierte Aufnahme aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.



Abb. 63: L. Sütterle war einer der letzten Wirte im Gasthaus Sonne, deren Name auf den Ansichten J. M. Morats zu erahnen ist. Ab 1924 Mädchenheim der Spinnerei, ab 1930 Werkwohnungen. Vergrößerter Ausschnitt aus einer Ansichtskarte, Sammlung Peter Kiefer / Zell-Atzenbach.



Abb. 64: Bis nach dem Zweiten Weltkrieg stand unterhalb des zweiten Atzenbacher Kanaltunnels ein Badhaus. Von den Ein- und Ausstiegshilfen für die Schwimmer ist eine eiserne Leiter übrig geblieben. Foto: Bernhard Mohr 2020.

Am Gewerbekanal zwischen den beiden Stollen wurde ein Waschhaus eingerichtet, das bis nach dem Zweiten Weltkrieg genutzt wurde. Am unteren Stollenausgang stand ein Badhaus mit eisernen Leitern als Ein- und Ausstiegshilfe (Abb. 64).¹⁵⁹ „Im alten Akkumulatorenhaus installierte man Badewannen und eine Dusche, sodass Freitag nachmittags und Samstag morgens gegen eine geringe Gebühr gebadet werden konnte.“¹⁶⁰ Initiator für eine Kleinkinderschule war Direktor Alfred Gemuseus. In seinem Testament von 1886 hatte er der Gemeinde 40.000 Schweizer Franken vermacht, dazu sein Wohnhaus.¹⁶¹ In früher ökumenischer Sicht sollte „die Schule in wahrhaft christlich-toleranter Weise genutzt werden, dass sie von den Kindern aller Konfessionen besucht werden kann“.¹⁶² Für ihre Beschäftigten richtete die Spinnerei eine Betriebskrankenkasse (1893) und eine Unterstützungskasse (1937) ein. Trotz aufreibender Arbeit bei der Überwachung von immer mehr Spinnmaschinen pro Person sicherte der Arbeitsplatz in der „Spinni“ den Lebens-

¹⁵⁹ Das Schwimmen durch die Kanaltunnel, von denen einer wegen einer Biegung keinen Durchblick gewährte, war als Mutprobe bei der Dorfjugend beliebt, woran sich ältere Atzenbacher noch gut erinnern.

¹⁶⁰ KIEFER, Atzenbach. 900 Jahre (wie Anm. 149), S. 40.

¹⁶¹ Sammlung Hans Jungel / Zell i. W. – Atzenbach, ohne Jahr.

¹⁶² Sammlung Hans Jungel / Zell i. W. – Atzenbach, ohne Jahr.

unterhalt vieler Familien bis in die jüngere Vergangenheit, als die Spinnerei ihren rechtlichen und betrieblichen Status mehrfach wechselte.

4.2.3 Zell-Schönau AG – Umbrüche und Niedergang in Etappen

Mit dem Ausbau zum vollstufigen Unternehmen war der Höhepunkt der regionalen Expansion der Zell-Schönau AG erreicht (Abb. 65 und 48). Auch wenn sich krisenhafte Anzeichen im Textilgeschäft durch Importe aus Niedriglohnländern mehrten, herrschte produktionsmäßig Hochkonjunktur. Qualitätsmäßig deckte man mit Irisette-Bett- und Tischwäsche den gehobenen Bedarf ab. Allgemein waren die Damastgewebe der Firma hier wie auf den Exportmärkten – so zeitweise besonders in einigen westafrikanischen Ländern – sehr gefragt (Abb. 66). Die Zahl der Beschäftigten in ihren Standorten innerhalb und außerhalb des Tals überschritt die Schwelle von 3.500.¹⁶³



Abb. 65: Das langgestreckte, 3 ha große Fabrikareal der Weberei Zell zwischen Stadtkern und Wiese mit Webereihochbau und Firmensitz der Zell-Schönau AG um 1970. Heimatsammlung Ulrich Schwarz / Zell i. W.

¹⁶³ MOHR, Sterben auf Raten? (wie Anm. 27), S. 20.

Alle waren deshalb völlig überrascht, als die Eigentümer aus dem Hause Mez sowie weitere Aktionäre im Jahr 1969 ihre Anteile an die J. F. Adolff-Gruppe in Backnang verkauften. Im Zuge von Veränderungen am Grundkapital hatte der Streubesitz zugenommen. Mez war „[...] seit vielen Jahren nicht mehr Mehrheitsaktionär“.¹⁶⁴ Über diesen plötzlichen Umbruch wurden selbst einige Anteilseigner nicht rechtzeitig informiert – wie etwa die Minderheitsaktionärin Dore Färber, die seit acht Jahren dem Aufsichtsrat angehörte, sich jetzt aber frustriert zurückzog.

Die Firma Adolff, die um 1970 rund 9.500 Personen beschäftigte, gehörte europaweit zu den größten Herstellern von Baumwoll-, Teppich- und Streichgarnen. Mit dem Kauf des „Juwels Zell-Schönau“ – so Martin Adolff – sollte der Aufbau eines Textilimperiums entscheidend weitergehen. Rückblickend stellte der Besitzerwechsel für die Zell-Schönau AG allerdings eine folgenschwere Zäsur dar, die ihren Niedergang in Etappen einleitete. So wurden beispielsweise Zukäufe von Geweben getätigt, die den Standard der Wiesentäler Qualitätsprodukte nicht erreichten, aber unter dem Markennamen „Irisette“ in den Handel gingen.¹⁶⁵ Die Verwaltung der Firma von

Backnang aus wurde vernachlässigt, die Verantwortlichen erschienen selten vor Ort. Mit Bedauern sah die Belegschaft den letzten mit der Region verbundenen Geschäftsführer gehen. Investiert wurde wenig, wie aus späteren, traditionell eigentlich nüchtern gehaltenen Geschäftsberichten hervorgeht: „[...] nachdem die Gesellschaft längere Zeit nur unbedeutend investierte [...]“.¹⁶⁶ Für das Jahr 1978 hieß es: „[...] waren wir bemüht, die stark negative Geschäftsentwicklung der Vorjahre zu verändern“.¹⁶⁷ Hinzu kam, dass die Zell-Schönau AG kriselnde Betriebe aus der Adolff-Gruppe aufgebürdet bekam, deren Abwicklung viel Kapital kostete. Dasselbe passierte durch ein dubioses Projekt in Brasilien mit immensen Verlusten von mehreren Millionen DM.¹⁶⁸ Auch eine maßgebliche Beteiligung am Möve-Werk/Reutlingen erwies sich als Fehlschlag. Zu spät reagierte man aber auch auf die Verlagerung der Nachfrage von buntgewebter zu bedruckter



Abb. 66: Bekleidungsdamaste wurden zeitweise über umfangreiche Großaufträge in westafrikanische Länder geliefert, z.B. nach Nigeria. Das Bild zeigt ein Webmuster des „Emir of Kano“ nach einer Fotografie. Die Nachfrage schwankte allerdings erheblich und brach in den 1980er Jahre unvermittelt ab. Exponat im Wiesentäler Textilmuseum Zell i. W., Foto: Cornelia Korff 2020.

¹⁶⁴ irisette brief (wie Anm. 113), Nr. 65, 1969.

¹⁶⁵ MOHR, Sterben auf Raten? (wie Anm. 27), S. 21.

¹⁶⁶ Geschäftsbericht (wie Anm. 111), 1979.

¹⁶⁷ Geschäftsbericht (wie Anm. 111), 1978.

¹⁶⁸ Badische Zeitung vom 07./08.10.1978.

Bett- und Tischwäsche. All das geschah zur Unzeit einer bedrohlichen Krise für die gesamte deutsche Textilwirtschaft.

Als die Lage gegen 1978 kritisch wurde, fingen die KBC/Lörrach und die Firma G. Drews/Schrozberg, unterstützt durch das Land Baden-Württemberg, das kränkelnde Unternehmen auf. KBC übernahm 59,2 %, Drews 25,1 % des Aktienkapitals. In der Folge wurde ein neuer Aufsichtsrat installiert und ein neuer Vorstand bestellt. Der französische Mutterkonzern DMC, zu der die Lörracher KBC gehörte, beendete allerdings bereits 1982 sein Engagement. Nun wurde Drews Mehrheitseigner mit 84,3 % Kapitalanteil.¹⁶⁹

Im Rahmen der Maßnahmen zur Sanierung des Unternehmens gliederte man 1979 die Produktionsbereiche Spinnerei, Gewebeerzeugung und Konfektionierung aus und machte sie zu selbstständigen Tochtergesellschaften. Es entstand die Spinnerei Atzenbach GmbH¹⁷⁰ aus den Spinnereien Atzenbach, Breisach und Schönau mit rund 500 Mitarbeitern und 45 Mio. DM Umsatz (1985: ca. 75 Mio. DM) sowie einer Produktion von 24 t Garn pro Tag.¹⁷¹ Bei der Textilveredlung Wehr arbeiteten Ende 1982 240 Beschäftigte, in der Heimtex-Konfektion GmbH Müllheim mit einer weiteren Näherei in Wehr rund 200 Mitarbeiterinnen. Die Näherei im elsassischen Ottmarsheim war 1978 erstes Rationalisierungsoffer geworden. Insgesamt zählte die Zell-Schönau Gruppe am Jahresende 1982 noch 1.931 Beschäftigte.¹⁷²

Nach anfänglichen Sanierungserfolgen machte sich allgemeine Verunsicherung breit. Den mehrfach abrupten Wechsel der Mehrheitseigner übertraf noch ein außerordentlicher Verschleiß an Vorsitzenden und Mitgliedern des Vorstands. Hektisch wurde versucht zu diversifizieren: „Irisette rund ums Bett“, „Stoffe und Mode“, „Technical Fabrics“ für den Lärmschutz, „Idea“, „Pronte Moda“, letztlich der Einstieg bei „Smail“.¹⁷³ Hilflos hören sich nun in den Geschäftsberichten¹⁷⁴ die Hinweise auf Strukturbereinigungen, Kapazitätsabbau, Konsolidierung usw. an: In der Folge wurden sämtliche Werke geschlossen oder abgestoßen, 1991 sogar die an sich erfolgreiche Spinnerei Atzenbach mit ihrem hochwertigen Garnsortiment. Zell verlor seine traditionsreiche „Webi“. 1993 stellte als letzter Produktionsbetrieb die Weberei Schönau mit noch 150 Beschäftigten ihre Arbeit ein.¹⁷⁵

Was übrig blieb, übernahm 1994 die Bierbaum Textilwerke / Borken GmbH & Co KG. Interessiert war man dort vor allem an der Marke „Irisette“. Dazu wurde eine Vertriebsgesellschaft Irisette GmbH gegründet mit neuem Verwaltungssitz auf dem ehemaligen Schappe-Gelände in Zell (Abb. 67). Nach nur vier Jahren endete allerdings auch dieses Experiment. Irisette-Verwaltung, Lager und Versand wurden nach Westfalen verlegt. Die letzten 60 Beschäftigten verloren ihren Arbeitsplatz.¹⁷⁶

¹⁶⁹ Badische Zeitung vom 15.10.1982.

¹⁷⁰ Badische Zeitung vom 03.01.1979, Oberes Wiesental.

¹⁷¹ 150 Jahre Spinnerei Atzenbach 1835–1885, bearbeitet von HANS JUNGEL, unveröffentlichte Maschinenschrift; Sammlung Hans Jungel / Zell i. W. – Atzenbach.

¹⁷² Badische Zeitung vom 23.06.1983, Oberes Wiesental.

¹⁷³ Geschäftsbericht (wie Anm. 111), 1984–1988.

¹⁷⁴ Geschäftsbericht (wie Anm. 111), 1980er Jahre.

¹⁷⁵ Badische Zeitung vom 31.12.1993.

¹⁷⁶ Badische Zeitung vom 23.04.1997, Oberes Wiesental.



Abb. 67: Der 1994 errichtete Verwaltungsbau der Irisette GmbH auf ehemaligem Schappe-Gelände wurde nur vier Jahre später wieder aufgegeben, als die Textilwerke Bierbaum/Borken die letzten Reste Zeller Textiltradition nach Westfalen verlagerten. Foto: Cornelia Korff 2020.

4.3 Historische Spuren und Folgenutzungen

Das Ende der über 200-jährigen Textilgeschichte von Zell i. W. mit Atzenbach lässt sich nicht eindrucksvoller wiedergeben als durch Bilder vom Abriss des Spinnereihochbaus in Atzenbach im Jahr 1989 sowie von der Sprengung des Webereihochbaus in Zell im Jahr 1995. In beiden Fällen endete die Produktion Anfang 1991 (Abb. 68–70).¹⁷⁷

Gibt es heute noch Spuren gewerblicher Einrichtungen und Aktivitäten, welche Johann Martin Morat in seinen exakten Darstellungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts festgehalten hat? Von den gewerblichen und gewerbeabhängigen Infrastrukturen wie Fabrikgebäuden, Kanälen, Werkwohnungen u. Ä. ist erwartungsgemäß nicht allzu viel erhalten geblieben – in Atzenbach etwas mehr als in der Kernstadt.

In Zell beispielsweise ist der für die Industrieentwicklung unentbehrliche Kanal (Mühlteich) unterhalb des Kleinkraftwerks Schappe Anfang der 1970er Jahre zugeschüttet worden, wodurch zwei – bescheidene – Wasserkraftwerke verloren gingen (Abb. 71). In Atzenbach hingegen dient der Gewerbekanal ohne Eingriffe nach wie vor ganz der Energiegewinnung (Abb. 72).

¹⁷⁷ Im Falle Atzenbach war die Produktion 1958 aus dem Spinnereihochbau in eine davorliegende Flachbauhalle verlagert worden.



DAS INNENLEBEN der alten Atzenbacher Spinnerei. Mittlerweile liegt rund die Hälfte des alten Industriebaues am Boden.
Bild: Hubert Döbele

Abb. 68: Der imposante 120 m lange und 24 m hohe Bau der Spinnerei Atzenbach mit seinen über 400 Fenstern wird Mitte 1989 abgerissen. Er prägte fast 150 Jahre lang das Siedlungsbild des Ortes und hat sich währenddessen äußerlich nicht verändert, wie ein Vergleich mit der Fabrikfassade bei J. M. Morat zeigt (vgl. Abb. 28). BZ 13. Juli 1989, Oberes Wiesental.

Keinerlei Hinweise auf Werkswohnungen finden sich auf den Zeller Ansichten von Morat, denn ihre Erstellung kam erst in der Zeit nach seinen Besuchen in Gange. Die ersten der im Atzenbacher Oberdorf sehr früh entstandenen Laborantenhäuser konnte der Maler dagegen schon in den lockeren Gebäudebestand einfügen (Abb. 73, vgl. Abb. 31). Die stabilen, heute privatisierten und renovierten Häuser (Abb. 74) haben den Spinnereihochbau, Blickfang bei Morat, überdauert. Einige Nebengebäude um den ehemaligen Hauptbau bestehen noch: umgebautes Kesselhaus, das erste Direktorenhaus, das zu Werks-, dann zu Privatwohnungen umgenutzte Gasthaus Sonne neben der Arche am Ortsrand; ähnliche Umnutzungen erfuhr der traditionelle Mühlenstandort an der Wiese, dessen Gebäudebestand jedoch durch Neubauten ersetzt wurde.

In Zell erscheinen die „Rote Fabrik“ (Abb. 75) sowie die Montfortmühle am Himmelsbach (Abb. 76) bereits auf Morats Ansichten, vermutlich auch das ehemalige Koechlin'sche Wohn- und Verwaltungsgebäude „auf dem Aiele“ neben Feßmann & Hecker (Abb. 77). Das ursprüngliche Anwesen der Familie Montfort mit dem Gebäudebestand der Brauerei, Mühle und Wohnhaus



Abb. 69: Sprengung des ortsbildprägenden Webereihochbaus der Zell-Schönau AG am 17.03.1995. Mit diesem letzten Umbruch endet eine über 200-jährige Textiltradition in Zell i. W. Foto: Bernhard Mohr 1995.



Abb. 70: *Irissette*: Produktion eingestellt – Firmenschriftzug am Boden – Marke abgewandert. Foto: Bernhard Mohr 1995.



Abb. 71: Das heute von Energiedienst betriebene Kleinwasserkraftwerk am Zeller Gewerbekanal nutzt eine Fallhöhe von 5,8 m zur Stromgewinnung mit einer Jahresleistung von 1,1–1,4 Mio. kWh. Rückleitung des Wassers in die Wiese, da unterer Kanalabschnitt zugeschüttet. Foto: Cornelia Korff 2019.

an der Rasenbleiche verschwand erst Ende der 1990er Jahre im Zuge des Abrisses und der Neubebauung für eine Pflegeeinrichtung aus dem Ortsbild.

Als Nachnutzer auf den einstigen Fabrikarealen in Atzenbach konnte lediglich ein einziger größerer produzierender Betrieb gewonnen werden, nämlich ein Zweigwerk der Fa. Hella/Lippstadt. Der Flachbau der ehemaligen Spinnerei ist samt noch bestehenden Nebengebäuden zu einem Western-Freizeitpark umfunktioniert worden, dessen „Wachtürme“ ein Kesselhaus aus den 1880er Jahren malerisch flankieren (vgl. Abb. 53) und dessen Palisaden das ehrwürdige ältere Kesselhaus aus J. M. Morats Zeiten verdecken (Abb. 78, vgl. Abb. 28 und Abb. 53). Im Mittelteil des Spinnereiflachbaus blieb Platz für ein Irisette-Outlet der Textilwerke Bierbaum/Borken. Einige Kleinbetriebe, das Wasserkraftwerk von Energiedienst und ein Busunternehmen nutzen restliche Flächen.

Auf dem drei Hektar großen Gelände der Zeller Weberei am Gewerbekanal hat nichts vom Altbestand in J. M. Morats Ansichten die wechselvolle Unternehmensentwicklung überdauert, da die ursprüngliche Bausubstanz schon dem Großbrand von 1908 zum Opfer gefallen war (vgl. Abb. 37). Der nach dem Brand jahrzehntelang stadtbildprägende Webereihochbau (vgl. dazu Abb. 65) war 1995 gesprengt worden. Auf dem frei gewordenen Areal haben sich zwei Einkaufsmärkte etabliert, welche die zentralörtlichen Funktionen der Kleinstadt stärken (Abb. 79). An die lange Textiltradition erinnert das sehenswerte und mit viel ehrenamtlichem Engagement geführte Wiesentäler Textilmuseum (Abb. 80). In überkommenen Shedhallen orientieren Schautafeln über die traditionsreiche Wiesentäler Textilindustrie, die zahlreichen Verarbeitungsschritte beim Spinnen und Weben werden zudem an einsatzbereiten Maschinen anschaulich vorgeführt.



Abb. 72: Das Wasserkraftwerk der Spinnerei Atzenbach nutzte die Fallhöhe von 11,8 m zwischen Gewerbekanal (mit Rechenhäuschen) und Turbinenanlage bis 1936 für den mechanischen Direktantrieb, danach über Stromerzeugung. Heute betrieben von Energiedienst (Jahresleistung 3,2–3,6 Mio. kWh). Foto: Cornelia Korff 2019.



Abb. 73: Im Atzenbacher Oberdorf führte der Bau von Werkswohnungen in Laboranten- (gelbes Quadrat) und Meisterhäusern (gelber Stern) der Spinnerei zur Siedlungsverdichtung des ursprünglich weilerartig lockeren Ortsteils (vgl. Abb. 31 und 59). Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 74: Das im Jahr 2020 renovierte ehemalige Laborantenhaus in Atzenbach zählt zu den ältesten Gebäuden am Ort, belegt durch Johann Martin Morats Ansichten (vgl. Abb. 31). Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 75: „Rote Fabrik“ in Zell, Standort der wegen Anliegerwiderstand gescheiterten Hammer-
schmiede, dann der Cottonweberei von Meinrad Montfort. Ansatzpunkt der von M. Bölger begrün-
deten und später kanalaufwärts verlagerten Florettseidenspinnerei. Foto: Cornelia Korff 2019.



Abb. 76: Ehemaliges Montfort-Mühlengebäude am Himmelsbach in Zell. Die 1905 an S. Kern
verpachtete Mühle wurde bis nach dem Zweiten Weltkrieg betrieben. Im Tiefkeller des heutigen
Wohnhauses gut erhaltene Turbinenanlage (vgl. Abb. 18). Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 77: Ehemaliges Fabrikareal der einstigen Spinnerei und Zwirnerei Feßmann & Hecker. Ursprünglicher Standort der in J. M. Morats Ansichten belegten Handweberei, später mechanischen Spinnerei der Unternehmer Koechlin, auf die Teile der Shedbauten, Kanal und Firmenvilla (rechts) zurückgehen. Foto: Cornelia Korff 2019.



Abb. 78: Auf dem Gelände der ehemaligen Spinnerei Atzenbach wurde ein Zweigwerk der Firma Hella angesiedelt – Flachbau im Hintergrund. Davor hat sich im einstigen Spinnereiflachbau aus dem Jahre 1958 ein Westernfreizeitpark etabliert, zu dem auch Altbauten (ältestes Kesselhaus, verdeckt) gehören, die ebenso wie die Arche und das ehemalige Gasthaus Sonne (rechter Bildrand) schon durch J. M. Morat belegt worden sind. Foto: Cornelia Korff 2020.



Abb. 79: Mehr als die Hälfte des 3 ha großen ehemaligen Webereiareals der Zell-Schönau AG in Zell wird heute von zwei Einkaufsmärkten eingenommen. Platz in überkommenen Shed-hallen fand außerdem das Wiesentäler Textilmuseum. Foto: Cornelia Korff 2019.



Abb. 80: In den wenigen verbliebenen Shedhallen der Weberei Zell orientiert das Wiesentäler Textilmuseum an einsatzbereiten Spinn- und Webmaschinen über die Verarbeitungsprozesse der Baumwolle bis zum fertigen Gewebe sowie allgemein über die Geschichte der Wiesentäler Textilindustrie. Foto: Cornelia Korff 2020.

Zusammenfassung

Der Stühlinger Maler Johann Martin Morat (1805–1867) war Zeitzeuge der rasanten wirtschaftlichen und sozialen Umbrüche von der Früh- bis in die beginnende Hochindustrialisierung. Während seiner Reisen ins Große Wiesental im Südschwarzwald dokumentierte er diesen Strukturwandel in seinen Orts- und Landschaftsansichten. Seine Vorgehensweise, nahezu mit der Genauigkeit eines Vermessers oder Fotografen die Landschaften und Orte abzubilden, macht seine Gouachen zu wertvollen, bislang noch kaum genutzten topografischen Quellen für landeskundliche Studien. Da Morat seine Gouachen nicht datiert hat, ist deren geografische Auswertung ohne Hilfe von zusätzlichen historischen Dokumenten und landeskundlichen Untersuchungen allerdings kaum möglich. Der Vergleich der verschiedenen Ortsansichten mit solchen Quellen erlaubte es dennoch, die Zeitspannen für das Entstehen der Gouachen auf wenige Jahre einzuengen. Somit werden im vorliegenden Beitrag die bekannten Gouachen Morats von Zell i. W. und Atzenbach als geografische Quellen der strukturellen Umbrüche bis zur Industrialisierung nutzbar gemacht.

Ausgehend von den von Morat belegten Anfängen der Textilunternehmen von Meinrad und Peter Montfort, von Peter und Albert Koechlin in Zell i. W. sowie von der Spinnerei Atzenbach werden deren weitere Unternehmensentwicklungen und ihre Raumwirksamkeit aufgezeigt. Historisches Bildmaterial visualisiert eindrücklich das durch die stürmische betriebliche Entwicklung und durch die räumliche Expansion der Textilunternehmen zusammengewachsene Siedlungs- und Industrieband zwischen Zell und Atzenbach. Der Umbruch von der vorindustriellen hausgewerblichen Spinnerei und Weberei bis zur industriellen Fertigung, die wechselvolle Geschichte der folgenden Phasen des dynamischen Wachstums, der Krisen und Umschwünge sowie letztlich der Niedergang der ehemaligen Textil-Leitindustrie im Großen Wiesental wurden in Form einer Mikrostudie an den Beispielen der aus den Koechlin'schen Betrieben hervorgegangenen „Spinnerei und Webereien Zell-Schönau AG“ sowie der Spinnerei Atzenbach detailliert nachgezeichnet. Diese spiegeln den Branchenlebenszyklus der Textilindustrie wider. Unverkennbar haben dabei aber auch unternehmerische Persönlichkeiten die Entwicklung entscheidend beeinflusst.

Von den untersuchten Unternehmensbeispielen sind zwar wenige, aber bemerkenswerte Relikte aus Morats Zeit erhalten geblieben, wie beispielsweise die frühesten Laborantenhäuser sowie das Direktorenhaus, das Gebäudeensemble um den ehemaligen Gasthof Sonne, das älteste Kesselhaus der Spinnerei oder der Fabrikkanal in Atzenbach sowie die „Rote Fabrik“, das ehemalige Montfort'sche Mühlengebäude am Himmelsbach oder das Koechlin'sche Verwaltungsgebäude „auf dem Aiele“ in Zell i. W. Mit dem Niedergang der Zell-Schönau AG und der Spinnerei Atzenbach verschwanden hingegen auch deren ortsbildprägende Hauptgebäude. Ein Konglomerat verschiedenster Folgenutzungen hat sich auf den ehemaligen Industriearealen angesiedelt. Die Erinnerung an die Textiltradition hält das Wiesentäler Textilmuseum in Zell i. W. wach.

Danksagung

Der vorliegende Beitrag geht auf eine Kooperation des Alemannischen Instituts mit dem Augustinermuseum in Freiburg 2019 zurück. Für den von Dr. Felix Reuße herausgegebenen Katalog zur Ausstellung in der Graphischen Sammlung des Augustinermuseums „Blauer Himmel über Baden. Ortsansichten des 19. Jahrhunderts von Johann Martin Morat“ verfassten wir kurze

wirtschaftsgeografische Interpretationen zu den Gouachen J. M. Morats von Todtnau und Zell i. W. Einzelheiten der Kulturlandschafts- und Wirtschaftsgeschichte beider Orte beleuchteten wir näher in einem Vortrag. Er war Teil einer Reihe, die ebenfalls vom Alemannischen Institut in Zusammenarbeit mit dem Augustinermuseum durchgeführt wurde und als „Exkursionen ins Bild“ neue Perspektiven zu den Ortsansichten Morats eröffnen sollte.

Für diesen Beitrag haben wir einen Aspekt aus Morats Gouachen von Zell i. W. mit Atzenbach herausgegriffen, nämlich die präzise dargestellten Vorstufen und Anfänge der Textilindustrie. Deren weitere, an Umbrüchen reiche Entwicklung über Blüte und Niedergang ist von uns ausführlich verfolgt worden. Dazu führten wir Interviews mit Ortskundigen und mit ehemals in der Textilindustrie Beschäftigten. Wir verdanken detaillierte Einblicke in die Unternehmensentwicklungen der Zell-Schönau AG und der Spinnerei Atzenbach unseren kenntnisreichen Gesprächspartnern. Sie stellten uns darüber hinaus vielfältiges historisches Bildmaterial und sonst nicht verfügbare Unternehmensdokumente, Chroniken usw. zur Verfügung. So konnten zusätzlich zu den Ausstellungsexponaten des Augustinermuseums weitere Gouachen J. M. Morats von Zell und Atzenbach, die sich in Privatbesitz befinden, aufgespürt und für die Arbeit herangezogen werden. Die meisten von uns verwendeten Quellen stammen aus privaten Sammlungen und aus dem Archiv des Wiesentäler Textilmuseums in Zell i. W. Der Zugang zu den Beständen und die Digitalisierungsmöglichkeiten im Staatsarchiv Freiburg waren 2020 durch die Corona-Pandemie sehr eingeschränkt.

Unseren aufgeschlossenen Gesprächspartnern, die auch für immer wieder neu auftretende Nachfragen offen waren, danken wir für die umfassenden Informationen ebenso wie für das umfangreiche Quellenmaterial, das wir auswerten konnten:

Helmut Bock / Zell i. W.-Atzenbach; Bärbel und Hubert Döbele / Zell i. W.; Claus Faller / Zell i. W.; Hans Jungel / Zell i.W.-Atzenbach; Peter Kiefer / Zell i.W.-Atzenbach; Dieter und Maria Körschges / Freiburg i. Br.; Helmut Mond / Zell i.W.-Atzenbach; Andreas Müller / Zell i. W.; Dr. Felix Reuße / Freiburg i. Br.; Regine Rottler / Zell i. W.; Urban Rudiger / Zell i. W.; Bernhard Schäuble / Häg-Ehrsberg; Ulrich Schwarz / Zell i. W.; Petra und Dr. Johann Schulz-Baldes / Freiburg i. Br.; Karl Seger / Zell i. W.; Kathi Stiefken und Carmine Lais / Zell i. W.; Elmar Vogt / Hausen i. W.; Konrad Wetzel / Zell i. W.

Das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald und die Zähringer im Wandel der Zeit

Jutta Krimm-Beumann

Klöster gehörten seit dem frühen Mittelalter zu den konstituierenden Elementen von Herrschaft. Beschränkte sich ihre Stiftung noch im 10. Jahrhundert auf Initiativen ranghoher geistlicher und weltlicher Würdenträger aus der Umgebung des Königshauses, so entwickelten seit der Jahrtausendwende insbesondere im Südwesten des Reiches zunehmend Grafen und edelfreie Adelige ein Interesse an Gotteshäusern. Unter dem Einfluss der päpstlichen Partei in dieser Region vollzog sich dabei ein grundlegender Wandel. Denn seit Mitte des 11. Jahrhunderts erbaten Stifter für ihre Klöster nicht mehr, wie bisher, den Schutz des Reiches, sondern den des Apostolischen Stuhls. Sie orientierten sich dabei an den Ideen der Reform.¹ Im Zuge dieser Bewegung entstand auch die Abtei St. Peter. Sie liegt östlich von Freiburg im Breisgau auf einer gewellten Hochfläche des Schwarzwaldes unweit des vermutlich ältesten Verbindungsweges vom Breisgau auf die Baar und zum Bodensee durch das heutige Höllental. Hauptakteur ihrer Stiftung war Herzog Bertold II. († 1111), der Begründer der Zähringerlinie. Auch nach ihrem Aussterben spielte die Pflege ihrer memoria in der Abtei immer wieder eine bedeutende Rolle bis zu deren Aufhebung im Jahr 1806.²

Eine umfassende Gründungsgeschichte St. Peters ist nicht überliefert. Für seine Frühgeschichte gilt es daher, verstreute Hinweise in Quellen verschiedener Provenienz zusammenzufügen. Ein kurzer Sanpetriner Bericht über die Gründung der Abtei und erste Weihe einer Klosterkirche aus dem Ende des 12. Jahrhunderts ist nur als Fragment überliefert.³ Weitere Hinweise zu den Anfängen der Abtei gibt Bernold von Konstanz im zeitgenössischen Teil seiner Chronik. Er bezeichnet sich nach 1085 als Mönch St. Blasians und war 1093 nach Allerheiligen in Schaffhausen übersiedelt. Da St. Peter enge Beziehungen zu diesem Reformkloster pflegte, könnte er Informationen aus erster Hand gehabt haben. Zudem war er nachweislich seit 1084 enger Mitarbeiter Bischof Gebhards III. von Konstanz. Nach Auskunft des Chronisten Bernold errichtete Gebhards Bruder, der damalige alemannische Gegenherzog Bertold II., auf seinem Eigengut im Schwarzwald ein

¹ THOMAS ZOTZ, Ottonen-, Salier- und Stauferzeit, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 1: Allgemeine Geschichte, Teil 1: Von der Urzeit bis zum Ende der Staufer, hg. von MEINRAD SCHAAB und HANSMARTIN SCHWARZMAIER, Stuttgart 2001, S. 381–528, hier S. 430 f., 510 f.

² Der vorliegende Aufsatz ist eine erweiterte Fassung meines Vortrags anlässlich der Vorstellung des von mir bearbeiteten Bandes „Die Benediktinerabtei St. Peter im Schwarzwald“ (Germania Sacra, 3. Folge, 17. Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz; Das Bistum Konstanz, Bd. 7), Berlin/Boston 2018 am 11.07.2019.

³ FRANZ LUDWIG BAUMANN, Geschichtliches aus Sanct Peter 13. bis 18. Jahrhundert, in: Freiburger Diözesanarchiv 14 (1881), S. 63–95, hier S. 70; zu dieser Quelle und ihrem Autor DIETER MERTENS, Peter Gremmelsbach, Abt von St. Peter im Schwarzwald 1496–1512, in: Das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald. Studien zu seiner Geschichte von der Gründung im 11. Jahrhundert bis zur frühen Neuzeit, hg. von HANS-OTTO MÜHLEISEN, THOMAS ZOTZ und HUGO OTT, Waldkirch 2001, S. 215–248, hier S. 215–221; JUTTA KRIMM-BEUMANN, *monasterium conditum-transtulit-fundavit*. Zur Gründung des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 161 (2013), S. 43–58, hier S. 47 f.

monasterium, ein Kloster, zu Ehren des heiligen Petrus. Am 1. August 1093 begründete Bischof Gebhard mit der Weihe dort das Konventsleben; der Herzog fügte zur Ausstattung St. Peters alle Güter eines *monasterium* hinzu, das sein Vater an einem anderen Ort erbaut hatte, wohl das Gotteshaus in Weilheim an der Teck, unterhalb der Limburg, der Burg Bertolds I., des Vaters der beiden Brüder.⁴ Darüber konnte Gebhard aufgrund des Erbrechts verfügen und hatte es mit Zustimmung seines Bruders Bertold Kloster Hirsau bei seinem Eintritt in diese Abtei tradiert. Als er Hirsau 1084 verließ, um das Konstanzer Bischofsamt zu übernehmen, bemühte sich Bertold mit großem Eifer darum, in diesem Gotteshaus in Weilheim Mönche mit einem Abt einzusetzen. Um es aus der vermögensrechtlichen Abhängigkeit von Hirsau zu lösen, gab er der Abtei neun Hufen Land, einen halben Markt und eine halbe Kirche in Gültstein (bei Herrenberg) – so eine Notiz des Hirsauer Schenkungsbuchs aus dem Ende des 12. Jahrhunderts.⁵ Auch ein zeitgenössisches Schutzprivileg Urbans II. für Kloster Hirsau aus dem Jahr 1095 bestätigt diesen Akt, denn der Schutz bezieht ausdrücklich das Gut Gültstein mit ein, das der Abtei als Ersatz für die Zelle des heiligen Petrus in Weilheim gegeben wurde.⁶ Dem Tausch stimmte vermutlich auch deren einstiger Erbe Gebhard zu und wurde so indirekt zum Mitbegründer St. Peters. Dem entspricht die im Rotulus Sanpetrinus bezeugte Haustradition St. Peters, wonach sowohl Herzog Bertold II. als auch sein Bruder Gebhard in gleicher Weise als Gründer der Abtei gelten.⁷

An der Gründung St. Peters beteiligt war auch der Vater der Hirsauer Reformbewegung, Abt Wilhelm von Hirsau. Bald nach dessen Tod im Jahr 1091 schreibt der Hirsauer Prior Heimo diesem Begründer neuer Klöster auch die Gründung eines Weilheimer Gotteshauses zu, das später auf den Berg des heiligen Petrus verlegt worden sei.⁸ Gemeint war wohl die *cella sancti Petri de monte*. Dieser Name der Schwarzwaldabtei begegnet noch im 13. Jahrhundert auf ihren Siegeln.⁹

Anscheinend verfolgte der Herzog zunächst seinen Plan, aus der von seinem Vater gegründeten Zelle in Weilheim eine Abtei, ja womöglich ein Hauskloster zu machen. Denn bei Gra-

⁴ Die Chroniken Bertholds von Reichenau und Bernolds von Konstanz 1054–1100, hg. von S. IAN ROBERTSON (Monumenta Germaniae Historica, Scriptores, Nova Series, Bd. 14), Hannover 2003, S. 104–110, 503 f.; siehe auch Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 59 f.

⁵ Codex Hirsaugiensis, hg. von EUGEN SCHNEIDER (Württembergische Geschichtsquellen, Bd. 1), Stuttgart 1887, S. 49 f.; zu dieser Überlieferung zuletzt KRIMM-BEUMANN, *monasterium* (wie Anm. 3), S. 46 f.; zur Schenkung der *prepositura* Weilheim an Hirsau durch Gebhard siehe ULRICH PARLOW, Gebhard von Zähringen: Kölner Kanoniker und Propst von Xanten, Mönch zu Hirsau, Bischof von Konstanz (†1110), in: Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, 194 (1991), S. 49–53, hier S. 52 f. und DERS., Die Zähringer. Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Quellen, Bd. 50), Stuttgart 1999, Nr. 74.

⁶ Württembergisches Urkundenbuch, hg. von dem königlichen Staatsarchiv Stuttgart, Bd. 1, Stuttgart 1849, Neudruck unter dem Titel Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 1, Aalen 1972, Nr. 247, S. 305 bzw. unter www.wubonline.de.

⁷ Die ältesten Güterverzeichnisse des Klosters St. Peter im Schwarzwald, bearb. von JUTTA KRIMM-BEUMANN (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Quellen, Bd. 54), Stuttgart 2011, R 2, 3.

⁸ Haimo, Vita Willihelmi abbatis Hirsaugiensis, hg. von WILHELM WATTENBACH, in: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores 12, hg. von GEORG HEINRICH PERTZ, Hannover 1856, S. 209–225, hier S. 219, c. 22; zur Zeitstellung der Vita und ihrem Verfasser WILHELM WATTENBACH / ROBERT HOLTZMANN, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Die Zeit der Sachsen und Salier 2: Das Zeitalter des Investiturstreits (1050–1125), Neuausgabe besorgt von FRANZ-JOSEF SCHMALE, Darmstadt 1967, S. 390.

⁹ GLAK 21 Nr. 6590, 15 Nr. 317.

bungen in der dortigen Kirche fand sich im Mittelschiff des 1089 geweihten Vorgängerbaus eine gemauerte, unbenutzte Grabstelle, die vielleicht für den Stifter vorgesehen war.¹⁰ In eine andere Richtung weist allerdings die Schenkung einiger Breisgauer Güter, die Gebhard der Weilheimer Kirche wohl bei ihrer Weihe schenkte.¹¹ Bekanntlich führten die zu große Nähe der Staufer im Neckarraum, die Rückeroberung des Breisgaus und schließlich der Anfall des burgundischen Erbes zu einem Sinneswandel Bertolds.¹² Sollte sich dieser bereits 1089, also ein Jahr vor dem Anfall dieses Erbes angebahnt haben? Der Herzog verlegte seinen Herrschaftsschwerpunkt an den Oberrhein und wählte für sein Hauskloster einen Standort in der Nähe seiner neuen, namengebenden Burg Zähringen. Die Schenkung seines Bruders Gebhard deutet auf dessen Mitwirkung an diesem Plan. Doch anscheinend gab es von Seiten Hirsaus Widerstand gegen einen Umzug der in Weilheim bereits tätigen Mönche in den Schwarzwald. Darauf deutet ein weiteres Zugeständnis, eine bisher nicht bekannte zusätzliche Gabe von fünf Hufen Land in Gültstein an Kloster Hirsau.¹³

Etwaige Differenzen mit Hirsau scheinen bei der ersten Weihe der Klosterkirche am 1. August 1093 ausgeräumt, denn unter den Teilnehmern war auch Wilhelms Nachfolger, Abt Gebhard von Hirsau. Er führte bei dieser Gelegenheit die Hirsauer Klosterregeln ein; zugleich wurde der aus Hirsau entsandte Adalbero zum Abt gewählt.¹⁴ Der Herzog übereignete das auf seinem Gut gegründete Kloster dem päpstlichen Stuhl. Dieser Verzicht auf seine eigenkirchlichen Herrschaftsrechte entsprach Hirsauer Reformideen. Den Akt sanktionierte ein Schutzprivileg Papst Urbans II., das Bertolds Bruder Gebhard im März 1095 während der Synode von Piacenza erwirkt hatte.¹⁵ Unter dem Schutz der römischen Kirche standen seitdem nicht nur das Kloster selbst, sondern auch sein gegenwärtiger und künftiger Besitz.

Das hinderte freilich Bertold II. nicht, ein zur Grundausrüstung der Abtei gehörendes Gut, das burgundische Huttwil, zu Gunsten eines Vasallen St. Peter zu entfremden.¹⁶ Dieser Vertrauensbruch könnte die Verzögerung einer Vogtwahl veranlasst haben. Das genannte Papstprivileg beschränkt das Amt des Vogtes nicht auf die Stifterfamilie, wie etwa das gleichzeitige Schutzprivileg für Hirsau.¹⁷ Dies hätte durchaus nahegelegen, da ja der Mitstifter Gebhard das Privileg vermittelte. Stattdessen findet sich darin die wenn auch versteckte Zusage einer freien Vogtwahl. Sollte sie auf Gebhards Intervention zurückzuführen sein? An der Weihefeier im August 1093 in Gegenwart vieler Gäste nahmen auch papsttreue Äbte zahlreicher Reformklöster Hirsauer Observanz teil und bemerkenswerterweise die Bischöfe Burkhard von Basel und Otto von Straßburg, ein Bruder des Schwabenherzogs Friedrich I. von Staufern, beide enge Vertraute Kaiser Heinrichs IV. Dies überliefert zwar nur der Sanpetriner Gründungsbericht aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, doch lässt sich eine nachträgliche Aufnahme fingierter Gäste kaum begründen. Ihre

¹⁰ Hierzu SÖNKE LORENZ, Zur Geschichte des „verlegten“ Klosters Weilheim vor und nach 1093, in: Das Kloster St. Peter (wie Anm. 3), S. 11–32, hier S. 18 f. und 26 f. und DERS., Weilheim im frühen und hohen Mittelalter: Von der alemannischen Besiedlung bis zum Wegzug der Bertolde, in: Weilheim. Die Geschichte der Stadt an der Limburg, hg. von MANFRED WASSNER u. a., Weilheim an der Teck 2007, S. 31–68, hier S. 58 f.

¹¹ Hierzu ausführlicher siehe Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 324.

¹² Hierzu und zum Folgenden ebd., S. 61–64.

¹³ Codex Hirsaugiensis (wie Anm. 5), S. 25.

¹⁴ BAUMANN, Geschichtliches (wie Anm. 3), S. 71 f.

¹⁵ Güterverzeichnisse (wie Anm. 7), R 1.

¹⁶ Siehe hierzu und zum Folgenden Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 122 f.

¹⁷ Güterverzeichnisse (wie Anm. 7), R 1, Z. 23–25; Württembergisches Urkundenbuch (wie Anm. 6), S. 306.

Teilnahme an den Feierlichkeiten könnte die spätere Versöhnung der Parteien eingeleitet haben, an der diese beiden Bischöfe bekanntlich beteiligt waren.¹⁸

Auf Spannungen zwischen dem ersten, von Hirsau entsandten Abt Adalbero und seinen Hirsauer Mitbrüdern auf der einen Seite und der Gründerfamilie im weiteren Sinn auf der anderen deuten einige Formulierungen des Sanpetriner Schutzprivilegs Urbans. Seine Echtheit wird nicht bezweifelt, doch es unterscheidet sich von den nahezu zeitgleichen oder späteren Schutzprivilegien desselben Papstes für die Klöster St. Georgen, Hirsau und St. Blasien. So ist es nicht wie diese namentlich an den derzeit dort regierenden Abt und seine Nachfolger gerichtet, sondern ganz allgemein an alle, die an der Zelle des heiligen Petrus unter der Regel des heiligen Benedikt dem Herrn dienen, und an deren Nachfolger. Adalbero hatte sich nach seiner Abtswahl nach Rom begeben und war auf dem Weg zur Kurie von Anhängern des Gegenpapstes, den Wibertinern, gefangen genommen worden. Der fehlende persönliche Bezug auf ihn wäre plausibel, wenn er sich im März 1095 noch in deren Gefangenschaft befunden hätte. Er könnte aber auch zwar gewählt, doch noch nicht bestätigt und ordiniert worden sein. Auf Kritik an seiner Wahl deutet die Formel, es sollte die Gesamtheit der Klostergemeinschaft (*uestri collegii universitas*) einen Kandidaten wählen. Die genannten zeitgenössischen und spätere Privilegien sehen lediglich eine Wahl durch die Brüder vor. Zu dem *collegium* genannten Verbund könnten auch Angehörige aus dem Hause des Herzogs gehört haben, die vielleicht nur eine lockere Verbindung zur Abtei hatten, keine Residenzpflicht. Denkbar wäre auch, dass der Konstanzer Bischof den Hirsauer Kandidaten nicht für das Amt geeignet hielt oder dessen Unabhängigkeit von Hirsau nicht gewährleistet sah; hatte er doch zuvor schon die Weihe des von Wilhelm von Hirsau im Kloster St. Georgen oktroyierten Abtes Theoger zunächst verweigert.¹⁹

Unter Abt Eppo, der sein Amt vermutlich Anfang 1109 antrat, konnten die Differenzen mit Herzog Bertold beigelegt werden. Bei einem feierlich inszenierten Akt vor der Kirche an Himmelfahrt 1109 in Gegenwart einer großen Öffentlichkeit und herbeigeholter Reliquien erstattete der Herzog reumütig das entfremdete Huttwil zurück. Er sicherte außerdem zu, dem Kloster nie wieder zu schaden, es vielmehr künftig mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu fördern. Daraufhin forderte ihn der Abt auf, das Dorf Huttwil in seinen Schutz zu nehmen, wohl ein erster Schritt auf dem Weg zur Übergabe der Vogtei an die Stifterfamilie. Ein Erfolg des Versöhnungsaktes könnten einige durch des Herzogs Gegenwart unterstützte Schenkungen seiner Anhänger gewesen sein.²⁰ Er übernahm damit bereits eine Rolle, die seine Söhne später als Vögte St. Peters einnahmen. Diese hatten am 27. Dezember 1111 im Rahmen einer umfangreichen Güterschenkung zu ihrem und ihrer dort bestatteten Eltern Seelenheil öffentlich auf jegliches Erbrecht verzichtet, das ihnen nach alemannischem Brauch auch für Güter zustand, die ihre Vorfahren dem Kloster übereignet hatten; außerdem gestatteten sie ihren Dienstleuten und Angehörigen ihrer *familia*, die Abtei mit Stiftungen aus ihrem Vermögen oder Gütern zu fördern.²¹

Die Herzöge erneuerten die Verzichtserklärung jeweils bei ihrem Herrschaftsantritt. Ohne diese rechtsförmliche Absicherung waren Abt und Konvent zu einer Vergabe der Klostersvogtei anscheinend nicht bereit. Nach dem Tod seines Vaters suchte Herzog Bertold IV. erstmals am 2. Juni

¹⁸ Siehe Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 344.

¹⁹ Siehe ebd., S. 345 f.

²⁰ Güterverzeichnisse (wie Anm. 7), R 2, Z. 65–77, R 9, 10; hierzu und zum Folgenden siehe: Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 122–125.

²¹ Güterverzeichnisse (wie Anm. 7), R 4.

1152 die Abtei auf. Im Chor der Kirche machte er vor Abt Gozmann und allen Mönchen sowie Adligen und Freien seinen alleinigen Anspruch auf die Klostersvogtei zur Bedingung seiner Erneuerung der Klosterrechte. Auf Intervention des Konstanzer Bischofs Hermann hatte zuvor die Herzoginwitwe Clementia bei der Bestattung ihres Gatten in St. Peter diese Rechte bestätigt. Der bereits zum Herzog ernannte Bertold war nicht zugegen; doch ihre anwesenden Söhne Rudolf, Adalbert und Hugo hatten dem Akt zugestimmt. Dies könnte der Herzog als Vorgriff verstanden haben. Womöglich war die Verkündigung seines Vorrechts auf das Amt des Klostervogtes zu Beginn seines Auftritts gegen seine Brüder als mögliche Konkurrenten gerichtet.²²

Dieser ungewöhnliche Besuch des Herzogs im Kirchenchor sollte sein einziger bleiben. Während seine beiden Vorgänger und deren Anhänger die Abtei mit umfangreichen Traditionen bedachten, ist von Bertold IV. selbst keine einzige überliefert. Als Vogt wird er nur einmal tätig bei einem Gütertausch der Abtei mit einem Vasallen, der in seiner Gegenwart bei Freiburg abgeschlossen wurde. In ähnlicher Weise besiegelte Bertold V. einen in der Abtei vollzogenen Rechtsakt wiederum bei Freiburg als Vogt St. Peters. Ein Aufenthalt dieses letzten Zähringers im Hauskloster seiner Vorfahren, eine Verzichtserklärung oder gar Zuwendungen lassen sich nicht nachweisen. Immerhin genehmigte er eine umfangreiche Anniversarstiftung für Reinhard von Falkenstein, ein Mitglied des herzoglichen Hauses, und die Aufnahme dessen Sohnes in die *plena fraternitas* St. Peters. Bereits sein Großvater, Herzog Konrad, hatte seinen Dienstleuten die Selbstübergabe an das Kloster *conversionis causa* gestattet. Mit seinem Akt handelte Bertold V. also im Einklang mit den Zusicherungen seiner Vorfahren. Wenn die dürftige Überlieferung nicht täuscht, war sein Verhältnis zu St. Peter wie schon das seines Vaters distanziert. Eine abrupte Abkehr von der Tradition seiner Vorfahren vollzog er schließlich mit der Wahl seiner letzten Ruhestätte im Chor des Freiburger Münsters, dessen um 1200 begonnener Neubau bekanntlich auf seine Initiative zurückging.

Um die Gunst der Stifterfamilie scheint die wohl in dieser Zeit entstandene Sanpetriner Gründungserzählung zu werben. Ihre Schilderung der ersten Weihe einer provisorischen Klosterkirche im Jahr 1093 unterscheidet sich von einem älteren Bericht des Rotulus über die Weihe des 1113 vollendeten Münsters und der Klostergebäude in der gewählten Rangordnung der Gäste.²³ Statt der im Rotulus zuerst gewürdigten Geistlichen steht nun Herzog Bertold II. als alleiniger Gründer im Vordergrund. Sein Bruder Gebhard vollzieht nur die Weihe. Die begleitenden späteren Schwiegersöhne deuten auf künftige Generationen. Diese Erzählung richtet sich an alle Zähringer und mahnt zur Verantwortung für ihr Hauskloster.

Die Stifter und zahlreiche Förderer St. Peters aus ihrem Umkreis hatten die Abtei zur Memoriapflege verpflichtet. Zu deren Regelung diente eine Liste mit den Namen der bedeutendsten Wohltäter und ein Nekrolog. Einige darin verwendete Termini gehören in die Zeit des Investiturstreits; diese liturgischen Schriften könnten daher unter Abt Eppo womöglich anlässlich der Münsterweihe 1113 angelegt worden sein. Einige Indizien sprechen für ihre Fortsetzung Ende des 12. Jahrhunderts unter Abt Bertold I. Die Erneuerung der Memoriapflege und des Stiftergedenkens sollte wohl wie die Gründungserzählung die Aufmerksamkeit des letzten Zähringers auf St. Peter lenken.²⁴

²² Ebd., L 5; Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 354 f.

²³ BAUMANN, Geschichtliches (wie Anm. 3), S. 71 f.; Güterverzeichnisse (wie Anm. 7), R 106; Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 357 f.

²⁴ Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 349, 358.

Nach seinem Tod erhoben die Grafen von Urach-Freiburg als Erben den Anspruch auf die Vogtei über St. Peter. Doch ihr Wohlwollen galt vor allem der Zisterze Tennenbach, denn dort war ein Sohn Graf Egenos IV. von Urach in den Jahren 1207 bis 1216 Abt. Diese Abtei bedachten sie mit Stiftungen, zu denen sie Sanpetriner Äbte allenfalls als Zeugen heranzogen. Graf Egeno V. von Urach-Freiburg, der Sohn der Schwester Bertolds V., fand in Tennenbach seine letzte Ruhestätte, nicht im Hauskloster seiner mütterlichen Vorfahren. Eine etwaige Unterstützung seines Nachfolgers, des Grafen Konrad von Freiburg, zum Wiederaufbau des 1238 durch einen Brand zerstörten Klosters lässt sich nicht nachweisen. Allerdings bat Graf Konrad zu seinem Kauf der Burg Tunsel im Jahr 1256 den Sanpetriner Abt Arnold als einzigen geistlichen Zeugen. Finanzielle Hilfe durch seinen Sohn, Graf Egen I. von Freiburg, war kaum zu erwarten, denn er hatte sich im Zuge der Auseinandersetzungen mit König Rudolf von Habsburg seit 1275 verschuldet. Er genehmigte lediglich als Sanpetriner Vogt den Verkauf einiger Klostergüter. Wie wenig ihm an der Abtei lag, zeigt seine Zustimmung zum Bau eines Urgrabens zur Versorgung der Silbergruben im Suggental mit Wasser aus dem Zweribach. Der Kanal durchquerte in seinem oberen Teil Sanpetriner Gebiet und beeinträchtigte vermutlich die Wasserversorgung der Abtei.²⁵

Deren Wiederaufbau unter den Äbten Walter I. und Eberhard war anscheinend vor allem durch Güterverkauf möglich. Dem Vollender der Klosteranlage, Abt Eberhard, schreibt die Klostertradition die Aufstellung einer Liste der Stifter und Förderer der Abtei zu. Damit könnte die sogenannte Zähringer-Genealogie gemeint sein, die nicht nur die Stammfolge ihrer Glieder nachweist, sondern auch die Standorte ihrer Sepultur. Der Klostergründer Bertold habe für sich selbst und für seine Nachfolger eine höchst ehrenvolle Grabstätte vor dem Kreuzaltar St. Peters vorgesehen. Nach einem knappen Zeugnis des Rotulus hatte hingegen der Herzog selbst nur für seine Person die Bestattung in St. Peter erbeten. Die nachträgliche Aufnahme seiner Nachfolger in das Votum des Gründers ließe sich als Ermahnung an die Generation der Grafen von Freiburg deuten. Bemerkenswert ist der Hinweis auf Hermann I., den Bruder der beiden Klostergründer Bertold und Gebhard. Er sei mit der Würde des Markgrafentitels erhöht worden, habe diesen aber abgelegt, um in Cluny als Mönch und *pauper Christi* bis zu seinem Tod zurückgezogen zu leben. Dank einer fehlenden Zubenennung könnte der Markgrafentitel auf eine Seitenlinie der Markgrafen von Baden bezogen werden. Sie hatten mit dem Erwerb der Burg Hachberg bei Emmendingen seit 1230 ihre Herrschaft in diesem Raum begründet, in dem zahlreiche Sanpetriner Klostergüter lagen. Die enge Verwandtschaft des Markgrafen und des Herzogs, des Begründers der Zähringerlinie, verdeutlicht der zweimal wechselseitig verwendete Begriff *frater*, den die Handschrift jeweils mit einer schwungvollen Initialen auszeichnet. So wird der im 18. Jahrhundert als Stammvater der badischen Markgrafen verehrte Hermann I. hier erstmals der Gründerfamilie beigesellt.

Anlässlich der Öffnung der Gruft der Stifterfamilie beschreibt Abt Placidus Rösch 1659 die Grabplatte des Stiftergrabes. Darauf sei die Gestalt des Klostergründers in Rüstung eingraviert. Die Art der Darstellung ist wohl vergleichbar mit der Gravur einer Grabplatte des 1280 verstorbenen Kustos Heinrich, der sich um den Wiederaufbau der verbrannten Abtei verdient gemacht hatte (Abb. 1). Womöglich ließ Abt Eberhard, der Autor der Taphographie, auch die Stiftersepultur vor dem Kreuzaltar repräsentativ ausgestalten; es war der Bereich im Kirchenschiff, der der Öffentlichkeit zugänglich war. Der in seiner Rüstung als Schutzherr der Kommunität dargestellte Gründer war auf diese Weise ins Zentrum der Klosterliturgie gerückt. Mit der Restaurierung der Kirche

²⁵ Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 126 f.

verbunden wäre damit eine Erneuerung der Stiftermemoria, die sich an die Nachkommen der Stifter richtet, sowohl die Grafen von Freiburg als auch die Markgrafen von Hachberg, ein erneuter Appell an ihre Verantwortung für die Gründung ihrer Vorfahren.²⁶

Stiftersepultur und Memoriapflege sollten weiterhin für St. Peter von besonderer Bedeutung bleiben. 1438 hatte ein verheerender Brand nicht nur die Klostergebäude, sondern auch Privilegien und Bücher zerstört. Trotz der nach wie vor angespannten finanziellen Lage des Klosters gelang es Abt Petrus III. Gremmelsbach Ende des 15. Jahrhunderts, den Wiederaufbau des Klosters abzuschließen. Mit der Wiederherstellung des Münsters verbunden war auch eine Erneuerung des Stiftergedenkens. Zu diesem Zweck ließ der Abt eine Abschrift des anscheinend beschädigten Sanpetriner Nekrologs anfertigen und durch die Liste der Stifter und Förderer, die Taphographie sowie das Fragment der Gründungserzählung ergänzen. Dieser sogenannte *liber vitae* diente vermutlich dem liturgischen Gebrauch in der 1500 neu geweihten Kirche.²⁷

Nach einer neuerlichen Zerstörung der Abtei durch französisch-schwedische Truppen im Jahr 1644 kam das Klosterleben für mehr als ein Jahrzehnt zum Erliegen. Im Rahmen seiner grundlegenden Reformmaßnahmen unterzog Abt Placidus Rösch, wie schon erwähnt, zu Beginn seiner Amtszeit 1659 auch das Stiftergrab einer Inspektion. Bei seiner Abtswahl war es erstmals zu Konflikten mit den anwesenden vorderösterreichischen Regierungsvertretern gekommen. Zunehmenden Versuchen einer Einflussnahme auf die Wahl und einer lehenrechtlichen Unterwerfung der Abtei unter die landesherrliche Hoheit, somit Eingriffen in althergebrachte Freiheiten und Rechte, begegnete die Abtei mit der Rückbesinnung auf ihre Stifter.²⁸

Wohl erstmals mit einem figürlichen Fries der Stifterfamilie und weiteren namhaften Förderern der Abtei sowie einem Kreuzaltar gestaltete Abt Maurus Hess 1717, nach dem Frieden von Rastatt, die Grabstätte Bertolds III. im restaurierten Kapitelsaal zu einer Erinnerungs- und Ehrenstätte aus (Abb. 2 und 3).²⁹ Dies inspirierte womöglich seinen Nachfolger Ulrich Bürgi bei der Ausgestaltung seines Neubaus eines repräsentativen Münsters. Er wich vom traditionellen Konzept der Aufstellung von Aposteln an den Pfeilern des Langhauses ab und ließ stattdessen Figuren



Abb. 1: Grabmal des Kustos Heinrich. Quelle: GLAK 65 Nr. 530a, S. 210a.

²⁶ Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 362–367.

²⁷ Ebd., S. 394.

²⁸ Ebd., S. 427 f.

²⁹ Ebd., S. 437.



Abb. 2 und 3: Frieze im Kapitelsaal, Zeichnungen im *Compendium actorum* Gregor Baumeisters. Quelle: GLAK 65 Nr. 533, S. 637a, b.

der Stifterfamilie anfertigen. In seiner Genealogie der Zähringer bezog er, abweichend von den Zähringergenealogien des 16. und 17. Jahrhunderts, die Markgrafen von Baden und Hachberg ausdrücklich mit ein. Die Familie des Klostergründers, die Markgrafen von Baden und Hachberg und die Habsburger seien wie aus einer Wurzel von den ältesten Grafen von Vindonissa herzu-leiten. Die Zähringer gehörten auf diese Weise als gleichrangige Verwandte des Kaiserhauses zu ihren Vorfahren. Bei Auseinandersetzungen mit der vorderösterreichischen Regierung ließen sich so die von den Stiftern dem Kloster verbrieften alten Rechte und Freiheiten besser einfordern. Mit der Aufnahme des Hauses Baden in die Genealogie der Zähringer war ein weiterer Adressat unter den noch lebenden Nachfahren gefunden.³⁰

Dieser Nachweis wirkte sich auf die Auswahl der Figuren in der Kirche aus. Nach den beiden Bischöfen im Chor, Gebhard III. von Konstanz und Rudolf von Lüttich, stellt Markgraf Hermann I. im Mönchsgewand an exponierter Stelle gegenüber der Kanzel die Verbindung zu seinen weltlichen Nachfahren im Kirchenschiff her. Er tritt mit seinem linken Fuß demonstrativ

³⁰ Hierzu und zum Folgenden: Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 444–448.



Abb. 4 und 5: Markgraf Hermann I. als Cluniazensermönch. Fotos: Jutta Krimm-Beumann.

auf einen Fürstenhut. Diese Verzichtsgeste erhält zugleich die Erinnerung an seine Herkunft. Seine historisch unzutreffende Bezeichnung als badisch-zähringischer Markgraf führt die verwandtschaftliche Verbindung der Badener mit den Zähringern vor Augen (Abb. 4 und 5). Auf diese Verwurzelung weist auch der Fürstenhut des gemeinsamen Stammvaters Bezelin auf einem Stammbaum, der Bürgis Klostergeschichte eröffnet (Abb. 6). Hermanns I. Aufnahme in die Reihe der Stifter und Wohltäter, zu denen er streng genommen nicht gehörte, ist eine deutliche Hommage an das Haus Baden. Eine vergleichbare Würdigung des Hauses Habsburg fehlt in diesem Programm. Bemerkenswert ist allerdings die Darstellung Herzog Bertolds IV. im Kostüm eines Sultans als siegreicher Heros der ersten Kohorte im Kampf gegen Saladin unter Kaiser Friedrich Barbarossa (Abb. 7 und 8). Den dritten Kreuzzug unter der Führung Barbarossas hat er zwar nicht mehr erlebt, doch eine derartige Rolle in einem Glaubenskrieg war geeignet, seine mehrfach bezeugte Mitwirkung bei kaiserlichen Heerfahrten nach Italien zu übertreffen. Dies und der Hinweis auf die angebliche Wahl Bertolds V. zum Kaiser, eine Anspielung auf dessen Thronkandidatur, lassen die letzten beiden Zähringer im Sinne der Genealogie Bürgis ebenbürtig mit den Habsburgern erscheinen (Abb. 9). Andere Schrifttafeln preisen Vertreter der Familie als Förderer der Kirche und rechtfertigen ihr im Kloster gepflegtes Gedenken.

Eine wesentliche Ergänzung fanden die Stifterfiguren im Kirchenraum in den Stiftermausoleen, die Bürgi sichtbar an den Seitenwänden des Chores errichten ließ. Eine Inschrift ermahnte die im Chor regelmäßig versammelten Mönche, im Gebet der Stifter zu gedenken, die dort bestattet lagen. Wappen wiesen auf ihre Herkunft, Waffen auf ihre Rolle als Schirmherren der Abtei.

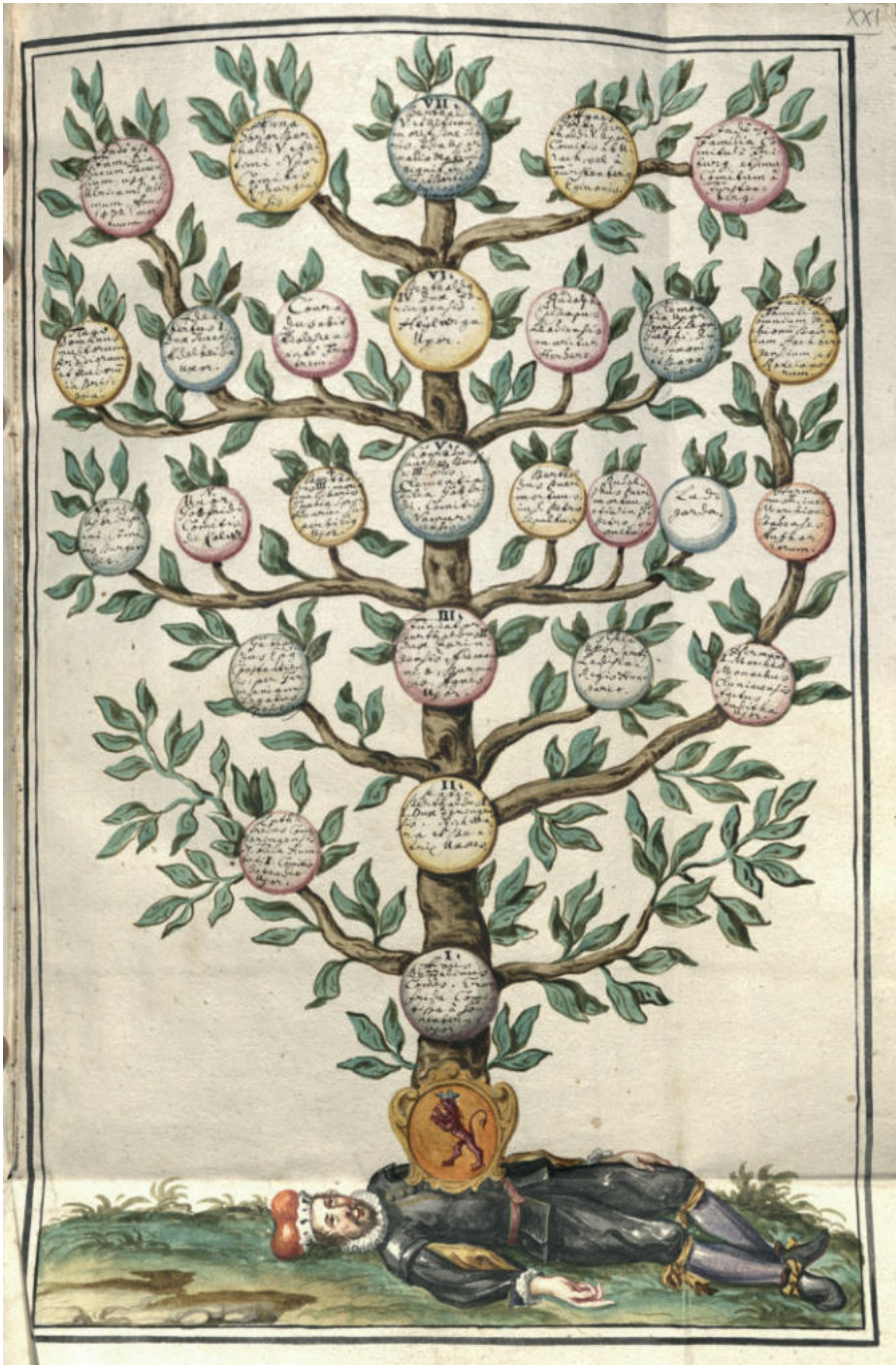


Abb. 6: Zähringerstammbaum, Zeichnung im *Rete documentorum monasterii ad sanctum Petrum* Ulrich Bürgis. Quelle: GLAK 65 Nr. 529, S. XXI.



Abb. 7 und 8: Herzog Bertold IV. als Feldherr Kaiser Friedrichs I. im Kampf gegen Sultan Saladin. Fotos: Jutta Krimm-Beumann.

Mit aufgenommen war auch Bertold III., der angeblich wegen seines unrühmlichen Todes bei der Molsheimer Fehde nicht in der Kirche, sondern im Kapitelsaal vor dem Abtsstuhl bestattet worden war. Ihn barg nun die Nische auf der Epistelseite zusammen mit den Gebeinen des Lütticher Bischofs Rudolf. Der Klostergründer Bertold II. und seine übrigen Nachfahren fanden in der vornehmeren Nische auf der Evangelienseite ihre Ruhestätte.

Obwohl die dem Kloster seit seiner Gründung zugesicherte freie Abtswahl zuletzt von Bürgi erfolgreich verteidigt worden war, kam es bei der Wahl Philipp Jakob Steyrers zu erneuten Versuchen einer Einflussnahme auf seine Wahl und Amtseinsetzung von Seiten der vorderösterreichischen Regierung. Steyrer protestierte beim Wiener Hof und machte noch im ersten Jahr seiner Amtszeit seine Aufwartung bei Markgraf Karl Friedrich in Durlach. Obwohl Teile der Sanpetriner Besitzungen in der zu Baden-Durlach gehörenden Markgrafschaft Hachberg lagen, waren derartige Antrittsbesuche anscheinend bisher nicht üblich. Bürgis Zähringergenealogie und sein Figurenprogramm in der Kirche hatten bereits die Aufmerksamkeit auf das Haus Baden gelenkt. Sein Schüler Steyrer und dessen Begleiter, der Archivar Gregor Baumeister, führten nun, zwei Jahre früher als der Straßburger Historiker Johann Daniel Schöpflin, dem Markgrafen persönlich die Verwandtschaft der Badener mit den Zähringern vor Augen; dazu legten sie Auszüge aus dem Rotulus Sanpetrinus vor. Sie bezeugten die Förderung St. Peters durch dessen Vorfahren, Onkel und Brüder der Herzöge von Zähringen. Dies geschah nicht ohne Erlaubnis und damit



Abb. 9: Herzog Bertold V. als „erwählter Kaiser“. Foto: Jutta Krimm-Beumann.

Kenntnis des Wiener Hofes. Als Schöpflin im Sommer 1752 dem Markgrafen den ersten Band seiner *Alsatia Illustrata* übergab, war dieser also vorbereitet und beauftragte ihn noch in demselben Jahr mit einer Geschichte des badischen Hauses; sie erschien in den Jahren 1763–1766 als *Historia Zaringo Badensis*. Steyrer war über dieses Werk bereits vor seinem Erscheinen informiert. Aus Sorge, Schöpflin könnte darin etwas über die Vogteirechte St. Peters verlauten lassen, die einst die Markgrafen von Hachberg innehatten, wandte er sich 1765 in einem Schreiben an

diesen. Eine neuerliche Unterwerfung unter eine badische Schutzvogtei hatte Steyrer nicht im Sinn; sein Bestreben war vielmehr, Bundesgenossen im Kampf gegen Übergriffe der vorderösterreichischen Landesherren und des Kaiserhauses zu gewinnen. Schöpflin versicherte Steyrer des markgräflichen Wohlwollens. Der Markgraf wisse die Dienste, die der Abt ihm geleistet habe, zu schätzen und hege schon lange den Wunsch, das Gotteshaus, welches seine Vorfahren gestiftet hätten, zu sehen.³¹

Die gute Nachricht erhielt der Abt, nachdem eine letzte Eingabe des vorderösterreichischen Prälatenstandes an den Wiener Hof zum Erhalt der althergebrachten klösterlichen Rechte und Freiheiten endgültig gescheitert war. Er traf daraufhin Vorbereitungen für einen Besuch der markgräflichen Familie in St. Peter. Mit einem Rückgriff auf das von Bertold I. angeblich im Jahr 1073 gegründete Kloster in Weilheim und dessen Verlegung in den Schwarzwald konstruierte er eine Kontinuität beider Institutionen. 20 Jahre vor dem traditionellen Klosterjubiläum bot sich ein 700-jähriges Jubelfest im Jahr 1773 an, bei dem Bertold I. und sein ältester Sohn Hermann I., Stammvater der Badener, ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken waren. Zu diesem Zweck ließ Steyrer die von Bürgi errichteten Stiftergrabmäler abbrennen, um sie am gleichen Standort durch andere zu ersetzen. Sie unterscheiden sich von den früheren vor allem durch Stammtafeln in ihren Zentren, die den gemeinsamen Ursprung beider Familien in goldenen Lettern vor Augen führen. Auf diese Weise ließen sich die noch lebenden Nachfahren der Gründer zur Verantwortung für das in den Schwarzwald transferierte St. Peter verpflichten (Abb. 10 und 11).

Unter den Stifterfiguren, die als Halbplastiken die Stammtafeln umrahmen, ist auch die in St. Peter bestattete Gemahlin Bertolds II. Agnes vertreten; sie war eine Tochter Herzog Rudolfs von Schwaben, des Grafen von Rheinfelden aus dem Hause Lothringen. Ihrer war in den neuen Bildprogrammen der Kirche und der Klostergebäude bis dahin nicht gedacht worden. Ihre Hinzunahme könnte sich an die Adresse des Kaiserhauses richten. In der Nachfolge Bürgis stellt Steyrer zu Beginn seiner zum Jubiläum verfassten Chronik die Zähringer als Verwandte der Habsburger vor. Ihr gemeinsamer Stammvater, Bertold I., findet sich in einer Reihe von Zähringerbildnissen, die um 1762 vermutlich für den großen Gästesaal des Sanpetriner Abtshofes angefertigt wurden. Die Stiftergalerie des früheren Kapitelsaales zeigte ihn nur als Gründer der Propstei Weilheim,³² ebenso die entsprechende Figur in der Kirche. Im Gästesaal aber erscheint derselbe zusätzlich als Herzog von Zähringen und Sohn Bezelsins, des Grafen von Habsburg. Neu ist auch ein Bildnis Rudolfs, des Vaters der Agnes, als *rex de Arle* mit dem Zusatz *olim comes Rheinfeldensis*. Verbunden mit einer Darstellung des Markgrafen Hermann I. in Ritterrüstung als weltlichen Dynasten appellieren diese Bilder an deren im Kaiserhaus vereinte Nachkommen und das Haus Baden. Zu sehen waren sie im später sogenannten Fürstensaal, der der Öffentlichkeit zugänglich war. Bereits im Oktober 1760 hatte Steyrer in seiner Bittschrift um den Erhalt der Klosterrechte und -freiheiten die Kaiserin auf das bevorstehende 700-jährige Jubiläum der Abtei hingewiesen. Eine Einladung hierzu erging auch an die Markgrafenfamilie bei ihrem Aufenthalt in Emmendingen Anfang August 1773. Sie kam ihr am 11. August nach, ein Ereignis, das es seit 200 Jahren nicht mehr gegeben hatte. Beim Gastmahl im Fürstensaal und dem Besuch der Kirche führten ihr die Bildprogramme, insbesondere aber die prächtigen Mausoleen im Chor zu beiden Seiten des Hochaltars ihre Verbindung mit den dort gegenwärtigen Klosterstiftern vor Augen. Die Präsenz

³¹ Hierzu und zum Folgenden: Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 461, 467–471.

³² Siehe oben Abb. 3.



Abb. 10: Epitaph für die Stifter auf der Evangelienseite des Chores mit Halbplastiken Herzog Bertolds II. und seiner Gemahlin Agnes. Aus: Kloster, Priesterseminar, geistliches Zentrum. Von Kunst, Geschichte und Gegenwart der vormaligen Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald, hg. von HANS-OTTO MÜHL-EISEN und ARNO ZAHLAUER, Lindenberg im Allgäu 2016, S. 142.

ihrer Vorfahren in Figuren, Bildern und Texten verdeutlichte zugleich, dass an dieser Stätte seit 700 Jahren von den Mönchen in Gebeten ihrer gedacht wurde.

Nach den unruhigen Jahren des Reichszerfalls, in denen eine Unterstellung St. Peters unter den Johanniterorden oder gar die Aufhebung drohte, zeigte sich Abt Ignaz Speckle bei der end-



Abb. 11: Epitaph auf der Epistelseite des Chores mit Halbplastiken Herzog Bertolds III. und des Zähringers Bischof Rudolf von Lüttich. Aufnahme wie Abb. 10, S. 143.

gültigen Inbesitznahme St. Peters am 22. Februar 1806 durch das Kurfürstentum Baden erleichtert über die Aussicht, *an den Stamm der Herzöge von Zähringen zurückzufallen*, von dem sein Stift seinen *Ursprung* herleite. Zusammen mit Fürstabt Berthold Rottler von St. Blasien unternahm er einen letzten Versuch zur Rettung ihrer Abteien. Sie machten Kurfürst Karl Friedrich in Karlsruhe am 20. März 1806 ihre Aufwartung. Dieser empfing die beiden freundlich und bewirtete sie drei Tage lang an seinem Hof. Er erklärte, sich noch gut an seinen Besuch in St. Peter zu

erinnern; auch versprach er, sich wegen der Klöster einen Vorschlag machen zu lassen. An deren Säkularisation änderte sich dadurch freilich nichts.³³

Auch nach der Aufhebung St. Peters im November 1806 gab Speckle die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des Klosters nicht auf. Er richtete 1817 über die Nuntiatur in Luzern ein vergebliches Bittgesuch an den Papst; 1819 wandte er sich schließlich mit seiner Bitte an Großherzog Ludwig von Baden nach Karlsruhe. Dieser entgegnete, er käme dem gerne nach, wenn es die finanzielle Lage des Landes erlaubte.³⁴ Doch es blieb bei wohlwollenden Gesten von Seiten der neuen Landesherren. Eine letzte Würdigung erwies Großherzog Friedrich I. von Baden St. Peter, indem er als Herzog von Zähringen dem Gotteshaus zum 800-jährigen Jubiläum im Jahr 1893 einen vergoldeten silbernen Messkelch stiftete, eingedenk seiner Vorfahren und der Gründung ihres Klosters.³⁵

Die Rückbesinnung auf die Zähringer und ihre angeblichen Nachkommen hatte in St. Peter Tradition und gehörte vor allem im 18. Jahrhundert in Zeiten zunehmender Bedrängnisse durch die vorderösterreichische Regierung und der drohenden Säkularisation zu den wesentlichen Elementen seiner Gegenwehr. In Vergessenheit gerieten einstige Konflikte mit den Stiftern und Enttäuschungen insbesondere über den letzten Zähringer. Auch waren keineswegs diejenigen vom Gedenken ausgenommen, die im Kloster nicht bestattet waren. Die Verehrung galt der ganzen Dynastie, in die politisch erwünschte Vor- und Nachfahren einbezogen waren.

³³ Die Benediktinerabtei St. Peter (wie Anm. 2), S. 478, 480.

³⁴ Ebd., S. 480.

³⁵ Ebd., S. 42.

Reformationsbestrebungen am südlichen Oberrhein

Vielfalt und Phasen anhand von Beispielen aus dem habsburgischen Herrschaftsbereich

Dieter Speck

Der südliche Oberrhein zwischen Straßburg und Basel erscheint heute als eine schon immer und kontinuierlich katholische Region, abgesehen von Basel, Straßburg und einigen Teilen des Markgräflerlandes. Dieser Eindruck eines konfessionell einheitlichen, habsburgischen Machtbereichs täuscht aber, da in den einhundert Jahren zwischen Luthers Thesen und dem Dreißigjährigen Krieg am Oberrhein viele reformatorische Initiativen zu beobachten sind und gerade die vermeintlich geschlossenen habsburgischen Gebiete weitaus differenzierter betrachtet werden müssen.¹ Die Vielfalt reformatorischer Erneuerungsinitiativen vollzog sich im Wesentlichen in zwei vollkommen unterschiedlichen Phasen, die sich auch in ihren sozialen Trägerschichten erheblich unterscheiden.

¹ Der Beitrag geht auf einen Vortrag im Alemannischen Institut am 11.01.2018 zurück. Die wichtigste Literatur vorweg: HANS WILHELM ROHDE, *Evangelische Bewegung und katholische Restauration im österreichischen Breisgau unter Ferdinand I. und Ferdinand II. (1521–1595)*. Studien zur Kirchenpolitik der Habsburger in Vorderösterreich im 16. Jahrhundert, Diss. Freiburg 1957; JOHANN ADAM, *Evangelische Kirchengeschichte der elsässischen Territorien bis zur französischen Revolution*, Straßburg 1928, bes. S. 574 ff.: „Unterdrückte Reformationsversuche im österreichischen Oberelsass ...“; FRANZ GFRÖRER, *Die katholische Kirche im österreichischen Elsaß unter Erzherzog Ferdinand II.*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 49 NF 10 (1895), S. 480–524, insbes. S. 481 ff.; PAUL GRÜNBERG, *Die Reformation und das Elsaß*, Straßburg 1917, bes. S. 63 ff.; JOSEPH SCHMIDLIN, *Die kirchlichen Zustände in Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege*. Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes im 16. Jahrhundert, Bd. 7, Heft 6, Teil 3, Freiburg 1910, S. 1–254; HENRI STROHL, *Le Protestantisme en Alsace*, Strasbourg 1950, bes. S. 165 ff.; DIETER STIEVERMANN, *Österreichische Vorlande*, in: *Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650*, Bd. 5: *Der Südwesten*, hg. von ANTON SCHINDLING und WALTER ZIEGLER, Münster 1993, S. 256–277; MARTIN MAYER, „... der spaltigen Religion halben ...“ Freiburg – eine vorderösterreichische Universität und der Augsburger Religionsfriede. Texte zur Ausstellung der Freiburger Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Freiburg 2005; HERIBERT SMOLINSKY, „Ecclesiae rhenaenae“. Die Reformation am Oberrhein und ihre Eigenart, in: *Habsburg und der Oberrhein, Gesellschaftlicher Wandel in einem historischen Raum*, hg. von SASKIA DURIAN-REES und HERIBERT SMOLINSKY in Zusammenarbeit mit dem Alemannischen Institut Freiburg, Freiburg 2002, S. 51–65; ein guter Überblick der frühen reformatorischen Bewegungen in den Vorlanden mit Schwerpunkt auf den schwäbisch-österreichischen Gebieten ist HERMANN EHMER, *Die evangelische Bewegung in den vorderösterreichischen Landen. Pfarrer, Mönche und Laien unter dem Einfluß der Reformation*, in: *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte* 60 (2001), S. 363–394; neuerdings wiederholt auch Wolfgang Hug den nicht mehr ganz aktuellen Forschungsstandpunkt, dass die vorderösterreichischen Lande nach dem Bauernkrieg geschlossen katholisch gewesen seien: WOLFGANG HUG, *Reformationszeit am Oberrhein. Von Ursachen und Wirkungen der konfessionellen Spaltung der Region*, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 137 (2017), S. 80–138, beispielsweise S. 123.

Reformatorische Phänomene in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts

Am südlichen Oberrhein stieß das reformatorische Wirken Luthers in der Öffentlichkeit schon früh auf großes und erstaunlich breites Interesse. Die Kritik an kirchlichen Missständen ist auch hier bereits lange vorher festzustellen, wobei die fehlende Qualifikation von Geistlichen die meisten Beschwerden hervorrief. Das Spenden der Sakramente und jede Form seelsorgerlicher Tätigkeit gegen Gebühren, besonders bei Sterbefällen, Taufen, Absolution ohne Beichte etc., die Tatsache, dass vielerorts in Pfarrhäusern Wirtshäuser unterhalten wurden, Pfarrer in Schlägereien verwickelt waren, in aller Öffentlichkeit unpriesterliche Kleidung und Waffen trugen, die sie nicht einmal bei geistlichen Handlungen ablegten, und das Konkubinat waren die am häufigsten vorgebrachten Beschwerden.² Diese Ansichten über die Reformbedürftigkeit der Kirche waren auch in Freiburger Intellektuellen- und Humanistenkreisen, vor allem im Umfeld der Universität, weit verbreitet und der Grund dafür, dass man dort die Kritik Luthers begrüßte. Allerdings waren die Wünsche nach kirchlichen Reformen sehr vielfältig und die Reformkräfte untereinander zerstritten.

Nach der Verkündigung des Wormser Edikts, mit dem Martin Luther geächtet und seine Schriften verboten worden waren, erfolgte noch 1521 in den vorderösterreichischen Landen das Verbot der lutherischen Lehren.³ Damit war jedoch keinesfalls der Ruf nach Reformen verhallt. Ganz im Gegenteil beschleunigte der Buchdruck sogar die Verbreitung der reformatorischen Gedanken und Ideen. Die Reaktion der Freiburger Universität bei der Durchführung des Wormser Ediktes und ihr Verhalten gegenüber den humanistisch-proreformatorischen Kreisen war aber von einer aufmerksamen, abwartenden und der Herrschaft opportunistisch gegenüberstehenden Haltung geprägt. Der Rat der Stadt Freiburg hingegen zeigte eine klare altkirchliche Position und setzte das Edikt eifertig um. Damit handelte der Magistrat der Stadt, d. h. die machtausübende Elite, politisch motiviert und auch die Universität schwenkte auf diesen Kurs ein. Magistrat und Stadt blieben schließlich ein altgläubiges Bollwerk. Auf Wunsch des Landesfürsten sollten sogar Capito, Hedio, Zell und Alber, oberdeutsche Reformatoren, die in Freiburg studiert hatten, aus der Matrikel gestrichen werden. Die Folge dieser rigorosen Politik von Stadtmagistrat und Universitätsleitung war ein enormer Verlust humanistischer Kompetenzen der Universität, der zu einem Rückgang der Studentenzahlen und der Attraktivität der Hohen Schule führte. Hagenmaier zählte in dieser Zeit immerhin 28 Freiburger Studenten, die sich später als Reformatoren an anderen Orten nachweisen ließen.⁴

² DIETER SPECK, Die vorderösterreichischen Landstände. Entstehung, Entwicklung und Ausbildung bis 1595/1602 (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg, Bd. 29), Freiburg/Würzburg 1994, insbes. im Kapitel „Gravamina“, S. 454–546. Die Beschwerdeschrift befindet sich im Stadtarchiv Freiburg (SAF) C 1 Landstände 3. Es gibt zahlreiche Zusammenhänge mit der Beschwerdeschrift vom 14. März 1518 – als Datierung kommt aufgrund der Anrede als kaiserlicher Majestät nur eine Datierung vor 1523 in Betracht, was die Bedeutung des Beschwerdeinhaltes keinesfalls schmälert. Das zweite Fragment stammt von der Hand des Ulrich Wirtner, des dritständischen Deputierten des Innsbrucker Generallandtages. Siehe auch HUG, Reformationszeit (wie Anm. 1), S. 80–96.

³ Tiroler Landesarchiv Innsbruck (TLAI) Kopb.j.R., Von und an die f. Dht. (1521–1523), fol. 59v f., und auch AUGUSTE GASSER, La chronique d'Ensisheim, in: Revue d'Alsace 1919, insbes. S. 45 (1521 August 25).

⁴ WINFRIED HAGENMAIER, Das Verhältnis der Universität Freiburg zur Reformation, Diss. Freiburg 1968; ENGELBERT KREBS, Das Urteil der Universität Freiburg vom 12. Oktober 1524 über Luthers Lehren, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften 36 (1920), S. 58–67; DIETER MERTENS, Humanismus und Reformation

Neben Freiburg sind auch in anderen vorderösterreichischen Städten, wie Breisach, Neuenburg und Rheinfelden, pro-reformatorische Ereignisse nachzuweisen. In diesen Städten schritt aber im Gegensatz zu Freiburg nicht der örtliche Stadtmagistrat gegen die Bewegung ein. In Breisach predigte Pfarrer Konrad Haas reformatorisch, musste jedoch die Stadt verlassen, um nicht wie sein Kollege Peter Spengler aus Schlatt oder Andreas Metzger aus Niederrimsingen verhaftet und hingerichtet zu werden. Haas floh mit Lucia Stöckin, der Äbtissin des aufgehobenen Klosters Marienau, zu Markgraf Philipp von Baden. Zwar war die Stadt auf dem Breisacher Landtag im Mai 1524 – einer Versammlung des Adels, der Prälaten und der Städte und Landschaften – zumindest nach außen hin altgläubig, doch kann man daran zweifeln, da Haas noch im Dezember 1527 nominell Leutpriester in Breisach war. Selbst 1539 hatte der inzwischen in der Reichsstadt Mülhausen/Mulhouse tätige Pfarrer in Breisach noch großen Zulauf.⁵ Die Untersuchung der Klostersaufhebungen in Breisach legt den Schluss nahe, dass „[...] die Breisacher – stärker als bisher angenommen –, unter der Einwirkung lutherischer Gedankengänge [...]“ die Schließung der Klöster Marienau sowie der Franziskaner- und Augustinerklöster durchführten.⁶

In Rheinfelden predigte 1523 der ehemalige Franziskaner Johann Eberlin von Günzburg im Sinne Luthers, musste aber trotz der Unterstützung des Magistrats aus der Stadt weichen. Neben Rheinfelden wurden von Seiten der vorderösterreichischen Regierung auch die Städte Waldshut und Neuenburg am Rhein als lutherisch angesehen, und im April 1524 wurde Rheinfelden eindringlich aufgefordert, keinen [...] *predicanten oder annder die des lutters opinion hielten oder derselben sect anhenngig* [...] zu dulden.⁷ In Neuenburg gab es mit dem ehemaligen Kartäusermönch Otto Brunfels einen reformatorischen Vordenker, der im Sommer 1522 in der Stadt zu predigen begann. Auch er musste 1524 Neuenburg verlassen, da die Repressionen der Regierung zunahmen. Brunfels, der 1534 in Bern starb, machte sich nicht nur als Theologe, sondern auch als Mediziner und Botaniker einen Namen und gilt bis heute als einer der Väter der modernen Botanik.

Kenzingen und der Reformator Jakob Otter wurden zu einem Fall von besonderer politischer Dimension.⁸ Seit 1522 wirkte Jakob Otter, ein Schüler des Humanisten Wimpfeling, der engen Kontakt mit dem Straßburger Jakob Sturm, Sebastian Brant und Otto Braunfels in Neuenburg

am Oberrhein. Luther und die Reformation am Oberrhein. Ausstellungskatalog der badischen Landesbibliothek, Karlsruhe 1983, S. 41 ff., bes. S. 57; ROHDE, *Evang. Bewegung* (wie Anm. 1), bes. S. 27 ff.; JOSEF ANTON RIEGGER, Ulrich Zasius. *Epistolae ad viros aetatis suae doctissimos*, Ulm 1774, S. 394 beschreibt beispielsweise das Ritterstandsglied Johannes von Schönau als Anhänger Luthers. Einzeldokumente (Urfehden) im Freiburger Universitätsarchiv deuten auch im späteren 16. Jahrhundert darauf hin, dass eine differenziertere Auswertung zur Reformation notwendig ist. Siehe zu dieser Problematik neuerdings auch FRANZISKA SCHAUDEK, Die Universitätsbibliothek der Freiburger Albertina zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Der *Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium*, in: *Freiburger Universitätsblätter* 212 (2016), S. 49–62; MERET WÜTHRICH, Die „häretischen und verbotenen Bücher“ der Universitätsbibliothek Freiburg. Eine Untersuchung anhand des *Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium*, in: *Schau-ins-Land* 137 (2018), S. 25–42.

⁵ ROHDE, *Evang. Bewegung* (wie Anm. 1), S. 40–70.

⁶ BERENT SCHWINEKÖPER, Klostersaufhebungen als Folge von Reformation und Bauernkrieg im habsburgischen Vorderösterreich, in: *Schau-ins-Land* 97 (1978), S. 61–78, bes. S. 72 f. und PETER PAUL ALBERT, Die reformatorische Bewegung zu Freiburg bis zum Jahre 1525, in: *Freiburger Diözesan Archiv* 49 NF 19 (1919), S. 1–80 und S. 520–521, insbes. S. 70–71; EHMER, *Die evangelische Bewegung* (wie Anm. 1), S. 385–386.

⁷ Tiroler Landesarchiv (TLAI) Kobj.j.R., *Causa Domini* (1523–1526), fol. 86r.

⁸ RALF LUSIARDI, Ackerbürgerstadt und Evangelium. Die evangelische Bewegung in der vorderösterreichischen Landstadt Kenzingen, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 141 NF 102 (1993), S. 185–211; HERMANN SUSSANN, Jakob Otter. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation, Diss. Freiburg i. Br., Karlsruhe 1892.

pfl egte, in Kenzingen als Prädikant. Otter hatte in Freiburg studiert und seine reformatorischen Aktivitäten veranlassten den Landesfürsten, die Beendigung seiner Predigtstätigkeit zu fordern. Auf dem Landtag in Breisach im Mai 1524 forderte daher Ferdinand I. eine eindeutige Haltung gegen ihn ein. Die Landschaft – Freiburg zeigte sich hier in besonderer Weise aktiv – verpflichtete sich zur Unterstützung gegen die Lutherischen. Die Drohungen der Ensisheimer Regierung und der Stände zeigten aber erst im Zusammenhang mit dem gescheiterten Vermittlungsversuch des Pfandherrn Wolf von Hürnheim mit der Stadt Kenzingen eine gewisse Wirkung: Da nun ein militärisches Eingreifen der Stände drohte, verließ Otter die Stadt. Heinrich Hugs Villinger Chronik beschreibt den Vorgang bis zur Besetzung Kenzingens sehr plastisch: *Item im selbigen jar kam hertzog Ferdinand von Nuornberg heruff gen Friburg, Brissach und Enssen um pffingsten und beschrib ain gemainen landtag ge Brisach, da was er selbs persönlich und ließ an all stend furhalten, das man sich des Luters seckt still solte ston by ferlierung siner gnaden, und insunder mit dena von Waltzhuott, die hattend ain docktor, der was gantz Luters und war ir bredickant, [...] desgleichen die von Kentzingen hatten och ain kilchheren, der was och Luters. [...] Do zochend die von Friburg, Brisach, Enssen und was in die lantfогttig gehort und nomen Kentzingen in, und fing man irn stattschriber und huw im den kopf am marckt ab [...].⁹*

Jakob Otter hatte Kenzingen unter Begleitung seiner Anhängerschaft von ca. 200 Bürgern verlassen und zog zunächst in das benachbarte markgräfl ich-badische Gebiet. Als die Anhänger Otters von da wieder nach Kenzingen zurückkehren wollten, waren die Stadttore geschlossen und der Magistrat verweigerte ihnen den Einlass. Der Magistrat wollte damit seine Loyalität gegenüber dem Landesherrn zeigen und seine Ablehnung der Reformation demonstrieren, obwohl Otter kaum ohne Duldung dieses Magistrats hätte wirken können. Die ausgesperrten Kenzinger Bürger fanden schließlich in Straßburg Asyl. Kenzingen wurde in der Zwischenzeit von einem landständischen Aufgebot besetzt. Einerseits befürworteten die Stände eine Bestrafung Kenzingens, andererseits traten sie aber auch für seine Begnadigung ein, da sie Kenzingen als Mitzahler des ständischen Steueraufkommens brauchten. Schließlich erreichten die Stände einen Kompromiss und die Rückkehrerlaubnis für die ausgesperrten 200 Kenzinger Bürger. Sieben Kenzinger wurden jedoch als Rädelsführer verhaftet und zumindest einer, der Kenzinger Stadtschreiber, wurde öffentlich auf dem Marktplatz hingerichtet.

Der andere spektakuläre Fall war Waldshut und sein Reformator Dr. Balthasar Hubmaier, wobei sich hier Reformation und Bauernkrieg vermischten. Seit Frühjahr 1523 war Hubmaier Pfarrer in Waldshut und nahm von hier aus auch am ersten Züricher Religionsgespräch mit Zwingli im Oktober desselben Jahres teil, wodurch die Ensisheimer Regierung auf ihn aufmerksam wurde. Zunächst scheiterte das Auslieferungsgesuch der Regierung am großen Rückhalt Hubmaiers in Waldshut. Im Frühjahr 1524 führte Hubmaier offiziell die neue Lehre in Waldshut ein. Offenbar sah Ferdinand I. auf dem schon genannten Breisacher Landtag eine Verbindung zwischen lutherischer Lehre, Illoyalität und Aufstand. Dadurch gewann er die Mehrzahl der Landstände für sich, die gegen Waldshut einschreiten wollten. Dennoch sind unmittelbar nach dem Breisacher Landtag weder von Waldshut noch von der Regierung in Ensisheim sofortige Maßnahmen festzustellen. Erst im Juni 1524 fanden weitere Landtage statt, die sich mit den Kenzinger und Waldshuter Ereignissen beschäftigten, da der Landesfürst in Waldshut eine Intervention wünschte. Aus diesem Grund war Hubmaier zeitweise nach Schaffhausen ausgewichen. Seit September war

⁹ CHRISTIAN RODER, Heinrich Hugs Villinger Chronik von 1495 bis 1533 (Bibliothek des litterarischen Vereins Stuttgart, Bd. 164), Tübingen 1883, insbes. S. 97.

Waldshut nach der Regelung der Kenzinger Angelegenheiten wieder allein in das Zentrum des Interesses gerückt. Auf mehreren Landtagen versuchten die Landstände eine gütliche Regelung mit Waldshut zu erreichen, dennoch ließ Freiburg keinen Zweifel daran, militärisch gegen Waldshut vorgehen zu wollen. Die meisten der Verhandlungen betrafen ausschließlich die Waldstädte und den Schwarzwald, doch als das Ultimatum der Ensisheimer Regierung für die Entlassung Hubmaiers und die Rückkehr zum katholischen Glauben verstrichen war, forderte diese für Waldshut, [...] *daß sie überzogen, gestrofft und wieder zu Gehorsame gebracht werden* [...] müsste.¹⁰

Mit Hilfe einer Freiwilligentruppe aus Zürich vereitelte Waldshut zunächst dieses Vorhaben und erreichte weitere Verhandlungen. Die Stände arbeiteten währenddessen mit Unterstützung des badischen Markgrafen an einer gütlichen Regelung. Die Ensisheimer Regierung befürchtete vor allem einen neuen Eidgenossenkrieg. Ferdinand gelang es im Oktober, sich durch Verhandlungen mit Zürich Handlungsspielraum gegen Waldshut zu verschaffen, ohne ein eidgenössisches Eingreifen befürchten zu müssen. Dadurch konnte er den Rückhalt Hubmaiers und seine gute Basis in der Stadt Waldshut erheblich untergraben. Noch Ende November verhandelten die Stände über ein Aufgebot und eine Truppenverlegung nach Laufenburg. Doch scheiterte eine Strafaktion vorläufig an der Koalition zwischen der Stadt Waldshut und den aufständischen Bauernhaufen. Schon auf dem Breisacher Landtag und auch noch danach hatte Waldshut trotz allem darauf beharrt, nicht grundsätzlich aufrührerisch zu sein, sondern nur im Glauben eigene Vorstellungen verwirklichen zu dürfen.

Als Waldshut keinen Ausweg mehr sah, schloss es ein Bündnis mit den aufständischen Bauern, wobei sich schon lange in den Aussagen Hubmaiers Parallelen zu den Forderungen der Bauern abgezeichnet hatten. Schließlich strebte Waldshut im März 1525 sogar die Aufnahme in die Eidgenossenschaft an. In dieser Phase der Radikalisierung vollzog Hubmaier die letzte Konsequenz und führte die Erwachsenentaufe ein, das Täuferum wurde in Waldshut maßgeblich. Mit der Niederlage der aufständischen Bauern war auch das Schicksal Waldshuts besiegelt. Die Stadt musste sich dem Haus Österreich bedingungslos unterwerfen, während Hubmaier gerade noch die Flucht nach Zürich gelang. Zur Strafe verlor die Stadt alle ihre Privilegien und Freiheiten, doch erhielt sie nach einem Jahr ihren alten Rechtsstatus wieder, sicher weil man befürchtete, die Stadt erneut zum Abfall an die Eidgenossenschaft zu animieren. Hubmaier überwarf sich nach kurzer Zeit in Zürich mit dem dort wirkenden Reformator Huldreich Zwingli. Hubmaier widerrief sein Täuferum, verließ Zürich und ging nach Mähren, wo er sich wiederum als Täufer betätigte. 1527 wurde er dort verhaftet und nach Wien gebracht, abgeurteilt und verbrannt. Seine Ehefrau wurde drei Tage nach ihm in der Donau ertränkt.¹¹

Mit Michael Sattler soll an dieser Stelle noch ein weiterer bedeutender Täufer aus dem Breisgau genannt werden. Er wurde um 1490 in Staufen geboren und wurde sehr bald Konventuale in einem Kloster. Vermutlich war es Sankt Peter, wo er bis zum Prior aufstieg. Nach eigenen Angaben in seinem Prozess war er jedoch nach dem intensiven Studium des Paulus und der Bergpredigt vom Klosterleben so sehr enttäuscht, dass er damit brach und demonstrativ eine ehemalige

¹⁰ Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau, Neue Folge I, Freiburg 1863, S. 99 Nr. 64 (1524 Oktober 3).

¹¹ EIKE WOLGAST, Balthasar Hubmaier, Waldshut und die oberdeutsche Täuferbewegung, in: Beiträge zur badischen und kurpfälzischen Kirchengeschichte, hg. von JOHANNES EHMANN (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte, Bd. 7), Stuttgart 2016, S. 185–201; JOSEPH LOSERTH, Die Stadt Waldshut und die vorderösterreichische Regierung in den Jahren 1523–1526, in: Archiv für österreichische Geschichte 77 (1891), S. 1–149, mit ausführlichem Quellenanhang; auch: TOM SCOTT, Reformation and Peasants' War in Waldshut and Environs: A Structural Analysis, in: Archiv für Reformationsgeschichte 69 (1978), S. 82–169.

Begine heiratete. Sattler stand damals in Kontakten mit zahlreichen gelehrten Humanisten und Reformatoren, doch sind nach wie vor viele Details seines Lebens nur schemenhaft oder gar nicht bekannt. 1525 war Sattler wegen Ablehnung der Kindertaufe und seinem kompromisslosen Eintreten für die Erwachsenentaufe aus Zürich verwiesen worden. Er wurde einer der maßgeblichen Verfasser der Schleithheimer Artikel, benannt nach Schleithem in der Nähe von Schaffhausen. Dieses Manifest ist das erste Bekenntnis der Täuferbewegung, das zwischen 1527 und 1529 in Worms gedruckt wurde. Michael Sattler wirkte und predigte in Zürich, Straßburg und Horb, wo er Ende Februar 1527 verhaftet wurde. In seinem Prozess am 17./18. Mai 1527 wurde er in Rottenburg zum Tode verurteilt und wenige Tage danach verbrannt; auch seine Frau und einige Anhänger wurden, den Treueschwur auf Gott leistend, hingerichtet.¹² Die Straßburger Reformatoren Capito und Bucer bewunderten Sattler für seine Glaubensfestigkeit und seinen Märtyrertod, auch wenn sie in der Sache seine Lehre von der Taufe für eine Irrung hielten. Huldreich Zwingli und Johannes Calvin hielten seine Theologie für so bedeutsam, dass sie sich mit dieser Bekenntnisschrift auseinandersetzten; für die Mennoniten ist Michael Sattlers Schleithheimer Bekenntnisschrift bis heute eine Glaubensgrundlage.

Alle genannten Beispiele stammen aus dem rechtsrheinischen Teil der vorderösterreichischen Lande und lediglich einmal ist in den Quellen mit Altkirch, dem ausdrücklich ein Religionsmandat geschickt wurde, eine linksrheinische Stadt erwähnt. Die Nennung Altkirchs neben Neuenburg, Rheinfelden und Waldshut als besonders gefährdete Stadt deutet auf eine weit fortgeschrittene reformatorische Bewegung im Elsass und Sundgau hin. Franziska Conrad stellte in ihren Untersuchungen die These auf, dass im Elsass vor und während des Bauernkrieges die Rezeption reformatorischer Ideen weit verbreitet war und der Reformation als städtisches Phänomen ein Pendant auf dem Land entgegengesetzt wurde, lediglich die Überlieferung sei eine weitaus schlechtere.¹³ Tatsächlich deuten viele Anzeichen auf reformatorische Bewegungen im Sundgau, im Bereich der Abtei Murbach, der Herrschaft von Rappoltstein und im Lebertal hin. Diese Strömungen verbanden sich mit anderen Ideen, sodass sich, wie im Falle von Waldshut, eine Koalition aus bäuerlichen und reformatorischen Interessen im Bauernkrieg ergab und entsprechend bekämpft wurde. Insgesamt kann man festhalten, dass sich die am besten überlieferten und einige der heftigsten Konfrontationen mit der Reformation in den vorderösterreichischen Städten des Breisgaus und Hochrheins ereigneten. Dennoch ist festzustellen, dass die reformatorischen Intentionen, Strömungen und Bewegungen überwiegend indifferent waren, von lutherisch, zwinglianisch über oberdeutsch bis zu täuferisch alle erdenklichen Nuancen und Mischungen aufwiesen und in der Regel nur temporäre, wenig oder keine obrigkeitliche Unterstützung erfuhren. Kenzingen und Waldshut sind hierbei eher Einzelfälle, in denen der Magistrat zeitweise die Reformation unterstützte oder unterstützen konnte. Belege für einen reformatorisch gesinnten Adel dieser Zeit fehlen jedoch nahezu vollständig. Regierung und Landstände gingen gegen die Reformation meist nicht unmittelbar militärisch vor, sondern versuchten, wie der Fall Waldshuts

¹² HANS-OTTO MÜHLEISEN, Michael Sattler 1490–1527. Benediktiner – Humanist – Täufer; in: St. Peter auf dem Schwarzwald, hg. von HANS-OTTO MÜHLEISEN, Lindenberg 2003, S. 45–71; die profundeste Arbeit legte vor: WERNER-ULRICH DEETJEN, „Ihr habt tapfere Hirten und Bischöfe genug.“ Zeugen und Zeugnis der Reformation in der Grafschaft Hohenberg (1521/22–1550/1600), in: Der Sülchgau 35 (1991), S. 1–149, inbes. S. 29–91.

¹³ FRANZISKA CONRAD, Reformation in der bäuerlichen Gesellschaft. Zur Rezeption reformatorischer Theologie im Elsaß (Veröffentlichung des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 116), Göttingen 1984; DIES., Reformation in der bäuerlichen Gesellschaft, Zwingli und Europa, hg. von PETER BLICKLE, ANDRES LINDT und ALFRED SCHINDLER, Zürich 1985.

zeigt, zunächst den Verhandlungsweg einzuschlagen. Bei der Position der anti-reformatorischen Haltung der Landstände, besonders des dritten Standes, ist sicherlich die entschlossene Haltung Freiburgs von besonderer Bedeutung. Grundlage war vor allem die Furcht vor einem Aufstand, vor der Gefährdung der gottgewollten Ordnung, die sich in der Formulierung „Reformation ist Aufstand“ am besten zusammenfassen lässt.¹⁴

Der Versuch Waldshuts, nur im geistlichen Bereich reformieren zu wollen, ohne die Treue zu Österreich zu beeinträchtigen, war damit gescheitert. Im Bauernaufstand, in dem ebenfalls reformatorische Einflüsse zu verspüren waren, und im Bündnis zwischen Waldshut und den Bauern verbanden sich die beiden Komponenten Reformation und Aufstand. Damit war die Reformation unweigerlich mit dem Aufstand gegen das Haus Habsburg identisch, eine Bedrohung der von Gott gesetzten Ordnung. Die reformatorischen Ansätze fanden daher folgerichtig ein gewaltsames Ende, weil sie die Loyalität zur gottgewollten Herrschaft in Frage gestellt hatten.

Die formelhafte Gleichsetzung von Reformation und Aufstand sowie die drohende Gefahr eines neuen Eidgenossenkrieges wurden auf Jahre hin zu einer feststehenden Wendung bei Gefahren aller Art. So formulierten es die landesfürstlichen Kommissare beispielsweise auf dem Ensisheimer Landtag im März 1529: [...] *deren von Basell abfal von dem alten waren glauben, derglychen derselben auch deren von Zurich, Bern, Costenz, Mühlhawsen und anderer stetten, so irer steten seyn, pundtnuß und verstentnuß halben, die sy zusammen geschworen. Nachdem wir von denselben des merentheils umb geben seyn, die sachen also geferlichen zugetragen, das wir allem wesen und antzeigen nach alle stund und tag von inen uberfal, angriffs und beschedigung besorgen müssen [...]*.¹⁵ Und als die Gerüchte 1529 Waldshut, Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden erneut mit der Reformation in Verbindung brachten, konnte die landesfürstliche Seite die Gefahr der reformatorischen Bewegung nicht besser darstellen als mit dem Vergleich, [...] *dann die new cetzerey und zwiespalt im cristenlichen glauben, dan dardurch sin zwey turk [...]*.¹⁶ Das Luthertum galt als „zweiter Türke, als zweite Türkengefahr“ in Verbindung mit dem alten Erbfeind Eidgenossenschaft.

Das darf aber keinesfalls darüber hinwegtäuschen, dass man sich auch weiterhin der kirchlichen Missstände bewusst war. Gerade denjenigen Städten gegenüber, die der ersten reformatorischen Welle positiv begegnet waren, scheint die Regierung besonders misstrauisch gewesen zu sein. So waren in Rheinfelden 1526 in den Kirchen Messe und Liturgie umgestaltet worden und die Nähe der Stadt zur Eidgenossenschaft ließ die Gefahr eines eidgenössischen Eingreifens als besonders brisant erscheinen. In Waldshut, Rheinfelden und Neuenburg wurden daher von herrschaftlicher Seite immer wieder zu Recht oder gerüchteweise Täufer vermutet. Die Vielzahl der Mosaiksteinchen zeigt aber dennoch reformatorisches Potential, wie die Heirat eines Prädikanten mit seiner Köchin in Breisach¹⁷ oder die Verhaftung und Hinrichtung eines lutherischen Pfarrers aus Schlatt oder die Tätigkeit eines lutherischen Pfarrers in Villingen, der aus dem württembergi-

¹⁴ Eine Analyse zur Konfessionalisierung in den Vorlanden bei DIETMAR SCHIERSNER, Katholische Konfessionsbildung in den habsburgischen Vorlanden. Bedingungen, Entwicklungen, Akteure, in: DERS. u. a., Augsburg, Schwaben und der Rest der Welt. Neue Beiträge zur Landes- und Regionalgeschichte. Festschrift für Rolf Kiesling zum 70. Geburtstag, Augsburg 2011, S. 193–219.

¹⁵ SAF (wie Anm. 2) C 1 Landstände 2 und Materialsammlung 1529 März 5.

¹⁶ SAF (wie Anm. 2) C 1 Landstände 2 (1526 November 17) und ARNOLD ELBEN, Vorderösterreich und seine Schutzgebiete im Jahre 1524. Ein Beitrag zur Geschichte des Bauernkriegs, Stuttgart 1889, S. 153 f., bes. S. 154.

¹⁷ TLA I (wie Anm. 3) Koph.j.R., An die kgl. Mt. (1532–1535), fol. 199r. Ein Prädikant habe in Breisach seine Köchin geheiratet.

schen Schwenningen und der von dort ausgehenden protestantischen Lehre besonders beeinflusst worden sei.¹⁸ Dennoch scheint die Reformation am Oberrhein nach 1525 in den Städten kein Massenphänomen mehr gewesen zu sein, die Herrschaft forderte mit allen Mitteln Loyalität ein, die mit Katholizismus gleichzusetzen war. Offen bleibt jedoch, ob die Mehrheit der Bevölkerung überhaupt die theologischen Feinheiten und Unterschiede zwischen den vielfältigen reformatorischen Positionen und dem Katholizismus im Detail verstanden hat.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Reformation am Oberrhein in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wie auch andernorts vor allem ein städtisches Phänomen war, das die habsburgische Herrschaft zusammen mit dem Aufstand der Bauern als illoyal bekämpfen und unterbinden konnte. Das Täuferium galt als Anarchie, das wegen der Erwachsenentaufe, des allgemeinen Priestertums, der Schriftauslegung durch Laien und der Ablehnung amtskirchlicher Strukturen unterschiedslos von katholischen wie auch evangelischen Obrigkeiten als existenzbedrohend unerbittlich und mit unmenschlicher Härte bekämpft wurde.

Reformation in adeligen Herrschaften

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts gab es zwar einige Initiativen zu geistlichen Reformen, in den oberrheinischen Städten waren jedoch kaum reformatorische Aktivitäten festzustellen. In den Adelskreisen und ihren Herrschaften am Oberrhein sah die Sache jedoch anders aus. Im Schmalkaldischen Krieg (1548) waren einige Mitglieder des vorderösterreichischen Ritterstandes in den Verdacht geraten, Protestanten zu sein. So unterstützten u. a. Konrad Graf von Tübingen, Herr von Lichteneck bei Hecklingen, Sebastian von Ehingen, Christoph von Falkenstein und andere Adelige infolge ihrer Lehensbindungen die schmalkaldische Partei, also die protestantische Seite, und waren vor allem mit dem seit 1534 evangelischen Württemberg verbunden. Diese Ritterstandsglieder galten als Parteigänger und Sympathisanten der protestantischen Sache. Einige Jahre später liegen zahlreiche Quellen zur religiösen Lage in den vorderösterreichischen Landen vor, die über das Ausmaß der Verbreitung des Protestantismus besser Aufschluss geben. So schreiben Landvogt Karl Graf von Zollern und sein Kanzler aus Ensisheim an Erzherzog Ferdinand, dass [...] *fast den merern thail unnd die fürnembsten des herrn unnd ritterstandts den sectischen leern anhengig sein* [...], also protestantisch seien.¹⁹ In den vorderösterreichischen Landen vollzog sich eine ähnliche Entwicklung wie in weiten Teilen des reichsunmittelbaren Adels, bei dem eine bemerkenswerte Häufung von Konversionen zu beobachten ist, die auch die konfessionellen Spielräume aufzeigen.²⁰

1577 schreiben zwei Kammerräte über die Evangelischen im Land an den Hof, dass diese zwar [...] *beim gemainen mann uf dem lanndt etwas weniger als bey den andren auch eyngeschlichen und underm herrn und adelstand so weyt khomen, das sye meehrerthails der neuen religion seyen, üben dieselbig gleichwol noch der zeit in den kirchen öffentlich nit, aber bey inen selbst in iren hauswohnungen und sonst an sectischen orten. Etlich beschreyben die sectische*

¹⁸ TLAI (wie Anm. 3) Korb.j.R., An die kgl. Mt. (1532–1535), fol. 522v.

¹⁹ TLAI (wie Anm. 3) Korb.j.R., An die f. Dht. (1577), fol. 785r f.

²⁰ DIETMAR SCHIERSNER, *Semper fidelis? Konfessionelle Spielräume und Selbstkonzepte im südwestdeutschen Adel der frühen Neuzeit*, in: *Adel in Südwestdeutschland und Böhmen 1450–1850*, hg. von RONALD G. ASCH, VÁCLAV BUZEK und VOLKER TRUGENBERGER, Stuttgart 2013, S. 95–126.

predicanten zu inen, lassen inen predigen und gebrauchen sie nicht allein zur communication, sonder auch zum kindertauff und eynsegnung der een, wie es dann fürnemblich bey Thübingen, Rapolstein und sonst etlichen vom adel also beschehen, welche auch in iren nehern obrigkheiten die Religion frey und die underthanen die sectischen predicanten one schein hören lassen. [...] Beym Leberthalischen pergwerck würdt nicht allein underm schein der augspurgischen confession, sonder auch nach calvinischer meinung die neuw religion in den kirchen öffentlich gepredigt und gelert [...].²¹

Demnach war es kein Geheimnis, dass der Adel sich für die Augsburger Konfession interessierte, sich entsprechende Theologen holte und seine Untertanen daran teilhaben ließ oder in konfessionellen Belangen keine Auflagen machte. Besonders problematisch wurde dies in den Bergbauregionen wie dem elsässischen Lebertal, wo sich auch Hugenottenflüchtlinge niedergelassen hatten und neben dem katholischen Kultus auch lutherisch und calvinistisch in Deutsch und Französisch gepredigt wurde. Es handelte sich bei den genannten Untertanen im Lebertal/val de lièpvre um Bergleute und Fachleute, die überall gesucht waren und die man unbedingt zur Ausbeutung der Silberminen benötigte. Der Bedarf verursachte diese kulturelle und konfessionelle Mischlage, die die Herrschaft aus pekuniären Interessen duldete. Nach dieser Schilderung stellt sich die Situation in den habsburgischen Landen in Religionsangelegenheiten teilweise als indifferent bis pro-protestantisch dar. Dabei wurde die Ritterschaft als Hauptverursacher angesehen, da sie sich zum größten Teil in den 1570er Jahren dem Protestantismus nach Prägung der Augsburger Bekenntnisschriften oder dem Calvinismus zugewandt hatte.

Exemplarisch für die Religionspraxis können einige typische Fälle genannt werden. Der Protestantismus der Familie Rappoltstein geht auf Ulrich und seine Ehefrau Anna Alexandrina bis in die 1520er Jahre zurück. Ihr Sohn Egenolf wurde schon protestantisch erzogen. Als dieser in der Herrschaft nachfolgte, scheint er sich schon bald auch öffentlich als Protestant bekannt zu haben. Nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555 dokumentierte er seine Überzeugung, indem er in Heiteren einen evangelischen Prediger einsetzte. 1557 predigte sogar der Basler Reformator Simon Sulzer auf dem Schloss der Familie in Rappoltweiler und die Reformatoren des benachbarten württembergischen Reichenweier, Mathias Erb und Nikolaus Regius, hatten mit der Familie Rappoltstein engen und dauerhaften Kontakt. Von besonderer Bedeutung ist die Vermahnung der Anna Alexandrina an ihren Sohn Egenolf von 1562, ein christlicher Regentenspiegel mit dem Auftrag an ihren Sohn, sich um den rechten Glauben seiner Untertanen zu kümmern.²² Ein Jahr später setzte Anna Alexandrina ihre Idee in die Tat um und gründete in Rappoltweiler eine evangelische Schule. Die hohe Wertschätzung der Bildung durch die Rappoltsteiner zeigt sich auch in ihrer umfangreichen Bibliothek, die neben zahlreichen reformatorischen Werken Luthers und Me-

²¹ TLAI (wie Anm. 3) Ferd. 132/142 „V“ (1577 August 8).

²² Zur Ermahnung, [...] *damit du mit Gottes Hülfe und guter Policey diesem und anderm Argen zuvorkommest [...]: Egenolf habe als christlicher Regent die Aufgabe und Pflicht, den Ursachen eines möglichen Aufstandes entgegenzuwirken und den Untertanen ein guter Fürst zu sein. Viele [...] Leute nach langer Aufruhr erschlagen wurden, die doch selbst nicht wussten was recht war, doch von Gott hart gestraft und umkommen sind zu Scherwiller und zu Zabern bis uf sechzig tausend. Die Ermahnung ermunterte Egenolf, seinem Vater nachzueifern, gottesfürchtig zu sein und sich seinen Untertanen als christlicher Herrscher verpflichtet zu zeigen: [...] kehre dein Herz zu Gott und lass dich unterweisen [...] Ach! mein herzlieber Sohn, so befehle ich dir deine Unterthanen, und alle die dir von Gott zugethan sind, in deinen Schutz und Schirm; dass du ihr Vater seyst in dieser Zeit und ihnen in allen Nöthen vorstehest und treulich in allem Beystand thuest [...].* JULIUS RATHGEBER, Rappoltstein, Straßburg 1874, S. 118–121.

lanchthons antike Autoren, Geschichtsbücher, naturwissenschaftliche Schriften sowie Werke aus Medizin und Literatur umfasste.²³ Bemerkenswert ist auch das Humanitätsverständnis der Gräfin, auf Folterungen zu verzichten, da man so unnötig Blut vergieße und kaum die Wahrheit erfahre.

Es besteht zwar kein Zweifel am Protestantismus Egenolfs von Rappoltstein, doch lässt sich seine Ausrichtung nicht eindeutig als oberdeutsch, lutherisch oder calvinistisch festlegen. Von Egenolf ist bekannt, dass er reformatorische Schriften selbst las und am Buchrand kommentierte, was für einen Adeligen dieser Zeit außergewöhnlich war. 1580 unterzeichnete Egenolf von Rappoltstein schließlich aus politischem Kalkül die Augsburger Konkordienformel. Seit den 50er Jahren wurde in seiner Schlosskirche ausschließlich evangelisch gepredigt und auch in den folgenden Jahren sind am (evangelischen) Gottesdienst keine Änderungen festzustellen.

Analog dazu waren am Hof der Rappoltsteiner die wichtigsten Ämter, wie beispielweise das des Hofmarschalls, mit Protestanten besetzt. Aber nicht nur im Rappoltsteinischen Schloss, sondern auch und vor allem im Lebertal waren calvinistische und protestantische Lehren weit verbreitet. Das Lebertal gehörte auf der rechten Seite zur Herrschaft Rappoltstein, auf der linken Seite zum Herzogtum Lothringen. „Auf der deutschen Seite in Markirch scheinen die Lutheraner überwogen zu haben, meist sächsische Bergleute, während Eckkirch und die französische Seite, meist französische Flüchtlinge, die Calvinisten waren, bevölkerten.“²⁴ Ferdinand I. klagte gegenüber der oberösterreichischen Regierung im Mai 1562 sogar, dass es im Lebertal neben den Lutheranern zahlreiche andere Sekten [...] *als widertaufferisch, calvinisch, zwinglisch, satlerisch und dergleichen* [...] gebe.²⁵

Die Grafen von Tübingen auf Lichtneck bei Hecklingen wurden häufig mit den Rappoltsteinern in einem Atemzug als Lutheraner oder Calvinisten bezeichnet. *So solle zu graf Conrat von Dubingen alle Freittag ain Lutterischer predicannt von Maltertingen aus der marggraffschafft gen Liechtenegg aufs schloß khumen, der ime, seinen frawenzimmer und allem hausgesindt die lutterischen verfuerrischen ler predigen, unnd dz er graf gen Riegel, so unnder ewerer verwaltung gelegen, [...] ain lutterischen schuelmaister zu ainem schaffner gesezt, der hinauf ins schlos zu im khumbt und die teutschen psalmen singen helffe.*²⁶ Auch in dieser Adelherrschaft wurden die Religionsbestimmungen dadurch umgangen, dass protestantische Prediger auf das Schloss geholt wurden oder aus protestantischen Predigtsammlungen vorgelesen wurde.

Ein weiteres prominentes Mitglied der vorderösterreichischen Ritterschaft, das zumindest dem protestantischen Umfeld zugerechnet wurde, war Lazarus von Schwendi. Die Frage, ob er Katholik oder Protestant war, ist sicher falsch gestellt, verstand sich Schwendi doch einfach als Christ, nicht aber als Angehöriger einer bestimmten Konfession. Die vorderösterreichische Regierung sah ihn hingegen als Protestanten an. Die harte Kritik, die Schwendi an den Missständen in der katholischen Kirche und an den Lehrstreitigkeiten der Protestanten übte, verstärkt das Bild der Persönlichkeit und seiner „Unkonfessionalität“, obwohl er bis zu seinem Tode offiziell nie der katholischen Kirche den Rücken zuwandte und als Katholik bestattet wurde. Die katholische

²³ Zur Rappoltsteinischen Bibliothek siehe CHARLES BARTHOLDI, *Catalogue de la Bibliothèque des Seigneurs de Ribeaupieree au 16^e siècle*, in: *Curiosités d'Alsace*, 2 Bde., Colmar 1861–1863, insbes. Bd. I, S. 36 ff.

²⁴ LOUIS SÜSS, *Geschichte der Reformation in der Herrschaft Rappoltstein* (Bausteine zur elsass-lothringischen Geschichts- und Landeskunde, Bd. 14), Diss. Jena 1914, hier insbes. S. 27. BENOIT JORDAN, *Entre la gloire et la vertu. Les Sires de Ribeaupierre 1451–1585* (Société savante d'Alsace et des régions de l'est, collection, «textes et documents», tome XLIV), Strasbourg 1991, insbes. S. 217–229.

²⁵ TLA I (wie Anm. 3) Kopb.j.R., Von der ks. Mt. (1561–1564), fol. 323r.

²⁶ Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HSAS) B 17 Bd. 4*, fol. 401v f.

Erziehung seines Sohnes, die katholische erste Ehefrau und die protestantische zweite Ehefrau zeigen die Irrelevanz der konfessionellen Frage für Schwendi.

Schwendi war seit 1552 Burgvogt von Breisach, 1559 wurde er Pfandherr von Burkheim, 1563 Pfandherr von Triberg und Herr der Herrschaft Hohenlandsberg über Colmar, 1565 Pfandherr der Reichsvogtei Kaysersberg, 1572 erwarb er Kirchhofen. Wegen der Vogtei Kaysersberg geriet Lazarus von Schwendi bald in einen Konflikt mit der Regierung, die ihm vorwarf, die Reformation zu dulden. Schwendi konnte die Vogtei Kaysersberg von Rappoltstein lösen, was ihm vor allem wegen der protestantischen Einstellung der Rappoltsteiner gestattet worden war. Dennoch gab es trotz des Wechsels in der Vogtei keine großen Veränderungen. Schwendi wies den Vorwurf, die Reformation zu dulden, entschieden zurück und betonte 1574 ausdrücklich, dass ihm in Religionsfragen keinerlei Auflagen gemacht worden seien und dass die Zugehörigkeit zu einer anderen Konfession für ihn kein Grund zur Entlassung seiner Beamten darstelle, sofern diese die Amtsgeschäfte zu seiner Zufriedenheit ausführten. Er betonte, dass die Zugehörigkeit zum Augsburger Bekenntnis nicht mit anderen Sekten gleichzusetzen sei. Später hob er noch einmal hervor, dass [...] *es denn auch meins thuens und berueffs nit ist, mich in die verfolgung und austilgung der newen religion einzumischen. [...] Das ich mich aber für mein person in die sachen mischen und den leüthen ire gewissen zu einer oder andern religion grüblen, zwingen und verpflichten solt, das ist meins berueffs, thuens und gemüeths gar nit, bin auch zu nichts verpflichtet [...]*.²⁷ Nach der Beteuerung seiner über dreißigjährigen Treue zum Haus Habsburg führte er auch seine tolerante Haltung in religiösen Belangen an. Als Schwendi im Spätjahr 1575 dennoch den Befehl zur Ausweisung seiner angezeigten Amtleute erhielt, äußerte er sich tief enttäuscht: [...] *das ich mit solchem weitem ungnedigen und betröwlichem bevelch als ein alter trewer und bestendiger diener were verschont bliben [...]*, führte aber ihre Ausweisung und Ersetzung durch.²⁸ Schwendis tolerante Religionspolitik nach seinem Grundsatz der Überparteilichkeit musste sich dem massivem Druck zu einem formalen Katholizismus beugen. Schwendi hielt die Frage der Konfession für eine Privatsache, für die er sich als nicht zuständig erklärte, da für ihn der Grundsatz der Toleranz unantastbar war.

Nach dem Tod des Lazarus von Schwendi wurde seine zweite Ehefrau Eleonora, eine geborene Gräfin von Zimmern, bezichtigt, Protestantin zu sein. Die Vorwürfe richteten sich sowohl gegen die Witwe als auch gegen ihr Gesinde und zahlreiche Burkheimer Bürger. Die Witwe Schwendis, die im Burkheimer Schloss wohnte, ermöglichte es den Burkheimern, sich an Sonn- und Feiertagen mit ihr und ihrem Gesinde zum Gottesdienst [...] *hinaus in die marggrafschaft, alda die verfuersich sect offentlichen geuebt wurdet, ohne scheuch zuziehen [...]*.²⁹ Die Witwe besuchte meist die Kirche des badischen Bischoffingen, wo sie sich einen eigenen Sitzplatz mit Wappen einrichten ließ. Als die Witwe Schwendis dies unterließ, entfielen die Repressalien gegen die Burkheimer.

Die Fälle Rappoltstein, Tübingen und Schwendi sind nicht singulär und stehen stellvertretend für unterschiedliche Formen des Verhaltens ritterständischer Familien gegenüber dem Protestantismus. Alle drei galten sowohl als habsburgische Landsassen als auch als Reichsstände, die als solche die freie Wahl der Konfession für sich beanspruchen konnten. Umstritten war jedoch, ob sie dieses Wahlrecht nur für sich und ihre Familie oder auch für ihre Herrschaft besaßen.

²⁷ TLAI (wie Anm. 3) Ferd. 210/3, fol. 96v.

²⁸ TLAI (wie Anm. 3) Ferd. 210/3, fol. 119r.

²⁹ TLAI (wie Anm. 3) Ferd. 210/3, fol. 171v.

Die Unterzeichnung des Augsburger Bekenntnisses durch die Rappoltsteiner unterstreicht den Willen zur Legitimierung des Protestantismus in der eigenen Herrschaft. Tübingen beanspruchte ebenfalls die freie Wahl und Ausübung der Konfession. Auch Schwendi praktizierte eine Politik der Toleranz. Nach seinem Tod beanspruchte seine Witwe das Konfessionswahlrecht für sich als Person, aber nicht mehr für ihre Herrschaft Burkheim. Neben diesen Beispielen lassen sich zahlreiche weitere proreformatorische Ritterstandsglieder nachweisen, wie beispielsweise Balthasar und Hans Diebold von Baden, Claus von Hattstatt, Franz von Mörsperg und seine Familie, die Waldner von Freundstein, Bergheim, Bärenfels, Brünighofen, Rotberg und andere. Diese Beispiele bestätigen das Bild einer großteils protestantischen vorderösterreichischen Ritterschaft. Damit konnte sich Erzherzog Ferdinand als katholischer Landesfürst nicht abfinden und versuchte einer Entwicklung wie in Österreich ob und unter der Enns entgegenzuwirken.

Der Vollständigkeit halber soll hier besonders auch auf die benachbarten badischen Markgrafschaften hingewiesen werden, die aufgrund der mehrfachen Aufteilungen und der indifferenten Haltung zur Reformation schwierig zu beurteilen sind, zumal viele der reformatorischen Aspekte bis heute nicht aufgearbeitet sind und sich die reformatorischen Bestrebungen auch hier aus einer Vielzahl von Einzelreformationen zusammensetzten, die zudem mit einer komplizierten politischen Gemengelage zusammenhingen. Zwar waren die oberbadischen Gebiete im weitesten Sinne von Pfarrern mit Basler Hintergrund reformiert worden, doch taktierten und lavierten sich die badischen Markgrafen gerade aufgrund der Nachbarschaft zu den habsburgischen Gebieten durch hoheitsrechtliche Konflikte mit den Habsburgern, die bis zu Reichskammergerichtsprozessen führten.³⁰ Festzuhalten ist hier zum einen, dass in den oberbadischen Gebieten die Reformation seit 1556 fortschritt, zum anderen aber keinesfalls stringent unter einer eindeutigen politischen Linienführung stand und dass zum dritten die Koexistenz mit Habsburg am Oberrhein eine entscheidende Rolle bei der Haltung der badischen Markgrafen spielte, die wiederum auf ihre Religionspolitik zurückwirkte. Eine Auswirkung war der Schirmverein am Oberrhein zur Abwehr äußerer Feinde, der am Ende des 16. Jahrhunderts aufgrund der konfessionellen Lage nicht mehr zum Abschluss von Defensionsbündnissen am Oberrhein führte.³¹

Rekatholisierungsbestrebungen

Als sich im Reich seit 1576 die konfessionelle Lage zunehmend verschärfte, veränderte sich auch am Oberrhein die Konfessionspolitik. Erzherzog Ferdinand II. suchte nach Wegen, den Katholizismus als allein bestimmende Konfession in seinem Territorium durchzusetzen. Seine oberrheinische Regierung sah dieses Anliegen jedoch durchaus als problematisch an. Zwar sei Erzherzog Ferdinand natürlich gemäß dem Augsburger Religionsfrieden berechtigt, die [...] *in disen landen mandaten außgehen zuelassen und meniglich darinnen zuegepieten, alain die hailsam seligmachende catholische religion und kain ketzerische leer zuehalten oder zu predigen* [...]. Aber die Ausweisung des ketzerischen Adels sei nicht durchführbar und könne zu kriegesischen Konflik-

³⁰ ARMIN KOHNLE, Die Einführung der Reformation in der Markgrafschaft Baden. Eine Bestandsaufnahme nach 450 Jahren, in: 450 Jahre Reformation in Baden und der Kurpfalz, hg. von UDO WENNEMUTH (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte, Bd. 1), Stuttgart 2009, S. 45–74. Siehe auch ARMIN KOHNLE, Kleine Geschichte der Markgrafschaft Baden, Karlsruhe 2009, insbes. S. 84–116.

³¹ SPECK, Landstände (wie Anm. 2), zu Schirmvereinen S. 425–434.

ten führen.³² Kanzler Moser sah eine Lösungsmöglichkeit in einem Landtag, der über die Wahl der Konfession hätte bestimmen sollen, doch das barg das Risiko einer Entscheidung gegen den Katholizismus und der Landesfürst hätte sein fürstliches Recht der Konfessionswahl an die Landstände abgegeben, was der Erzherzog natürlich ablehnte. Als Lösung sah der Landvogt nur die längerfristige Strategie, die Jesuiten ins Land zu holen und die Jugend sukzessive wieder zum Katholizismus zu erziehen. Auch dieser Weg wurde vorerst nicht beschritten, da die Niederlassung von Jesuiten am Oberrhein zu dieser Zeit weder vom Landesfürsten noch den Jesuiten verfolgt wurde.

Dennoch war die Entscheidung über die Rekatholisierungspolitik gegenüber der Ritterschaft noch lange nicht abgeschlossen. Wiederholt wurde die Ausweisung der protestantischen Ritterschaftsmitglieder erörtert und die Anwendung der Religionsmandate allein auf die nicht-ritterschaftlichen Personen für undurchführbar erklärt. Das behutsame Vorgehen gegen die protestantische Ritterschaft ist sicherlich mit ihrer Bedeutung innerhalb der Landstände zu erklären, auf deren finanzielle Unterstützung der Erzherzog angewiesen war. Dennoch befürwortete man die Religionsmandate und Verbote des Besuchs ausländischer Universitäten; alle diese Maßnahmen bestimmten die Rekatholisierung, die über das Medium der Erziehung und Bildung erreicht werden sollte. Dazu kamen Geldbewilligungen des Prälatenstandes zur Finanzierung einer besseren Priesterausbildung.

Doch nicht nur der Landesfürst richtete sein Interesse auf die Erziehung und Bildung als Mittel einer konfessionell orientierten Politik. Die Einrichtung einer evangelischen Schule in Rappoltweiler von den Herren von Rappoltstein im Jahre 1563 zeigt ebenfalls das Bewusstsein, zum rechten Glauben erziehen zu können und zu müssen, was schon durch den oben genannten „Fürstenspiegel“ der Anna Alexandrina ausgedrückt wurde. Diese Anregung scheint in die Rappoltweiler Schulordnung auch direkt eingegangen zu sein, die als Bildungsziel die Erziehung zum Christenmenschen formulierte. Lehrziel sei, den Kindern beizubringen, was Gott, Christus, der Heilige Geist und die Trinität seien. Darüber hinaus solle unterrichtet werden, wie man zur wahren Konfession verhelfen könne. [...] *leret man Christentum von der jugent, so wird daß hercz von Gott gezogen [...]*. In den Instruktionen an den Schulmeister wurde zuerst seine richtige konfessionelle Ausrichtung, seine Belesenheit und die Kenntnis der freien Künste [...] *so nottdurftig zu underweisung der Jugent und voruß des Latins [...]* als Voraussetzung für seine Anstellung

³² Der vorderösterreichische Kanzler Dr. Justinian Moser äußerte sich dazu in seinem Gutachten über die Religionslage vom 16. Juli 1577: *So sesehen e. fh. dht. gleichwol von rechts wegen und in krafft des hay. reiches religionsfriden befuegt, in disen landen mandaten außgehen zuelassen und meniglich darinnen zuegepieten, alain die hailsam seligmachende catholische religion und kain ketzerische leer zuehalten oder zu predigen, und daß die, so den nüwen secten anhengig, dieselbig öffentlich predigen und darvon nit abweichen wellen, hohes und nidern stands, iere gueter in ainer bestimpten zeit verkauffen und ausser lands ziehen sollen. Es ist aber zubesorgen, wann man solche mandat gegen den herren und vom adel, so sectisch seÿen, exequitieren wolte, dz es ain grosse gefahr und weitleüffigkait verursachen, sy sich villicht nit außtreiben lassen, darinnen zuesammen verbinden, bey den sectischen benachpaurten schuz und schirm suoehen, und bey ieren guetern handthaben. Und da man sy mit gwalt außtreiben wurde, sy sich mit gewalt und hilf ires anhangs der banachpaurten und anderer wider einsetzen, oder wa sy ÿe ausser lands zugen, iere gueter, dartzue die fürnemiste herren nit bald kauffleut bekhommen werden, nichts desto weniger nutzen und niessen, auch darunder mit den benachpaurten und andern wider e. fh. dht. und dise land, so allerdings offen und übel versehen, schädliche und hochnachteilige practicen fueren und anrichten und uber daß e. fh. dht. gehorsame stend zue der ungehorsame und abfaal zuebewegen understehen möchten. Derhalben ich gehorsamist nit rathen kan, daß e. fh. dht. nach der zeit der religion wegen nüwe mandata in disen landen außgehn oder die außschaffung bevelhen lassen.* TLAI (wie Anm. 3) Ferd. 132/142 „V“ (1577 Juli 16). Einblicke in die Konversionsproblematik bietet der Beitrag KIM SIEBENHÜNER, Glaubenswechsel in der frühen Neuzeit. Chancen und Tendenzen einer historischen Konversionsforschung, in: Zeitschrift für Historische Forschung 34 (2007), S. 243–272.

gefordert. Die Aufgabe der Schule scheint von der Vermittlung der Grundkenntnisse in Lesen und Schreiben bis zu den höheren Fertigkeiten und Latein zu reichen. Wenn diese Grundlagen gelegt sind, [...] *sol ein schulmeister, so bald die Jugent khan lesen, Inen ein Christenlichen Cathecismum fürhalten vom glouben und gottes gebott [...].* Im Revers für den Schulmeister wird klar formuliert, dass dieser sich nach den Vorgaben der Herrschaft zu richten habe, gerade in konfessioneller Hinsicht und [...] *keiner onchristenlichen ler in der schul begeben, keiner rotten oder secten anhengig machen, weder enderung oder neuwerung in der schulen on meins gnädigen herren zu Rappoltstein vorwissen und bescheid.* Die Rappoltsteiner beanspruchten damit für sich und ihre Herrschaft die Funktion eines Summepiskopats, der die religiöse Ausrichtung in der Herrschaft und Schule vorgab. Er handelte so im Sinne des Leitbildes einer christlichen Obrigkeit, die für das Seelenheil ihrer Untertanen verantwortlich ist und sie zum wahren Glauben führt. Die konfessionelle Polarisierung und die Spannungen werden vor allem in der Passage zum Sonntagsunterricht deutlich. Sonntags, wenn die Glocken zur Messe rufen, [...] *solle die Juget pflichtig sein, in die schul komen; da solle er [der Schulmeister – d. Verf.] mit inen den Christenlichen Cathecismum exerciren, Christenliche psalmen und lieder singen, biß das pfaffen ampt inn der pfarr uß ist.* Die Gleichzeitigkeit von katholischer Messe und evangelischem Gottesdienst wie auch von katholischer und evangelischer Schule könnte nicht deutlicher beleuchtet werden. Die Schüler der evangelischen Schule hatten also während der katholischen Messfeierlichkeiten als Kontrastprogramm den Katechismus zu lesen und Psalmen zu singen – damit sie nicht in Gefahr gerieten, die Messe zu besuchen.³³

Die Grafen von Tübingen dürften mit ihrem Kontakt zu einem protestantischen Schulmeister eine ähnliche Intention verfolgt haben. Auch der Ensisheimer Pfarrer und Vertraute der vorderösterreichischen Regierung in Religionsangelegenheiten, Johann Rasser, machte die Beobachtung, dass die Jugend meist ausländische, protestantische Schulen und Universitäten besuchte.³⁴ Daher gründete er eine Privatschule mit Internat in Ensisheim, um eine katholische Erziehung zu gewährleisten.

Das ritterschaftliche Religionsgutachten

Die Ritterschaft konnte das Vorgehen der Regierung gegen sich natürlich nicht unwidersprochen hinnehmen. Am 30. September 1586 tagte die Ritterschaft in Breisach und beschloss Maßnahmen zur Abstellung ihrer Religionsbeschwerden.³⁵ Grundlage war die Rechtsstellung der bedeu-

³³ Die Einzelnachweise in DIETER SPECK, *Schulen als politische Instrumente? Frühneuzeitliche Bildungsinitiativen am Oberrhein*, in: *Schule und Bildung am Oberrhein in Mittelalter und Neuzeit*, hg. von URSULA HUGGLE und HEINZ KRIEG (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. LX), Freiburg 2016, S. 87–114; BRUNO STEHLE, *Aus dem früheren Schulleben des Städtleins Rappoltweiler im Ober-Elsaß 1567–1753*, Straßburg 1908 (Sonderdruck aus dem Elsaß-Lothringischen Schulblatt), S. 3–16.

³⁴ JÜRGEN BÜCKING, *Johann Rasser (ca. 1535–1594) und die Gegenreformation im Oberelsaß* (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 101), Münster 1970.

³⁵ Aus dem Kurzprotokoll des Ritterstandsausschusses: *Inn dem religionsmandat sei ein grosse beschwerdt, dz in disem mandat begriffen, dz alle ambtleüth für ein reg. gewissen unnd den aidt darinnen bestimbt der religion halben erstatten sollen. Dz sei wider dz alt herbringen. Vor nie beschechen. Nie auch die vom ritterstandt, auch ire ambtleüth unnd unnderthanen keinen regierendene ertzherzogen zuo Österreich nie geschworen gewesen. Allein der lehen halben thriügen die vom ritterstandt lehens pflichten. Ein solches bei einem rechtsgelehrten der alten religion berathschlagen lassen unnd von dem sein rechtsbegründt bedenncken schriftlich*

tendsten Ritterstandsmitglieder als Reichsstände und Landsassen, aus der der Adel das Recht auf freie Konfessionswahl für sich ableitete. Daher beauftragte der Ritterausschuss einen führenden Juristen des Reichskammergerichts damit, ein Religionsgutachten zu erstellen, das 1587 vorgelegt wurde.³⁶ Die drei Untersuchungskomplexe des Gutachtens betrafen die Befugnisse des Landesfürsten, die Möglichkeiten zu Gegenmaßnahmen und die Freiheiten des Ritterstandes. Das Gutachten stellte jeweils die Argumente der landesfürstlichen Seite vor, setzte seinen Standpunkt dagegen, um schließlich die landesfürstliche Argumentation zu widerlegen.

Der Adel bestritt mit diesem Gutachten jede *superioritas territorialis* und jedes *ius territorii* des Landesherrn (landesherrliche Hoheitsrechte) über die ritterschaftlichen Güter, sofern diese nicht Lehen und Pfandschaften vom Landesfürsten selbst waren. Die Ritterschaft wehrte sich vehement, unter Verweis auf ihr Allod, gegen eine Einstufung als landsässig, da sie dadurch dem Territorialprinzip des *ius reformandi* (Recht auf Reformation) unterstellt wäre. Im Gegenzug beanspruchte die Ritterschaft ihrer ständischen Libertät gemäß zu nichts gegenüber dem Landesfürsten verpflichtet zu sein. In letzter Konsequenz bedeutete dieser Anspruch eine Gleichstellung des vorderösterreichischen Ritterstandes mit der Reichsritterschaft und damit konkret das Recht der freien Konfessionswahl. Der Kern des Gutachtens bestand in der Deduktion der Freiheit/Libertät des Ritterstandes, nach der er kein Privileg benötige, um die Konfession frei wählen zu dürfen, da der vorderösterreichischen Ritterschaft diese Freiheiten ohnehin schon inhärent seien. Dieses Gutachten blieb nicht nur ein juristisches Schriftstück, sondern dieser ritterständische Anspruch wurde auch in die Tat umgesetzt. So erkannte beispielsweise Balthasar von Baden in seinem Dorf keinen Bischof mehr an: [...] *mit gestattung bey seinen underthanen an lutherische orth in die kirch unnd zum sacrament zuegehn ihm allein den geistlichen gewalt zueschreibt* [...].³⁷ Balthasar von Baden war jedoch im Breisgau eine Ausnahme, da besonders der elsässische Adel der Reformation zuneigte, während im Breisgau eher der Katholizismus vorherrschte.

Die Praxis bei der Besetzung der Ritterstandsausschüsse ist für die Handhabung des beanspruchten *ius reformandi* und die freie Konfessionswahl sehr aufschlussreich. So waren die den Ritterstand lenkenden Ausschüsse um 1600 mit einem konfessionellen Verhältnis von sechs Protestanten zu sieben Katholiken besetzt, das man fast als paritätisch bezeichnen kann, zumal der protestantische Ritterschaftspräsident mit seinem Votum den Ausschlag geben konnte und die Abstimmung nicht numerisch erfolgte.³⁸ Wichtig war dem Ritterstand weniger das Zahlenver-

zuebegern, wie dieser punct bei f. dt. abgebetten unnd demselben bedenckhen nach ein suplic anzustellen unnd mit aigen gesandten irer dt. zuübergeben. Keiner diß stanndts wurd keinen diener bekhommen könden, weil er ir underschidliche pflichten uf ime tragen. Den rechtsgelertertem zueberichten nach anderm, dz ritterstandt unnd ire unnderthanen irer dt. nit gelobt, noch geschworen. nota: mein gnediger herr von Pollweiler der alt würt zue Speyer ein rechtsgelernten erkundigen und den namhaft machen, dem zedareichen. SAF (wie Anm. 2) L RA – B XXVIII und SPECK, Landstände (wie Anm. 2), Bd. 2: Materialsammlung unter 1586 September 30.

³⁶ Ob der Gutachter Dr. Wolfgang Hunger mit dem Zasius-Schüler Dr. Wolfgang Hunger, der ebenfalls am Reichskammergericht tätig war, identisch ist, kann nicht eindeutig festgestellt werden, scheint aber wahrscheinlich. Somit wäre das Todesdatum des Dr. Wolfgang Hunger vom 26. Juni 1555 falsch oder handelt es sich um zwei Personen, beispielsweise Vater und Sohn? Vgl. dazu HANS WINTERBERG, Die Schüler von Ulrich Zasius (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde, Bd. 18), Stuttgart 1961, S. 45 f. Archives départementales du Haut-Rhin (ADHRC) 2 E 1/4; GLAK 79/69 Nr. 24; SAF (wie Anm. 2) L RA B II.

³⁷ TLAI (wie Anm. 3) Ferd. 132/139 „B“ (1592 April 20).

³⁸ ADHRC (wie Anm. 32) 1 C 227/2 Nr. 3, *verzeichnis der catholischen und nit catholischen ausschüssen des vor.ö. ritterstandts*. In der Serie 1 C wurden nach der Benutzung neue Signaturen eingeführt, eine Konkordanz von alten zu neuen Signaturen ist leider nicht bekannt, sodass keine Anpassung vorgenommen werden konnte.

hältnis nach Konfessionen als vielmehr die ständische Libertät, also das Recht der freien und vom Landesfürsten unabhängigen Religionswahl. Zwar musste auch 1592 die oberösterreichische Regierung eingestehen, dass die vorderösterreichischen Lande nicht zur vollsten Zufriedenheit re-katholisiert worden seien und dass es noch immer Protestanten, wie Rappoltstein und Tübingen, gebe. Dennoch war zu diesem Zeitpunkt der Grundstock einer inneren Reform des Katholizismus in den vorderösterreichischen Landen gelegt. Dabei dürfte die Regierung natürlich die Zahl der Protestanten heruntergespielt haben, da gerade die bedeutendsten Ritterstandsglieder nach wie vor Protestanten waren. Ob sich die Ausübung des *ius reformandi*, also das aktive Recht auf Einführung und Ausübung der Reformation, nur auf den engsten Kreis des vorderösterreichischen Adels beschränkte, lässt sich kaum feststellen, ist aber anzunehmen.

Fazit

Das Recht der freien Konfessionswahl beschränkte sich auf ein Privileg der Ausübung der Konfession der jeweiligen privilegierten Adelsfamilien, es beinhaltete also eher nicht das Recht auf Reformierung einer Adels Herrschaft. Es fehlen aber weitere einschlägige Untersuchungen zur konkreten Praxis, sodass eine endgültige Bewertung offenbleiben muss. Zumindest die Herren von Rappoltstein setzten sich über nahezu alle Schranken hinweg und beanspruchten in ihrer Herrschaft auch weiterhin das *ius reformandi*. Da jedoch die führenden protestantischen Familien wie die Rappoltstein und Tübingen im Dreißigjährigen Krieg in männlicher Linie erloschen, löste sich das konfessionelle Problem für die Habsburger auf biologische Weise.

Ein anderes symbolisches Ereignis im Zeitalter zunehmender konfessioneller Polarisierung fand 1617 in Molsheim statt. Seit der katholische Bischof Johann von Manderscheid im Jahr 1592 die evangelische Stadt Straßburg verlassen musste, residierte er meist im südlich davon gelegenen Molsheim, wo er schon 1580 ein Jesuitenkolleg einrichten ließ. 1617 hatte Erzherzog Leopold V. (von Tirol) das Bischofsamt inne. Dieser Bischof war auch für die vorderösterreichischen Lande von einiger Bedeutung, da Bischof Leopold ein nachgeborener Habsburger und Jesuitenzögling war, der für die geistliche Laufbahn bestimmt war. Aus politischer Notwendigkeit wurde er laisiert und 1618 Regent der vorderösterreichischen Lande. Leopolds Priesterseminar in Molsheim wurde einer theologischen Universität mit Promotionsrecht gleichgestellt und die päpstliche Bestätigung erfolgte nicht zufällig am 1. September 1617.

Als die Eröffnung dieser Molsheimer Jesuiten-Universität an Allerheiligen 1617 feierlich im *Templum Societatis Jesu* begangen wurde, war alles perfekt inszeniert, selbst das Datum war ein Politikum und ein Akt der konfessionellen Provokation für Protestanten. Es war ein pompös gefeierter gegenreformatorischer Symbolakt und Kontrast zur ersten Jahrhundert- und Gedächtnisfeier zur Reformation in Straßburg. Diesen Feierlichkeiten wurde in Molsheim, dem Exil des Straßburger Domkapitels und Bischofs, eine ‚*Demonstratio catholica*‘ gleichsam als Kampfansage und Zukunftsprogramm entgegengesetzt. Das aufgeführte jesuitische Schauspiel stellte den Sieg des heiligen Erzengels Michael über Luzifer dar und sollte diese Botschaft in die Köpfe der Zuschauer einbrennen. Auch der Tenor in den Molsheimer Privilegien war deutlich militant: Die Stadt Straßburg wurde ausdrücklich als häretisch bezeichnet, nicht zuletzt weil sie Klöster und Kapellen entweiht und zu profanen Schulzwecken missbraucht habe. Mit der dort betriebenen verabscheuungswürdigen Lehre des ‚Lutherus‘ würde nicht nur die Bürgerschaft umgarnt, sondern darüber hinaus würde von dieser ‚Häresiepest‘ auch das dicht-

bevölkerte Elsass besudelt. Molsheim wurde so zum Bollwerk gegen das gottlose Straßburg hochstilisiert.³⁹

„Die Komplexität herrschaftlicher und rechtlicher Strukturen legt es zweifellos nahe, für die Konfessionalisierung der Vorlande von einem hohen Grad an innerer Differenzierung auszugehen [...]“, urteilt Dieter Schiersner.⁴⁰ Zusammenfassend kann man die Reformation am Oberrhein im Wesentlichen in zwei Phasen gliedern, die zeitlich und sozial deutlich voneinander geschieden sind. In einer ersten überwiegend städtisch geprägten Phase sind Ambitionen, reformatorisch zu wirken, bis in die Mitte der 1520er Jahre zu verfolgen. Hier sind die Anfänge meist auf Kommunen begrenzt und die Ausprägung ist meist in den Anfängen stecken geblieben. Dabei scheint es auch in ländlichen Gebieten eine Begeisterung für die Reformation gegeben zu haben, die reformatorischen Ideen hatten in die Fläche ausgegriffen. Diese reformatorischen Strömungen gingen aber faktisch mit dem Bauernkrieg unter, da Reformation mit Illoyalität gleichgesetzt wurde, auch wenn die Herrschaft Habsburg an sich nie grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Grundlegend für diese Position war der Landtag in Breisach 1524, der eine prinzipielle Verurteilung der reformatorischen Lehren vornahm und mit Mandaten dagegen vorging. Dennoch sind auch in den Folgejahren reformatorische Einzelaktionen nie ganz unterblieben, reformatorische Schriften waren in der Universität vorhanden und immer wieder gab es Urfehden, die auf reformatorisch Gesinnte in den vorderösterreichischen Landen schließen lassen. Dennoch konnte sich die Herrschaft aufgrund ihres Beharrens auf Loyalität gegen die Reformation durchsetzen, die Konfession wurde zur Nebensache, da der Landesfürst über die Wahl der Konfession entschied und auch die Kommunen dieser Position nichts entgegengesetzten.

In einer zweiten Phase hatte sich das reformatorische Gedankengut und die Konfessionalisierung bei den führenden Adelsfamilien am Oberrhein wie Rappoltstein, Tübingen, Schwendi und anderen durchgesetzt, wobei die freie Gewissensentscheidung und das Beharrungsvermögen auf die adelige Libertät gleichermaßen zutage traten. Möglich war dies aber nur durch ihre reichsrechtlich ambivalente Position zwischen reichsständisch und landsässig. Die Herrschaftsferne und die vergleichsweise geringe landesfürstliche Präsenz gaben dem vorderösterreichischen Adel einen recht ungewöhnlichen politischen Spielraum, auch konfessionellen Freiraum, und er musste daher die Konfession als Kampfmittel gegen den Landesfürsten nicht einsetzen. Kurz, der Adel konnte religiöse Wahlfreiheit beanspruchen, praktizieren und sich dabei gleichzeitig vollkommen loyal zur katholischen habsburgischen Dynastie verhalten. Einen weitreichenden Einfluss auf die einheitliche Konfessionalisierung des gesamten Territoriums hatte es aber nicht, sondern es blieb bis in die 1630er Jahre konfessionell uneinheitlich. Die aktive Rekatholisierungspolitik der Habsburger zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges zeigt aber auch wesentliche Elemente in der konfliktbeladenen Situation im konfessionellen Zeitalter, das im Dreißigjährigen und auch ersten europäischen Krieg endete. In dieser Zeit entschieden viele Zufälle, u. a. das Aussterben der führenden protestantischen Adelsfamilien in der männlichen Linie, über das weitere Schicksal der Konfessionen, so auch am Oberrhein.

³⁹ DIETER SPECK, Jesuiten und konfessionelle Polarisierung am Oberrhein, in: Das Markgräflerland 2011/2 (2011), S. 172–202, insbes. S. 189.

⁴⁰ DIETMAR SCHIERSNER, Antaustriaca tandem catholica. Konfession, Kirche und Herrschaft unter den Bedingungen der Semiterritorialität, in: *Historicum*, Themenheft „Vorderösterreich“ (2006), S. 26–36.

Priester der Erzdiözese Freiburg berichten über das Ende des Zweiten Weltkriegs und die erste Nachkriegszeit (1945–1947)

Norbert Ohler

Am 17. Mai 1945, wenige Tage nach der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht (08.05.1945), forderte Erzbischof Gröber die Pfarrseelsorger der Erzdiözese auf, Ereignisse in der Pfarrei vor, während und nach der Besetzung sowie etwaige Schäden an kirchlichen Gebäuden zu schildern und über die allgemeine Lage zu berichten. Mit den Stichworten „Plünderungen, Vergewaltigungen, andere Schwierigkeiten“ war den in die Pflicht Genommenen große Freiheit eingeräumt; sogar zu einem Tabuthema durften, sollten sie sich äußern!

Das Erzbischöfliche Ordinariat hat die Anordnung mehrfach wiederholt. Bis Ende 1947 sind mehr als tausend Berichte eingegangen, viele schon im Sommer 1945. Das ist bemerkenswert, weil der Briefverkehr nur langsam wieder in Gang kam – wegen kriegsbedingter Zerstörungen und Anordnungen der Besatzungsmächte (der Nordteil der Erzdiözese gehörte zur amerikanischen, der Südteil mit Hohenzollern zur französischen Besatzungszone). Man war erfinderisch bei der Übermittlung von Nachrichten.

Nach den seinerzeitigen Dekanaten geordnet, liegen die sog. Kriegsberichte (KrB) im Erzbischöflichen Archiv Freiburg gesammelt vor (Signaturen B2-35/147 bis B2-35/151; zudem als gescannte Dateien in einem elektronischen Ordner). Die meisten wurden maschinen-, nicht wenige handschriftlich verfasst; nach Länge und Inhalt sind sie höchst unterschiedlich; manche Berichterstatter übermittelten sorgfältig durchdachte, druckreife Abhandlungen, andere begnügten sich mit wenig aussagenden Zeilen. Mängel können sich damit erklären, dass Alter, Krankheit, Überlastung, Misshandlung durch die Gestapo und andere Übel die Autoren geplagt hatten.

Die Berichte sind Wissenschaftlern und Publizisten seit Jahrzehnten bekannt und in Ortschroniken und andere Darstellungen der Kriegs- und Nachkriegszeit eingegangen. Bei der Arbeit an einem größeren Projekt wurde ich wieder auf die Sammlung aufmerksam, die ich schon vor langen Jahren eingesehen hatte. Nach Gesprächen mit Archivdirektor Dr. Christoph Schmider haben meine Frau und ich, die promovierte Theologin, die schon Keilschrifttexte entziffert hatte, und der pensionierte Historiker, zusammen 168 Jahre alt, angefangen, den Bestand für die elektronische Nutzung zu erschließen. Wir haben dabei die Erfahrung gemacht, dass sinnvolle Kärnerarbeit heilsam sein kann, hält sie doch das Gedankenfach in Übung und fördert das Gespräch bei der Erörterung von Sachfragen. Mit ‚steinzeitlicher‘ Methode (auf die ich hier nicht eingehe) und einiger Selbstverleugnung haben wir in etwa drei Jahren zwei Anläufe unternommen. In einem ersten haben wir von den 46 Dekanaten jeweils einen oder mehrere Berichte vollständig übertragen, die übrigen nur in Stichworten. Als wir damit rascher als erwartet fertig waren, haben wir uns die Dekanate nochmals der Reihe nach vorgenommen, nun aber auf Vollständigkeit geachtet. Inzwischen haben wir mehr als die Hälfte des Bestandes digitalisiert. Unsere Vorlagen wurden dann von dem Historiker Dr. Jürgen Brüstle durchgesehen und um Kurzbiographien (vor allem zu

den Schreibern) sowie weitere Anmerkungen bereichert; Dr. Schmider, der gelehrte Paläograph, hat sie einmal mehr geprüft und ergänzt. Eine erste Tranche mit den Berichten aus den seinerzeitigen Dekanaten Achern, Breisach, Bretten, Bruchsal und Buchen soll in diesem Jahr in Band 139 des Freiburger Diözesan-Archivs erscheinen; weitere Tranchen sollen folgen; der Gesamtbestand soll bis 2027, wenn das Erzbistum sein 200-jähriges Jubiläum feiert, gedruckt vorliegen.

In der von Frau Dr. Regnath, Geschäftsführerin des Alemannischen Instituts, gegründeten Reihe ‚Lesen statt Zuhören‘* werden nun sechs dieser Berichte hier vorgestellt: Von mittlerer Länge und zu unterschiedlichen Zeiten verfasst, ist in ihnen vom Ende der Kampfhandlungen und Gräueln der Besetzung die Rede – aber auch davon, dass noch während des Krieges in Bleichheim ein junger Franzose sich geopfert hat, um Dorfbewohner zu schonen, dass in Freiburg-Günterstal Grundlagen für ein befriedetes Europa gelegt wurden, dass in Villingen am Eingang des Münsters Franzosen und Deutsche wie Gleichberechtigte einander begegneten. Das sei betont, weil eine ähnlich glückliche Entwicklung Völkern auf dem Balkan nach den Kriegen der 1990er Jahre nicht vergönnt gewesen ist.

In einem Glossar sind Gegebenheiten erläutert, die vielleicht weniger bekannt sind; eine Zeittafel ordnet die Berichte in größere Zusammenhänge ein; Literaturhinweise runden den Beitrag ab.

Die Zahlen zu Beginn jedes neuen Berichts beziehen sich auf unsere vorläufige Sammlung. Mit [#] sind Seitenwechsel angezeigt. Abkürzungen wie ev., franz., kath., MG, NS meine ich voraussetzen zu können; andere habe ich aufgelöst.

Abgeschlossen sei dieses Geleitwort mit der Sigle LS, die sich in manchen älteren Schriften findet: Lectori Salutem!

Horben, am 9. Mai 2020, dem Europatag

N. O.

Die Berichte

883 Tauberbischofsheim

31.12.1947

Tauberbischofsheim, den 31.12.1947.

Auf den Erlass vom 29.11.46, Nr. 20727.

1. Kriegereignisse vor der Besetzung.

Bombenabwürfe im Kreise Tauberbischofsheim durch die feindliche Luftwaffe erfolgten erstmals am 12. Juli 1940, 3,30 Uhr morgens, bei Hochhausen, einer Nachbargemeinde der Kreisstadt.

Am 21. Juli 1944 wurden um 11,30 Uhr mittags über der Gemarkung Tauberbischofsheim 89 Bomben abgeworfen, 6 im westlichen und 83 im östlichen Stadtgebiet. Unter anderen schlug eine schwere Bombe im Friedhof und eine weitere auf dem Bahngelände beim Güterbahnhof ein.

* Das Format ‚Lesen statt Zuhören‘ entstand im März 2020 als Reaktion auf den ersten Lockdown im Rahmen der Maßnahmen gegen die Covid-19-Pandemie. Ab dem 24.03.2020 erhielten alle, die sich in den umfangreichen Mailverteiler des Alemannischen Instituts eingetragen hatten, im Abstand von ca. zwei Wochen Lesevorschläge als PDF, unter anderem auch den vorliegenden.

Die meisten Bomben gingen über dem Brenner und dem Edelberg nieder. Einige Personen, die im Städtischen Rebgut waren, wurden durch Bomben- und Steinsplitter leicht verletzt. An diesem Julitag schwebte die alte Tauberstadt in größter Gefahr.

Am 17. August 1944 wurden zwischen 11,30 Uhr und 12,30 Uhr über der fränkischen Heimat heftige Luftkämpfe ausgetragen. Dabei wurde bei Königheim und bei Pülfringen je ein feindliches Flugzeug abgeschossen; 6 verwundete amerikanische Soldaten fanden im Krankenhaus Tauberbischofsheim ihre sanitäre Betreuung.

Vom Spätjahr 1944 ab wurde der Zugverkehr bei Lauda, einem wichtigen Bahnknotenpunkt, oftmals von feindlichen Jagdbombern angegriffen. Am Passionstag 1945 kamen bei einem solchen Angriff auf einen Transportzug viele russische Kriegsgefangene ums Leben.

Fliegeralarme waren im Taubergrunde bis zum Beginn der Invasion im Juni 1944 selten. In diesem Zeitabschnitt wurde meist auch dann nicht alarmiert, wenn starke feindliche Verbände den Tauberabschnitt in Richtung auf die oft angegriffenen Städte Schweinfurt und Nürnberg überflogen. Während die städtische Sirene in den ersten 6 Monaten 1944 nur 4 Vollalarme gab, wurde in der zweiten Hälfte des gleichen Jahres 75mal alarmiert. In den Monaten Januar, Februar und März 1945 wurden 117 Vor- und 83 Vollalarme gegeben. Der letzte Alarm fand am Karsamstag, den 31. März 1945, vormittags 7 Uhr statt.

2. Kriegsereignisse bei der Besetzung.

Die Besetzung der Amtsstadt Tauberbischofsheim erfolgte in den Mittagsstunden des 31. März 1945 durch die 12. amerikanische Panzerdivision, die der 7. amerikanischen Armee unter [#] General Patsch unterstellt war. Diese Armee hatte von der Pfalz her den Rhein überschritten und war in breiter Front durch den Odenwald gegen den Tauberabschnitt vorgestossen. Der Besetzung der Stadt am denkwürdigen Karsamstag 1945 waren bange Stunden vorangegangen. Von Westen her war seit Wochen starker Kanonendonner vernehmbar. Der Gottesdienst musste mehrere Mal wegen Fliegergefahr abgebrochen werden, so der 8 Uhr Gottesdienst am Palmsonntag.

Zwei Wochen lang war die Stadt Zeugin eines wahren Flüchtlingsstroms, der vom Westen her ostwärts flutete. Die ganze Etappe am Mittelrhein war in Bewegung geraten und flüchtete in unzähligen Kraft- und Lastwagen in Richtung Bayern, im Glauben, sich so der Gefangenschaft entziehen zu können, auch einstige Parteigrößen in Uniform und zivil hatten sich diesem Flüchtlingsstrom angeschlossen.

Einen erschütternden Anblick boten die vielen verwundeten Soldaten, die man kurzerhand in Marsch gesetzt hatte. Das Deutsche Rote Kreuz war mit ganzer Hingabe um ihre Verpflegung bemüht; amerikanische Verwundete, die ebenfalls aus den Lazaretten in der Neckar-Maingegend entlassen und auf dem Wege nach Osten begriffen waren, wurden genau wie die deutschen Kriegsversehrten betreut.

Um den 25. März 1945 hatte der Stab der deutschen 172. Division im Klosterhof zu Tauberbischofsheim Quartier bezogen. Am Dienstag in der Karwoche marschierten schwache deutsche Einheiten in westlicher Richtung durch die Stadt. An diesem Tage hat man letztmals hier junge deutsche Soldaten singen hören. Alles in allem standen der militärischen Führung auf deutscher Seite allem Anscheine nach nur ganz schwache Kampfkräfte zur Verfügung. Im Rundfunk aber sprach man von einer „Erstarkung der deutschen Widerstandskraft“!

In der Nacht vom Karfreitag zum Karsamstag vernahm man vom Nordwesten her starke Detonationen, die, wie man hörte, von Sprengungen (Fliegerhorst Wertheim) herrührten. Am frühen Morgen wurde bekannt, dass vom Erstal her amerikanische Panzer im Anmarsch seien.

Als am Karsamstag um 7 Uhr morgens die Sirene ertönte, war man sich bewusst, dass die Tauberstadt vor einer entscheidenden Stunde steht. Die Karsamstagszeremonien in der Stadtkirche wurden vom Geistlichen zu Ende geführt; die Gläubigen hatten mit einem Bittgebet zu Gott die Kirche verlassen.

Die ersten amerikanischen Panzer trafen um 10,30 Uhr in Tauberbischofsheim ein. Am östlichen Tauberufer hatte sich eine höchstens 200 Mann starke Widerstandsgruppe ohne schwere Waffen festgesetzt. Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner in die Stadt war von einem kleinen Sprengkommando versucht worden, die neue, erst im Kriegsjahr 1941 gebaute Tauberbrücke zu sprengen; die Sprengung hatte aber glücklicherweise keine starke Wirkung. Die deutschen Soldaten leisteten nur schwachen Widerstand. Um 13,00 Uhr war der Kampf zu Ende. [#]

Im Laufe des Nachmittags wurde an jedem Haus ein weisses Tuch gehisst. Hunderte von Personen begaben sich nach Beendigung der Kampfhandlungen in die Unter- und Oststadt, um sich das Kampfgelände, die zerstörten oder beschädigten Anwesen, vor allem auch um sich die amerikanischen Panzersoldaten anzusehen. Da sah man kraftstrotzende junge Soldaten, vielfach von deutschem Typ, da sah man Panzer auf Panzer, deren Zahl kein Ende nehmen wollte, da sah man kurzum eine bestausgerüstete Truppe, die mit allem Erforderlichen reichlichst versehen war.

Die in Gefangenschaft geratenen deutschen Soldaten wurden im Garten des Landrat[s]amtes untergebracht; ihre Zahl wurde über die Ostertage immer größer und stieg vielleicht auf über 1.000. Das Rote Kreuz und die Bevölkerung taten alles, um den abgehetzten und abgehärmten Soldaten mit Lebensmitteln und Liebesgaben behilflich zu sein.

Durch die Kampfhandlungen wurden als Folge eines sinn- und nutzlosen Widerstandes mehrere Militär- und Zivilpersonen getötet oder verletzt und eine Anzahl von Häusern zerstört oder beschädigt. Um 11 Uhr vormittags wurden im Hause des Sparkassendirektors Emmerich-Hellmuth in der Julius Berberich Strasse (benannt zu Ehren des verewigten Konviktsrektors Dr. Julius Berberich, des Verfassers einer wertvollen Stadtgeschichte) durch den Einschlag einer Granate 6 Personen, die im Keller Schutz gesucht hatten, auf der Stelle getötet. Ein Schwerverwundeter wurde von einem amerikanischen Sanitätsauto in das Krankenhaus verbracht, wo er nach einiger Zeit verschieden ist. Ein 15jähriges Mädchen, das zu Beginn des Kampfes auf den Hühberg geflüchtet war, wurde durch eine Gewehrkegel tödlich verletzt.

Im Zusammenhang mit den Gefechten bei Tauberbischofsheim und ostwärts davon sind 35 deutsche Soldaten gefallen, von denen 34 auf dem hiesigen Friedhofe ihre Ruhestätte gefunden haben; ein junger Soldat aus Freiburg i. Br. ist auf der Brennerspitze, wo er vom tödlichen Geschoss getroffen wurde, noch während des Gefechtes von seinen Kameraden beigesetzt worden. Die verwundeten deutschen Soldaten wurden in das hiesige Erzb. Gymnasialkonvikt, das vom Sommer 1941 als Reservelazarett diente, verbracht. Die Toten der amerikanischen Streitkräfte wurden wegbefördert und auf einem grossen Sammelfriedhof zur Ruhe gebettet.

Von den 83 Gemeinden des Kreises Tauberbischofsheim sind in den Kar- und Ostertagen 1945 insgesamt 21 Orte durch Kampfhandlungen von der Luft oder von der Erde her betroffen worden. Dabei wurden im ganzen 750 Häuser beschädigt und zum Teil völlig zerstört. Am schwersten heimgesucht wurden die Gemeinden Königshofen an der Tauber und Nassig im früheren Bezirk Wertheim. In der Stadt Tauberbischofsheim wurden 6 Anwesen durch Feuer völlig zerstört und 30 durch Geschosse beschädigt. [#]

3. Nach der Besetzung der Stadt.

Die Stadt Tauberbischofsheim hat im Laufe der Geschichte dreimal ihre Selbständigkeit verloren: 1525 im Bauernkrieg, 1631 im Dreissigjährigen Krieg, in dem die Stadt einige Jahre der schwedischen Besatzungsmacht unterstellt war, sowie im 2. Weltkrieg am Karsamstag des Jahres 1945. Seit dieser Zeit ist sie der Sitz einer amerikanischen Militärregierung. Zeitweise war Tauberbischofsheim sehr stark mit fremden Truppen belegt, einige Wochen hindurch mit rund 1.500 Mann. Die Besatzung ist inzwischen sehr stark abgebaut worden und umfasst zur Zeit nur einige Polizeikräfte. Nur zwei Einrichtungen haben nach der Besetzung der Stadt ihre Tätigkeit fortsetzen können. Das waren einmal die Pfarrämter beider christlicher Konfessionen, die schon tags darauf durch die Kirchenglocken wieder zum Gottesdienst einladen konnten. Stadtpfarrer Weick, der inzwischen in die Ewigkeit eingegangen ist, mahnte dabei die Gläubigen, Gottvertrauen zu bekunden und Besonnenheit und Würde zu wahren. Das war weiter das Bürgermeisteramt, das noch am Gefechtstag die ersten Anweisungen der amerikanischen Militärregierung bekanntgeben liess. Bei allen anderen Behörden war die Tätigkeit, zum Teil wochen- und monatelang stillgelegt.

Die Partei war mit ihrem aufgebauchten Apparat kläglich zusammengebrochen. Der Ortsgr[u]ppenleiter und mit ihm manche Andere hatten in der Nacht zum Karsamstag die Stadt verlassen und das Volk seinem Schicksal überlassen.

4. Schäden an kirchlichen Gebäuden.

Im Kreisgebiet Tauberbischofsheim wurden durch Kriegseinwirkung Kirchen beschädigt in: Wölchingen, Unterbalbach, Königshofen, Messelhausen, Lauda und Nassig.

In Tauberbischofsheim hat die Laurentiuskapelle, die im Kampfgelände lag, Schäden erlitten, die aber bald wieder durch freiwillige Helfer behoben werden konnten; die Rektorskapelle an der alten Würzburgerstraße wies Spuren von Gewehreinschüssen auf.

Alle anderen kirchlichen Gebäude, die Stadt- und Klosterkirche, die Sebastianus-, Spital-, Peter- und Mariahilfkapelle, sowie die Kapelle im Erzb. Konvikt sind, wie dieses selbst, gottlob völlig unbeschädigt geblieben. Die kath. Bevölkerung nimmt darum am Liobatag gerne die Gelegenheit wahr, um sich im Gotteshause zu versammeln und dem Allgütigen den innigen Dank für den großen Schutz abzustatten, der uns im Kriege in so reichlichem Masse von der göttlichen Vorsehung beschieden war. [#]

5. Zur Lage in der Pfarrei.

Nach der Volkszählung am 30. Oktober 1945 zählte Tauberbischofsheim an diesem Tage 5.442 Einwohner, gegenüber 3.609 im Jahre 1939. Die Zahl der weiblichen Bevölkerung betrug 3.042 = 55,9 %, die der männlichen Bevölkerung 2.400 = 44,1 %. Im Jahre 1939 war das prozentuale Verhältnis der beiden Geschlechter:

männliche Bevölkerung 47,2 % (1.704)

weibliche Bevölkerung 52,8 % (1.905).

Die Zahl der Katholiken kann mit etwa 80 % der Bevölkerung angenommen werden, also mit rund 4.300.

[Weder Siegel noch Unterschrift.]

551 Mannheim, Obere Pfarrei 22.6.1945

Auf Anfrage des Erzb. Ordinariates berichte ich:

1. Die Obere Pfarrei gehört sicher zu den am meisten heimgesuchten des Dekanates Mannheim. Die letzten schweren Schläge brachte der Angriff am 1. März 1945, der an kirchlichen und profanen Gebäuden großen Schaden anrichtete. In der Jesuitenkirche brannte das Dach der Kreuzkapelle ab, die Kriegergedächtnistafel wurde zerstört, Wände wurden teilweise schwer beschädigt, sodass seitdem die Kapelle zu Gottesdienstzwecken nicht mehr verwendet werden kann; die Jesuitenkirche ist buchstäblich verwaist. Der größte Teil der Pfarrei ist total zerstört. Der Monat März war durch die rege Lufttätigkeit des Feindes sehr unruhig bei Tag und bei Nacht. Doch fanden in den letzten 10 Tagen keine Luftangriffe auf die Stadt selbst statt. Trotzdem war die Bevölkerung in größter Aufregung, der Feind rückte näher, und ein Gerücht folgte auf das andere: Räumung der Stadt, Widerrufung, Einsatz neuer Geheimwaffen, Verteidigung der Stadt bis zum letzten, Bau von Panzersperren und Barrikaden in den Straßen, etc. Am 25. März (Palmsonntag) erging der eigentliche Räumungsbefehl aufgrund eines „Führererlasses“: Sämtliche Zivilpersonen haben die Stadt zu verlassen, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, da unsererseits der Einsatz neuer Waffen zu erwarten ist. Die Erregung in der Stadt ist groß. Mit allerlei Fahrzeugen verlassen viele fluchtartig die Stadt. Inzwischen hat der Feind schon das linke Rheinufer (Ludwigshafen) besetzt, und amerikanische Arie schießt ab und zu in unsere Stadt. Was jetzt tun? Das ist die große Frage. Für mich als Priester und Hirt steht fest: bleiben, solange die Herde da ist. In der Nacht und am nächsten Tag folgt eine schwere Beschießung durch die feindliche Artillerie. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: in der Stadt bleiben und warten, was kommen wird, oder draußen auf der Landstraße elend umkommen. Die Karwoche, die wir erlebten, wird uns unvergesslich bleiben. Durch die dauernden Arie-Einschläge ist es ratsam, sich im Keller aufzuhalten. So richten wir uns auch für den Gottesdienst im Keller der St. Hedwigskirche ein. Trotz der großen Gefahr kommen die Gläubi-[#]gen recht zahlreich zu den Gottesdiensten. Am Dienstag halten wir wie gewöhnlich von morgens bis abends die Anbetung vor ausgesetztem Allerheiligsten im Keller. Das Religiöse ist das Einzige, was den Leuten in den schweren Tagen Halt und Trost gibt. Katholiken und auch Andersgläubige freuen sich sichtlich, dass der Geistliche bei ihnen geblieben ist; es ist Gelegenheit, vielen zu helfen. Durch die Arie-Beschießung gibt es Verwundete und auch 2 Tote, Zivilisten, die der prot. Konfession angehören. Von den prot. Geistlichen ist in der Innenstadt kein einziger zurück geblieben. Alle Brücken über Rhein und Neckar sind gesprengt, sodass es unmöglich ist, die Leichen auf dem Friedhof zu bergen. Wir legen im Schlosshof einen Notfriedhof an, wo ich die Toten beerdige, auch 3 Soldaten; 2 davon fanden den Tod in Ludwigshafen und wurden von den Kameraden im Schlauchboot über den Rhein zu uns gebracht; der dritte fand den Tod durch feindliche Artillerie im Schlosshof. Er war erst 17 Jahre alt. Am Mittwoch, den 28. März, erfolgte die schwerste Arie-Beschießung von drei Seiten. Währenddessen wird die Neckarstadt von den Amerikanern besetzt. Am Abend wollen drei mutige Männer die Innenstadt kampfflos übergeben und hissen deswegen am Hochhaus (Kaufhaus Vetter) die weiße Flagge. Die zurückgebliebene deutsche Polizei sucht diese drei Männer und erschießt sie wegen Vaterlandsverrat. In der Nacht verlassen die letzten Parteibeamten und die letzte Polizei die Stadt. In derselben Nacht schlagen die Amerikaner eine Pontonbrücke über den Neckar, und am nächsten Morgen – Gründonnerstag – erfolgt die Besetzung der Innenstadt.

2. Die Besetzung der Innenstadt vollzog sich ohne Zwischenfälle am Morgen des 29. März.

3. Die führenden Parteileute waren vorher abgezogen, ebenso das Militär, der Volkssturm und die Polizei; nur ganz wenige treue Polizisten blieben – zivil – zurück.

Plünderungen durch die amerikanischen Soldaten kamen nur ganz vereinzelt vor, dagegen ereigneten sich zahlreiche Plünderungen der Weinkeller, Lagerhäuser, Lebensmittelgeschäfte und Kaufhäuser. Die Ausländer, die einige Tage vorher aus der Stadt gebracht worden waren, kamen von allen Seiten in die Stadt zurück und begannen ihr räuberisches Handwerk. Betrunkene lagen in den Kellern, auf den Straßen, und viel Wein wurde verdorben. Nicht genug, dass die Lagerhäuser, Kaufhäuser etc. ausgeplündert wurden, nein, sie wurden von den Ausländern zum größten Teil noch in Brand gesteckt. Ein anständiger Mensch konnte sich in diesen Tagen kaum auf der Straße sehen lassen. An den Plünderungen beteiligten sich auch deutsche minderwertige Stadtbewohner. Erst nach einigen Tagen wurde dem wüsten Treiben durch die Amerikaner Einhalt geboten. Vergewaltigungen kamen in der Innenstadt nicht vor. Die Amerikaner unternahmen lediglich eine Razzia nach „Nazis und Gestapo“.

4. Schäden an kirchlichem Eigentum: Schwer beschädigt ist die Jesuitenkirche. Zerstört sind das Pfarrhaus, das Waisenhaus St. Anton, das Luise-Stephanienhaus, das St. Claraheim, das St. Monikaheim, das Dienstbotenheim St. Maria.

Schwer beschädigt sind und teilweise zerstört: das Jugendheim, St. Hedwigsklinik, Niederbronner Schwesternhaus D 4, 4 und das St. Josephshaus D 7, 5. Die Kapelle in letzterem ist durch eine Granate zerstört. Unversehrt blieben gottlob die Kapelle der St. Hedwigsklinik und die Kapelle in D 4, 4, in welchen jetzt die Gottesdienste gehalten werden.

5. Nach der Besetzung kam alsbald der Rückstrom der vielen Geflüchteten. Von überall her kommen die Rückwanderer mit ihren Habseligkeiten. Eine genaue Zahl der Zurückgekehrten lässt sich noch nicht angeben. Die Wohnungsnot ist überall groß. Die Leute wohnen armselig in Kellerlöchern, in den Ruinen oder mehrere Familien in einem Zimmer. Die Ernährungsverhältnisse sind zur Zeit sehr schlecht, zum Teil auch durch die Wegnahme mancher Gartenerzeugnisse wie Obst, Gemüse etc. durch die Amerikaner und infolge weiterer Plünderungen durch Ausländer; denn hier befindet sich ein Durchgangslager für die Ausländer.

Der Gottesdienstbesuch und die Beteiligung der Gläubigen am religiösen Leben nimmt zu. Auch sind Rücktritte zur Kirche häufig. Besonders schmerzlich ist der Mangel an Gebetbüchern, da viele Familien diese durch Fliegerangriffe eingebüßt haben.

Der Wiederaufbau der beschädigten Kirchen und Gebäude geht sehr langsam und ist mit großen Schwierigkeiten verbunden. Fast alle Baumaterialien sind von den Amerikanern beschlagnahmt. Mit dem Aufbau der Jesuitenkirche wird begonnen – zuerst die Kreuzkapelle und die Sakristei. Das Schwesternhaus D 4, 4 wird ebenfalls hergerichtet. Mit dem Wiederaufbau des Jugendheimes wurde in den letzten Tagen begonnen. Hoffentlich gelingt es, diese Bauten bis zum Eintritt des Winters unter Dach zu bringen.

Siegel [Hs.:] V[alentin] Brenzinger, Pfarrvikar.

921 Bleichheim und Nordweil 3.7.1945

Die Pfarrei Bleichheim umfasst den Pfarrort Bleichheim und die Filiale Nordweil. Für beide Teile gilt im allgemeinen das Gleiche.

1) Vor der Besetzung. Bis Ende Dezember ist nur ein Mädchen von Nordweil, im Sept. 44, auf dem Heimweg vom Öhmden, in der Nähe des Herbolzheimer Bahnhofes durch Bordwaffenbeschuss ums Leben gekommen. Am 29.12.44 gingen in Bleichheim 3 Ställe und 3 Scheunen durch Bordwaffenbeschuss in Flammen auf. Am Morgen des 29.12. sagte die Feldpolizei, die Militärwagen müssten von der Straße; doch geschah scheinbar nichts; um 15.30 kamen die Flieger und richteten durch Beschuss den angegebenen Schaden an. Durch das Eingreifen der Einwohner und der Soldaten wurde das Übergreifen des Feuers verhindert. Menschen kamen keine ums Leben. Auch wurde ganz augenscheinlich die Kirche verschont, die gerade im Schussfeld lag. – Am 15.1.45 bei nebligem Wetter Notwurf eines Flugzeuges, 5 Bomben direkt zwischen Bleichheim und Nordweil; Fensterschaden am Pfarrhause und an der Kirche. – Am 19.1.45 Abwurf eines Brandkanisters auf das Dorf; dieser kam an eine Hauswand und konnte gelöscht werden; im Stalle dieses Hauses waren Militärpferde. Am 20.3. fielen 2 Bomben direkt hinter das Dorf in den weichen Grund, Blindgänger. – Von da an immer wieder Artilleriebeschuss vom Rhein her ins Bleichtal hinein, bis ungefähr 1 km vor das Dorf.

Zusammenfassung: 1 totes Mädchen in Nordweil, abgebrannt 3 Ställe und 3 Scheunen in Bleichheim, Fensterschäden an der Kirche in Bleichheim und am Pfarrhause, sowie im „Schloss“.

2) Bei der Besetzung. Vom 15.4. an wurden die Volkssturmmänner eingezogen. Es kam wieder deutsche Einquartierung. Am 19.4. zogen die einquartierten deutschen Soldaten nachmittags gegen 17.00 wieder weiter, nur noch die Verteidigung blieb. Das kath. Pfarrhaus Bleichheim befand sich mitten in der deutschen Feuer- und Abwehrlinie. Rechts und links davon Maschinengewehrnester, und 10 m daneben ein Geschütz mit 65 15 cm-Granaten. Gegen 18.30 zogen Volkssturmmänner vorbei, Richtung Nordweil-Emmendingen. Auf dem Pfarrberg bekamen sie französisches Artilleriefeuer aus Richtung Herbolzheim. 3 Volkssturmmänner wurden getroffen, 2 starben bald, der dritte wurde gegen 22.00 in den Pfarrkeller gebracht und von Schwester und Pfarrer gepflegt, bis er am 20.4. gegen 2.15 friedlich verschied. Alle 3 waren aus Teningen, und evangelisch. Am Samstag wurden alle provisorisch auf dem Bleichheimer Friedhof beerdigt, nachdem der Ortspfarrer dafür gesorgt hatte, dass sie vom Pfarrberg heruntergetragen wurden und dass der evang. Geistliche von Broggingen sein Erscheinen zur Beerdigung zugesagt hatte. Schon bei diesem 1. Feuerüberfall fiel eine Granate auf das Dach des Holzschopfes des Pfarrhauses und deckte die Hälfte ab. Auch Fensterschäden am Pfarrhause selbst. Im Pfarrkeller unter der Scheune waren bis zur Besetzung 15 Personen. – Als am Abend des 19.4. gegen 20.00 [Uhr] Spähwagen der Franzosen in Sicht kamen, eröffneten die deutschen Soldaten das Feuer; ein Spähwagen wurde scheinbar getroffen. Es kam dafür die 2. kurze Beschießung. Die Kanoniere, die sich immer wieder im Pfarrkeller ausruhten, wollten nicht weiter schießen, sodass endlich der Befehl kam, die Kanone zurückzuziehen.

Am 20. April 45 morgens um 7.45 zogen sich die letzten deutschen Soldaten weiter zurück, und um 8.00 drangen dann die franz. Truppen, Spähwagen und Tanks (Panzer) nach 3maligem Feuerüberfall [#] und unter Verwendung von Nebelgranaten ins Dorf ein. Sofort begann dann die Durchsuchung der Häuser nach Soldaten. Im Pfarrhause ging alles gut. Nachdem der Anführer er-

fahren hatte, dass keine deutschen Soldaten im Hause seien, zog er sich mit seinen Marokkanern zurück, ohne den 2. Stock des Pfarrhauses zu durchsuchen; es wurde hier nichts entwendet. Im Dorf selbst kam es kaum zu Gewalttätigkeiten; Uhren und Wertgegenstände wurden entwendet; 2–3 Vergewaltigungen sind bekannt geworden. Um 17.00 des 20.4.45 (Freitag) zogen die Franzosen weiter, nachdem die Panzersperren (Tannenbäume) von der Straße nach Ottoschwanden entfernt worden waren. – Der Bürgermeister von Bleichheim war bei der Ankunft der Franzosen anscheinend auf dem Rathaus. Die Eingangstür musste erst aufgebrochen werden, und da im Raume noch ein Hitlerbild hing und der Bürgermeister ungezogen dem franz. Kommandanten entgegentrat (mit der Zigarre im Mundwinkel), erhielt er, wie gesagt wird, eine Ohrfeige. Einige Männer wurden mitgenommen, auch Volkssturmmänner; einer davon konnte von Herbolzheim nach einigen Tagen zurückkehren. Der Bürgermeister wurde dann in Ruhe gelassen; erst 4–5 Wochen später wurde er nach Emmendingen ins Gefangenenlager abgeführt. – Der derzeitige Ortsgruppenleiter, provisorischer, war über diesen Tag weg, im Walde, da er selbst vor den Parteileuten nicht sicher war, er war ihnen zu schwarz, und befürchtete, von denselben noch im letzten Augenblicke „umgelegt“ zu werden; nach 2 Tagen kehrte er zurück und ist bis heute unbehelligt geblieben. (Herr Lehrer Franz Minner).

In Nordweil waren am Donnerstag, den 19.4.45 nachmittags, Volkssturmmänner eingetroffen zur Verteidigung. Es wird erzählt, dass dieselben von den Nordweilern sehr gastfreundlich empfangen wurden und reichlich bewirtet wurden. Als der 1. Feuerüberfall auf Bleichheim erfolgte, sagten die Nordweiler den Volkssturmmännern, der Feind stünde vor dem Dorfe, und drangen dieselben weiterzugehen; und der Volkssturm zog sich zurück. Der Anführer, der Bürgermeister von Nordweil, war am Tage zuvor mit seinem Sohne davongegangen. Als ein jüngerer Volkssturmanführer aus Weisweil als Ersatz für den Bürgermeister erschien, drohte ihm ein Verwandter aus Nordweil unter Unterstützung von anderen 2mal, so dass sich dieser Ersatz entschloss, noch beizeiten auf dem Motorrad das Weite zu suchen. So war das Dorf Nordweil ohne Verteidigung und konnten am Freitag, den 20.4.45, die Franzosen ohne Schuss ins Dorf Nordweil einziehen. Spontan waren die allermeisten Einwohner Nordweils auf der Strasse und winkten mit weißen Taschentüchern und brachen in erlösten Jubel aus. Ein franz. Soldat sagte etwas später zu den Einwohnern, dass Nordweil von Karlsruhe ab das erste Dorf sei, in dem sie so empfangen worden seien.

Nur ein Unglücksfall beschattete das erlöste Aufatmen der Bevölkerung: Als die Militärwagen im Dorfe waren, sprang ein franz. Soldat ab, blieb aber beim Abspringen mit einer Handgranate hängen; diese war also abgezogen. Sofort schrie er angesichts der grossen Volksmenge 2mal laut: attention (Achtung), aber niemand verstand ihn. Überall waren die Bewohner und die Kinder; anscheinend glaubte er, die Handgranate nirgends hinwerfen zu können wegen der vielen Menschen; er behielt sie in der Hand, und als sie explodierte, zerriss sie ihm beide Hände, verwundete ihn am Gesicht und an der Brust. Sonst wurde niemand verletzt, als 2 kleine Hautschürfungen an Kindern. – Bei der Explosion erschienen sofort aus allen Wagen die Feuerwaffen, bis sich alles als Unglücksfall aufklärte. Der Schwerverwundete wälzte sich am Boden, rief nach seiner Mutter, wurde unter dem Beileid der Menge in einen Sanitätswagen gebettet, wo er in ungefähr 1/2 Stunde verstarb. Ehre seinem Andenken, R. i. P.

Um 16.00 wurden die Truppen aus Nordweil zurückgezogen, wo eigentlich fast gar nichts geplündert worden war; nur von einer Vergewaltigung in einem Bunker war die Rede. Der Bürgermeister von Nordweil war bei der Besetzung weg; er kam erst 8 Tage später zurück. Als bekannter und manchmal scharfer Nazi wurde er dann mit seinem Sohne 3 Tage später nach Emmendingen

ins Gefangenenlager abgeführt. – Der Ortsgruppenleiter von Nordweil, Lehrer Ernst Pfaffer, [#] war mit dem Volkssturm abgerückt, hatte sich dann zum Schwarzwald durchgeschlagen, wo er ungefähr 3 Wochen versteckt verblieb. Dann kehrte er nach Nordweil zur Familie zurück; nach einigen Tagen musste er sich mit seiner Frau in Herbolzheim melden und wurde auch ins Gefangenenlager Emmendingen abgeführt; seine Frau durfte von dort aus wieder nach Hause wegen der 3 Kinder zu Hause.

3) Nach der Besetzung: Erschienen bald einige Parteileute, die früher nicht mehr zur Kirche gingen, wieder in der Kirche. Andere sind innerlich noch dieselben geblieben (wir bleiben innerlich noch gute Nazi); einzelne versuchten zu höhnen: Ist es jetzt besser? Verschiedene kamen ins Pfarrhaus, um Hilfe für die Weggeführten zu erlangen. Am 23.5.45 wurden nämlich 4 Männer und 1 Frau aus Bleichheim ins Gefangenenlager Emmendingen weggeführt, die Amtsträger von Bleichheim, und eine Frau anscheinend wegen ihrer Einstellung. – Hin und wieder wurden auch Lebensmittel und Kleinvieh gestohlen. Doch hörte dies bald auf, insbesondere als am 23.5.60–70 Franzosen ins Quartier nach Bleichheim kamen. – In Nordweil raubte ein Russe aus Kenzingen beim eingesperrten früheren Bürgermeister dessen Kleidung, und die des Sohnes und der Tochter; die Bitten der Frau und des Ortspfarrers blieben erfolglos; dann veranlasste der Ortspfarrer die Familie des Bürgermeisters Leo Wacker, sich bei der franz. Kommandantur in Herbolzheim zu beschweren. Dieser fuhr sofort mit der Tochter nach Kenzingen, und alle Kleiderbündel wurden dem Russen wieder abgenommen, derselbe sogar eingesperrt. Seither ist hier keine Plünderung in Nordweil mehr bekannt geworden.

4) Die Schäden: In Nordweil keine Schäden. In Bleichheim hat die Kirche nur Fensterschäden aufzuweisen. An ungefähr 15 Stellen sind 2–4 handgroße Stücke an verschiedenen Fenstern herausgebrochen, etwas Mauerwerk an der Seite eines Fensters. – Im Pfarrhaus sind auf der Südseite fast alle Fenster in Scherben, zum Teil schon wieder ersetzt. Die Hälfte des Daches am Holzschopf. Im Dorf einige Dächer abgedeckt, und die unter 1) erwähnten 3 Ställe und 3 Scheunen abgebrannt. Im Muckental, ungefähr 20 Minuten von Bleichheim, ist im Kampfe auch die Meiermühle total abgebrannt. Der Besitzer ist z. Zt. brotlos, hat aber noch einige Äcker zum Bebauen.

5) Gesamtüberblick über die derzeitige Lage im Pfarrort. 4–5 Wochen lang war eine Besetzung von 60–70 Mann im Orte. Bleichheim, Nordweil und Wagenstadt mussten die Matratzen stellen. Das Schulhaus, der Rebstock, das Haus gegenüber davon, der Hirschen, das Haus vom Ortsgruppenleiter in Urlaub, und ein kleines Häuschen von Ochsner Karl mussten in 24 Stunden dazu geräumt werden. Das Verhältnis zwischen Besetzung und Bevölkerung war aber ein gutes. Im „Vetter am Bach“ hatten sie am Sonntag nachmittags Tanz. Vor ungefähr 14 Tagen musste die Besetzung nach Kenzingen ziehen. – Es ist ziemlich alles ruhig. – Einige Male machen tolle Gerüchte die Runde, wie überall; aber es legt sich wieder. Die Bevölkerung geht eifrig zur Kirche, hat sich sehr zahlreich an der Wallfahrt nach Maria Sand beteiligt. Auch die Jugend kommt ziemlich vollzählig zur religiösen Unterweisung. Bis jetzt sind weiters keine Einflüsse bemerkt worden.

Das kath. Pfarramt

Siegel [Hs.:] Joseph Pfaff, Pfr.

258 Freiburg-Günterstal

8.6.1945

Am Samstag, den 20. April 1945, durchliefen am Vormittag Gerüchte unseren Pfarrort: die Spitzen der alliierten Truppen seien bereits in Emmendingen; mit einer Besetzung von Freiburg sei im Laufe des Samstag wohl noch zu rechnen. Die Leute tauschten gegenseitig ihre Befürchtungen aus. Vor den Lebensmittelgeschäften bildeten sich Schlangen. Die Hausfrauen suchten auf ihre Lebensmittelkarten möglichst viel noch zu kaufen. In den Bäckerläden war das Brot bald ausverkauft.

Die bislang noch krampfhaft verhaltene Ruhe im Ort wich, als nachmittags um 4.15 Uhr ein fünf Minuten lang dauerndes Geheul der Sirene auf dem Schulhaus ankündete, der Feind habe den nördlichen Stadtrand Freiburgs erreicht und schicke sich an, Freiburg zu besetzen; darum höchste und letzte Verteidigungsbereitschaft! –

Von fernher hörte man Detonationen, wohl von Sprengungen, oder auch Artilleriebeschuss. Flüchtlinge aus der Stadt, mit Rucksack und Wägelchen, durchzogen die Schauinslandstrasse bergwärts. Im ‚Hirschen‘ wurde das Lager der NSV-Schule (Lebensmittelvorräte, Gebrauchsgegenstände, Kinderliegestühle etc.) noch rasch geräumt und an das Waisenhaus und rasch Herbeigeeilte verteilt. Im Zuge davon haben dann noch einheimische und fremde Nachgekommene auch die Wirtschaftsgegenstände des der Brauerei Ganter gehörenden Wirtshauses „mitgenommen“, Möbel, Küchenherd und sogar Vorfenster.

Die Spitzen der Partei am Ort waren auf einmal fort, um – wie gesagt wurde – sich als Volksturmänner an geheim gehaltenen Sammelstellen in den Bergen in die wehrhafte Verteidigung der Stadt und Heimat einzugliedern. Die unter dem Kommando der Parteileitung von französischen und russischen Gefangenen erst jüngst errichteten Panzersperren an der Schauinslandstrasse zwischen ‚Hirschen‘ und ‚Kühler Krug‘, der Riedbergstrasse bei St. Lioba und der Waldstrasse oberhalb St. Lioba, wurden von niemandem geschlossen.

Der Pfarrer hörte am Nachmittag vereinzelt Beichte in der Kirche.

Am Abend bei eintretender Dunkelheit vernahm man gerüchteweise, Freiburg sei besetzt; die Spitze der Feindpanzer sei an der Hötzendorfstrasse postiert. Was wird die Nacht bringen?

[#] Ängstliche am Ort flüchteten sich für die Nacht – in der es kein elektrisches Licht mehr gab – in die zwei vorhandenen Bunker beim Haus Schauinslandstrasse 2; andere gingen in den Wald. Der Luftschutzkeller in der Schule und im Waisenhaus war voll besetzt mit Kindern, Erwachsenen und Kranken der Klinik. Die Beherzten suchten ihre gewohnten Ruhestätten auf. Die Nacht aber verlief ruhig.

Der Pfarrer hielt am Sonntag, den 22. April 1945 morgens 5.45 Uhr die Frühmesse, in der die 55 am Ort tätigen barmherzigen Schwestern kommunizierten. Um 6.45 Uhr war Singmesse, von den Kindern gesungen. Um 7.45 Uhr war Hl. Messe mit Predigt. Sämtliche Gottesdienste waren gut besucht und verliefen andachtsvoll ohne jede Fliegerstörung.

Gegen 9 Uhr kam ins Pfarrhaus, hochzeitlich gekleidet, das Brautpaar Kramps-Probst, das Samstag, als letztes Paar standesamtlich noch getraut wurde. Der Pfarrer nahm auf seinem Amtszimmer das Brautexamen vor, während Zeugen und Eltern der Brautleute vor dem Pfarrhaus warteten. Der Brautunterricht wurde jäh abgebrochen, als 9.40 Uhr von der Stadt kommend, feindliche Panzerwagen durch die offenstehende Panzerstraßensperre und das Günterstaler Tor rasselten. Vor dem Pfarrhaus formierte sich nun rasch der Brautzug, und es schritten der Pfarrer, gefolgt von den Brautleuten, den Zeugen und Eltern und einigen wenigen Hochzeitsgästen durch die inzwischen herangerollten Panzer über die Strasse zur Kirche.

Kaum hat hier die Ceremonie begonnen, da kamen auch schon drei bewaffnete Feindsoldaten mit vorgehaltenem Gewehr in die Kirche. Doch sie respektierten die Heiligkeit des Ortes und der Handlung, machten Kniebeugung und postierten sich an der ersten Bank, bis die kirchliche Trauung vollzogen war. Währenddessen suchten sechs weitere feindliche Panzerschützen den an der Kirche gelegenen Friedhof nach deutschen Soldaten oder Waffen ab. Als nach beendiger Trauung der Brautzug wieder die Kirche verließ, und der beglückte Bräutigam, von den Franzosen nach Ausweispapieren gefragt, selber die Panzerschützen französisch ansprach – er war Holländer, die Braut Günterstälerin – da gab es Händedruck und Beglückwünschung und obendrein Geschenke.

Inzwischen hat die Kampftruppe de Gaulles Günterstal voll besetzt. Die französischen Panzersoldaten drangen in die Häuser und suchten nach deutschen Wehrmichtsangehörigen und Volkssturmmännern, nach Waffen und Radiosender und ließen bei diesen Durchsuchungen vereinzelt auch manches an Gegenständen, Lebensmittel, Wein, Geflügel „mitgehen“. Im Pfarrhaus ließen vier Soldaten einen Stallhasen bereiten und hielten Mittagssmahl.

[#] Nach 4 Uhr nachmittags kamen der französische Colonel mit zwei Offizieren, dem französischen Kriegspfarrer und einem Dolmetscher zum Pfarrer und erbat auf 5 Uhr nachmittags die Überlassung unserer Liebfrauen-Pfarrkirche für einen französischen Militär-Gottesdienst. Nach Gewährung der Bitte sprach der Pfarrer den Wunsch aus, das Läuten der Kirchenglocke (bislang von der deutschen Behörde untersagt) für die gottesdienstlichen Zwecke wieder vornehmen zu dürfen. Dieses wurde zugestanden. Am folgenden Morgen rief unsere Glocke die Pfarrangehörigen wieder zu ihrer großen Freude zum Pfarrgottesdienst. – Der französische Militärgottesdienst war nur von 7 Offizieren besucht. Der Colonel diente bei der Hl. Messe seinem Aumônier. Das Gotteshaus musste zuvor von den deutschen Betern durch den Ortspfarrer geräumt werden.

Für die deutsche Bevölkerung am Ort war von abends 8 Uhr ab Ausgehverbot bis morgens 7 Uhr. Die Nacht zum Montag verlief ruhig, abgesehen davon, dass in drei Fällen Frauen von den in Häuser einquartierten französischen Soldaten belästigt wurden. Ein Wegnehmen von Hühnern, Hasen etc. kam am Montag zum großen Leid der Betroffenen weiter vor. Dem Pfarrer wurden 6 Flaschen Wein requiriert für die Offiziersmesse. Im übrigen blieben Kirche, Pfarrhaus, Schwesternhaus, Waisenhaus und St. Lioba ohne Schaden.

Am Dienstag zogen die Panzerkräfte wieder ab. Seither blieb unser Pfarrort ohne Besatzung.

Am Sonntag, den 29. April, wurde letztmals eine Abendmesse zelebriert. Die drei vormittägigen Gottesdienste genügen. Der Gottesdienstbesuch hat seit Beendigung des Krieges, und namentlich seitens der Männer, stark zugenommen. Das kirchlich-religiöse Leben zeigt eine Neubelebung. Die öffentliche Feier des Christi-Himmelfahrtstages wurde allgemein freudig begrüßt und erlebt. Die pfarreigene Fronleichnamsprozession zählte 553 Teilnehmer gegen 422 im Jahre 1939. Sie nahm einen erhebend andächtigen Verlauf in Haltung, Gebet und gemeinsamem Kirchengesang. Auch die Werktagsgottesdienste (um 6.15 und 7.15 Uhr) werden eifrig besucht.

Bestellungen für das Freiburger kath. Kirchenblatt bislang 150. Absatz des Hirtenbriefes vom 8.5. rund 300 (darunter zahlreiche Protestanten). Bisher kirchlich Abseitsstehende finden erneut den Weg zur Kirche und zum Pfarrhaus.

Die kirchliche Betreuung der Schuljugend erfolgt im wiederangesetzten wöchentlichen Schülergottesdienst mit anschließender Kinderseelsorgstunde für die größeren und kleinen Kinder getrennt. Die Pfarrbücherei wird eifrig benützt von Groß und Klein.

Siegel [Hs.:] Josef Hund, Pfarrer.

1078 Sigmaringen

19.3.1946

Kriegsereignisse der Stadt Sigmaringen!

Im September des Jahres 1944 ist das kleine Kreisstädtchen Sigmaringen in das große Weltgeschehen hineingezogen worden. Bisher kaum bekannt, wurde der Name Sigmaringen beinahe in der ganzen Welt bekannt. Mit den rückziehenden deutschen Truppen verließ nämlich auch Marschall Petain mit seiner Regierung Frankreich und kam in das Hohenzollerland nach Sigmaringen. Es ging die Rede: „Zwei Städte werden in Frankreich vor allem genannt: Berlin und Sigmaringen.“ Als Wohnsitz wurde Marschall Petain das fürstliche Schloß in Sigmaringen angewiesen. Die fürstliche Familie weilte in dieser Zeit in Wilflingen und stand unter strenger Bewachung der Gestapo, weil dem Fürsten von Sigmaringen Verbindungen zu den Männern des 20. Juli zur Last gelegt wurden.

Mit Marschall Petain kamen auch einige Tausend Milizsoldaten, von denen ungefähr 2.000 in Sigmaringen untergebracht wurden, eine schwere Belastung für die Stadt, da schon viele bombengeschädigte Familien aus dem Rheinland in Sigmaringen ihre Zuflucht gefunden hatten. Zur Betreuung der Milizsoldaten wurden die beiden französischen Priester Abbé Brevet und Delcros betraut, die nun etwa ein halbes Jahr lang den Elf-Uhr-Gottesdienst für die Miliz übernahmen. Im allgemeinen haben die Milizsoldaten den Gottesdienst zahlreich und eifrig besucht, während Marschall Petain gewöhnlich an den Pfarrgottesdiensten teilnahm, um dadurch auch seine Distanz von der Miliz zum Ausdruck zu bringen. Er betrachtete sich in Sigmaringen als Gefangener. Den Gottesdiensten wohnte er in der Fürstenloge bei. Auf der Straße war er kaum zu sehen im Gegensatz zu Pierre Laval, von dem es hieß: Il se promenade [sic] beaucoup. Gewöhnlich erschien er in Begleitung von zwei Männern, während 2 Gestapoleute hinter ihm hergingen. Einigemal nahm er auch an Gottesdiensten teil, wenn es sich z. B. um ein Requiem für einen verstorbenen Minister handelte. Aber auch hier war sein Gesicht so finster wie auf der Straße. Mit der Regierung erschienen auch die verschiedenen Botschaften, die italienische, die japanische, die deutsche. So wurde Sigmaringen hineingezogen in den Strudel des Weltgeschehens.

Mit bangen Herzen erwogen die Einwohner von Sigmaringen, was die Anwesenheit von Marschall Petain für die Stadt bedeute. Ob es [#] etwa ein Schuss sei gegen die drohenden Bombenangriffe oder ein Angriffsziel. Die Fliegerverbände flogen in immer größeren Schwärmen unheildrohend über die Stadt. Die Sirene ließ den Leuten keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Zum großen Glück aber löste kein Bomberverband über der Stadt seine Bomben aus. Dagegen nahm die Gefahr der Angriffe durch die Jabos von Tag zu Tag zu. Immer wieder gingen sie in der Nähe heulend nieder, um ihre Bombenlast abzuwerfen und die Menschen durch Bordwaffenbeschuß zu bedrohen. Sigmaringen war nur einmal das Ziel eines solchen Angriffes. Er galt einem Zug auf der Eisenbahnbrücke des neuen Fideliskonviktes. Wie durch ein Wunder aber ist größerer Schaden verhütet worden. Eine im Garten des Konviktes niedergehende Bombe hat wohl zahlreiche Fensterscheiben zertrümmert, aber Menschenleben kamen nicht zu Schaden.

In ihrer großen Sorge und Not nahmen die Gläubigen von Sigmaringen ihre Zuflucht zu dem großen Sohn und Heiligen ihrer Stadt, zum hl. Fidelis von Sigmaringen. Allabendlich versammelte sich eine beträchtliche Zahl von Betern um seinen Altar und flehte St. Fidelis um Hilfe für seine Vaterstadt und deren Bewohner.

Vom Mittwoch, den 11. April, wuchs die Spannung immer mehr. Ein Gerücht jagte das andere. Der Feind stehe schon bei Haigerloch, hieß es. Dann wieder, er habe abgelenkt nach Oberndorf und Rottweil.

Die großen Flüchtlingskolonnen, die Tag für Tag die Stadt passierten, waren ein deutliches Zeichen, daß der Feind in der Nähe war. Überall sah man Menschen lagern, auf den Wiesen, in den Wäldern und an den Straßenrändern. Die Pfarrangehörigen nahmen sich in christlicher Liebe der flüchtigen Menschen an. Auch im Pfarrhause suchten viele eine Zuflucht, und keiner wurde ohne irgend eine Hilfe wieder entlassen.

Am Samstag den 21. April stieg die Spannung auf das Höchste. Stunde für Stunde warteten die Einwohner der Stadt auf den Einmarsch der Franzosen. Immer noch schwebten sie zwischen Furcht und Hoffnung, ob die Stadt verteidigt und damit in einen Trümmerhaufen verwandelt oder ob die Brücken gesprengt werden sollen oder nicht. Am Nachmittag ging das Gerücht durch: „Die Franzosen sind schon in Beuron.“ Gegen Abend: „Jetzt stehen sie schon in Meßkirch und in Gutenstein.“ So war also nach menschlichem Ermessen der Einmarsch am nächsten Tag zu erwarten. Die Nacht verging in verhältnismäßig großer Ruhe. Kaum einige Autos oder Fuhrwerke waren zu hören, [#] während in den Nächten vorher unübersehbare Kolonnen von Fahrzeugen die Stadt passierten. Marschall Petain hatte schon am Freitag in aller Stille seinen Aufenthaltsort verlassen in der Richtung nach Österreich. Die Miliz war schon einige Tage zuvor nach Italien aufgebrochen, darunter auch Abbé Delcros und kurz vor dem Einmarsch der Franzosen Abbé Brevet.

So kam der 22. April, der entscheidende Tag für Sigmaringen. Es war Sonntag. Die Pfarrgeistlichen hielten die Gottesdienste wie gewöhnlich. Jeden Augenblick aber warteten die Einwohner auf den Panzeralarm. Als um 1/2 10 Uhr der Hauptgottesdienst beginnen sollte, verkündete die Sirene Vollalarm. Etwa um 3/4 10 Uhr hielt dann noch Pater Walafried vor wenigen Gläubigen eine stille hl. Messe. Während derselben war schon ein verdächtiges Schießen zu hören. Kurz darauf ging die Nachricht durch die Stadt: „Die Brücken werden doch gesprengt!“ Die Polizei gab Befehl, die Straßen zu verlassen und die Luftschutzkeller aufzusuchen. Der Kreisleiter hatte die Stadt schon verlassen und der zurückbleibende Bürgermeister ordnete an, die Stadt nicht zu verteidigen. Indessen kam das Schießen immer näher. Geistl. Rat Beuter kniete noch in aller Ruhe in der Kirche, bis Vikar Ott ihn darauf aufmerksam machte: „Das Schießen kommt von der Front, der Feind steht unmittelbar vor der Stadt.“ Die Straßen wurden jetzt leer. Nur noch einige Soldaten fluteten in fieberhafter Eile zurück. Die Pfarrgeistlichen standen noch auf der Straße, da, eine schwere Detonation, die erste Brücke flog in die Luft. In aller Eile begaben sich die Leute nun in ihre Häuser und Luftschutzkeller. Vom Keller des Pfarrhauses aus spendeten die Pfarrgeistlichen den Gläubigen noch einmal die Absolution und den Segen, empfahlen sich und die Pfarrgemeinde der Fürbitte des hl. Fidelis und erwarteten so in aller Ruhe betend den Einmarsch des Feindes.

Eine zeitlang setzte das Schießen aus. Sollte nun in letzter Stunde vielleicht doch noch ein Fliegerverband die Stadt angreifen und in Trümmer legen? Plötzlich aber war das Schießen in unmittelbarer Nähe. Maschinengewehrfeuer und die schweren Detonationen der Panzerkanonen lösten sich einander ab. Dazwischen erschütterte die Sprengung der zweiten Brücke das Haus. Ungefähr 40 Minuten hielt das Feuer an. Dann waren plötzlich Schritte hörbar. Mit Gewehrkolben wurde an die Glastüre geschlagen. Zwei Soldaten hielten die Gewehre auf die Pfarrgeistlichen und fragten in einem hastigen und aufgeregten Ton: „Sont ici des soldats?“ [#] Auf die Antwort: „Non, nous sommes des prêtres catholiques“, verließen sie sofort wieder das Haus. Ein freudiges Aufatmen! Die Heimat ist gerettet, sie hat den Krieg überstanden. St. Fidelis hat seine Vaterstadt nicht im Stiche gelassen. Auch die prachtvolle Kirche ist mit Ausnahme von einigen geringfügigen Fensterschäden vollständig unversehrt erhalten geblieben. Aus dankerfülltem Herzen beteten die Pfarrgeistlichen im Gotteshause ein jubelndes Magnificat und Te deum laudamus.

Einige Soldaten haben bei Einnahme der Stadt den Heldentod erlitten, darunter einer aus der Pfarrei. Sonst aber hatte die Stadt keine Todesopfer zu beklagen. Beschädigungen an den Häusern gab es nur durch die sinnlosen Brückensprengungen.

Die größte Not war nun glücklich überstanden. Aber dem anfänglichen Gefühl der Befreiung machte bald eine andere Sorge Platz. Noch tobt der Krieg ja weiter, der Krieg, der alle niederen Instinkte in den Menschen erweckt hat. Das mußte auch Sigmaringen erfahren und zwar in schmerzlicher Weise. Die Tage nach der Besetzung gehören wohl zu den schwersten ihrer Geschichte. Schon am Morgen des 23. April kommen einige Personen und klagen über Plünderung und Raub. Und in den folgenden Tagen kommen immer mehr Pfarrangehörige und flehen um Hilfe, vor allem auch alleinstehende Frauen und Mädchen in den Außenbezirken. Etwa 70 Frauen und Mädchen in der Pfarrgemeinde wurden vergewaltigt, oftmals unter vorgehaltener Pistole. Dann begann die Ausweisung aus den Wohnungen. Von einer Stunde zur anderen mußten viele Familien ihr schützendes Heim verlassen und irgendwo anders Zuflucht suchen. Manche Familien sind bald ein ganzes Jahr aus ihren Wohnungen. Andere, die wieder zurückkehren und einziehen durften, haben nur ganz wenig von ihren Habseligkeiten vorgefunden. Geistlicher Rat Beuter suchte zu helfen, so gut er konnte. Den ganzen Tag war er unterwegs und unter Mithilfe des gütigen französischen Feldgeistlichen ist es ihm auch in vielen Fällen gelungen, bedrängten Familien zu helfen.

Vor allem aber galt es, sich auch der hungernden Kriegsgefangenen anzunehmen, von denen etwa 3–4.000 im ehemaligen Lager des Arbeitsdienstes untergebracht waren. Der französische Feldgeistliche Bonald hat gesorgt, daß gleich am ersten Sonntag nach der Besetzung Gottesdienst bei den Gefangenen gehalten werden konnte. Die Sammlung von Lebensmitteln für die hungernden Kriegsgefangenen fand in der Pfarrgemeinde opferfreudige Spender, sodaß die Not wenigstens teilweise gelindert werden konnte, bis dann schließlich die Bauern aus den umliegenden Dörfern Lebensmittel [#] bringen durften.

Neben den Kriegsgefangenen suchte die Pfarrcaritas vor allem den aus den Häusern ausgewiesenen Pfarrangehörigen zu helfen, die vielfach mittellos auf der Straße standen. Geistl. Rat Beuter ordnete eine Sammlung von Kleidern und Haushaltungsgegenständen an, die dann an die Dürftigen verteilt wurden. Das Gemeinschaftsbewußtsein der christlichen Pfarrfamilie wurde durch die gemeinsame Not gestärkt. Gebe Gott, daß die Liebe in Christus die Pfarrangehörigen immer mehr zusammenschließe und sie auch die Not der kommenden Monate und Jahre bezwingen helfe.

[Hs.:] Sigmaringen, den 19. März 1946. I.A. S[ebastian] Ott, Vikar.

901 Villingen, Münsterpfarramt

15.5.1945

Eingangsstempel 28.5.45

Excellenz, Hochwürdigster Herr Erzbischof!

Leider traf mich Herr Caritasdirektor, Monsignore Dr. Eckert, gestern auf seiner Durchreise nicht zu Hause, da ich bei einer wichtigen Besprechung auf dem Rathaus war. Gern hätte ich ihm auf die Grüße Ew. Excellenz einen mündlichen Bericht über die Lage der Katholiken in Villingen gegeben. Da ich die Möglichkeit habe, durch gütige Übermittlung einen Brief nach Freiburg zu senden, benütze ich gerne die Gelegenheit, vor allem Ew. Excellenz herzlichen Dank zu sagen für die uns überbrachten Grüße und Teilnahme an unserem Ergehen.

Nachdem am 20. und 22.2. bei den größeren Angriffen – wie ich bereits in einem Bericht mitgeteilt habe – das Münster durch Luftdruck an seinen Glasfenstern auf der Südseite Schaden bekommen hat, die Bickenkapelle durch Volltreffer zerstört wurde, ist im Bahnhofsviertel besonders ein herber Verlust zu beklagen: Rechtsanwalt Johann Spitznagel wurde mit 3 Töchtern verschüttet. Zwei konnten nur tot geborgen werden, er selber starb 10 Tage später im Krankenhaus. Die andere Tochter befindet sich auf dem Weg der Besserung. Spitznagel war überzeugter Katholik, sebst in den schwersten Bedrückungen der letzten Jahre und fehlt uns gerade jetzt als führende Persönlichkeit in den öffentlichen Fragen und Anliegen. –

Der letzte schwere Luftangriff war am 19.4., ein Volltreffer zerstörte den wertvollen Teil der Saba-Radio-Werke. Es gab mehrere Tote, wie auch der Einmarsch der Franzosen mehrere Menschenleben forderte, größtenteils aber durch Unvorsichtigkeit.

Nach der Übergabe der Stadt, die in der Nacht kampflös geräumt wurde, entstanden durch Schießereien versprengter Soldaten, besonders in der Nacht vom 24. auf den 25.4. durch Rückfluten unserer deutschen Armee bis fast in das Herz der Stadt, schwerste Bedrohungen. Der befehlende Offizier der deutschen Panzerspitze erklärte: „Ich werde die weiße Fahne vom Münster herunterholen und das Münster sprengen!“ Aber auch hier wandte sich plötzlich wie durch ein Wunder alles zum Guten, da man noch in der Nacht sich in der Richtung nach Donau-eschingen zurückzog und ein höherer SS-Stab sich bei Assen aus der Umklammerung lösen konnte. Bei dieser Kampfhandlung verloren über 2.000 Deutsche zwischen Marbach und Bad Dürkheim das Leben.

Die Sicherheit in der Stadt war durch die übergroße Zahl von ausländischen Arbeitern, besonders Russen und Serben, sehr gefährdet. Leider kamen Gewalttaten, wie Plünderungen, noch bis in die letzten Tage vor, an denen sich leider auch deutsche Volksgenossen beteiligt haben. Deshalb sind die Vorschriften sehr streng, und eine Erleichterung konnte bis jetzt nicht erreicht werden. Erst auf das Fest Fronleichnam hat der Militärgouverneur größere Erleichterungen mir zugesagt.

Am vergangenen Sonntag feierte der Gouverneur mit der französischen Besatzung den Nationalfeiertag Jeanne d'Arc mit einem feierlichen Gottesdienst im Münster. Zu diesem Gottesdienst erbat er nach französischem Brauch die Begrüßung des Pfarrers und die Vorstellung der gesamten Geistlichkeit am Münsterportal. Der Unterzeichnete hielt dann folgende kurze Ansprache auf deutsch, die ein Dolmetscher übersetzte:

[#] „Meine Herren Kommandanten!

In dem Augenblick, da Sie das altehrwürdige Liebfrauenmünster betreten, begrüße ich Sie im Namen der Geistlichkeit unserer Stadt. Sie kommen hierher, um dem allerhöchsten Herrn und Gott den Tribut der Ehre zu geben. Sie kommen in das altehrwürdige Gotteshaus unserer 1000-jährigen Stadt, das über 800 Jahre schon der Schutzherrin Villingens, der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria geweiht ist. Ihren mächtigen Schutz durften wir besonders in den letzten Wochen erfahren.

Sie kommen hierher, um mit Ihren Soldaten den Nationalfeiertag, den Tag der großen Heiligen Ihres Volkes, der hl. Johanna von Arc, zu begehen.

Ich grüße Sie in diesem Augenblicke mit dem Gruße des auferstandenen Herrn und Gottes, unseres Erlösers Jesus Christus, den er am Ostermorgen seinen Jüngern bot: „Pax vobis“.

Möge Gottes Segen Ihre verantwortungsvollen Aufgaben begleiten! Das ist mein Gruß und Segenswort bei Ihrem Eintritt hier in das Heiligtum des Herrn.

Nach christl. katholischem Brauch reiche ich Ihnen in dieser Gesinnung das Weihwasser.“

Der Militärgouverneur dankte für die Begrüßung und versicherte den Pfarrer der Villingen ‚Kathedrale‘ seiner besonderen Gewogenheit. Er komme aus einem Lande, wo Freiheit und Gerechtigkeit herrsche, und das würde auch den katholischen Villingern seinerseits zu Teil werden.

Der Gottesdienst war auch von den Villingern sehr zahlreich auf Einladung des Bürgermeisters besucht.

Gestern hat mir der Militärgouverneur noch einmal seiner Gewogenheit versichert und für alle katholischen Fragen volles Verständnis zugesagt, z. B. Fahrtmöglichkeit für die Hostienbeschaffung für die Gemeinden des Dekanates Villingen, Möglichkeit, an den Pfingstfeiertagen in den deutschen Lazaretten und im deutschen Gefangenenlager Gottesdienst zu halten und die Fronleichnamsprozession in derselben Freiheit und Ungestörtheit zu begehen, wie sie ehemals Brauch war.

Der neue Bürgermeister kommt wohl von linksradikaler Seite und einige Tage hatte es den Anschein, als ob der Kommunismus politische Führung erhielt. Der Militärgouverneur hat aber am Vorabend des Jeanne d’Arc-Festes die kommunistische „Gestapo“ aufgelöst und will damit zu verstehen geben, daß man nicht mit diesem scharfen Linkskurs von französischer Seite aus einverstanden ist. Das wird sich auch bald zeigen bei der Herausgabe einer Tageszeitung.

In persönlicher Verhandlung mit dem neuen Bürgermeister ist es mir gelungen, für die Kreuzschwwestern von Hegne eine neue, zentral gelegene Arbeits[s]tätte, das von Frau Schwer gestiftete Johanna Schwer-Kinderheim zu übernehmen. Nachdem der Oberin noch Genugtuung gegeben wird für Verunglimpfungen aus der verflochtenen Zeit.

Die Ernährungslage ist auf dem Hochschwarzwald sehr gespannt. Die ganze verantwortliche Leitung liegt in den Händen eines guten Katholiken. Es wird aber noch vieler Anstrengungen und besonders langwieriger Verhandlungen mit der Besatzungsbehörde bedürfen, bis alle Schwierigkeiten behoben sind.

[#] Die finanzielle Lage unseres Gemeinwesens ist katastrophal, da durch die Besatzungsbehörde alle Banken und Kassen blockiert sind und vorerst keinerlei Möglichkeit besteht, auch die Fürsorge- und Rentenunterstützung auszuzahlen. Die größten Härten auszugleichen, wird mir besondere Sorge sein, und zwar aus den zur Zeit noch sehr reichlich fließenden milden Gaben.

Bei den Verhandlungen über das Erziehungs- und Schulwesen fand ich beim Bürgermeister und auch beim Gouverneur volle Unterstützung. Wir haben bereits die Seelsorgsstunden im vollen Umfang wieder aufgenommen und werden auch das kath. Gemeindehaus, das mir wieder nach Freigabe durch die ausländischen Industriearbeiter zugesichert ist, für diese Aufgabe bereitstellen.

Auch in der Schulfrage, die ja noch nicht in nächster Bälde verwirklicht wird, habe ich prinzipielle Zusicherungen erhalten, daß auch die Mädchenmittelschule dem Lehrinstitut St. Ursula wieder eröffnet wird und die Lehrfrauen, die unter dem vergangenen System vorzeitig pensioniert wurden, wieder in den vollen Genuß ihrer Rechte eingesetzt werden.

Mit ehrfurchtsvollem Gruß verbleibe ich Ew. Excellenz ergebenster

[Hs.:] M[ax] Weinmann, Stadtpfarrer.

(Unter den Aktenzeichen findet sich auch die Paraphe von Erz. Gröber: ≠ C.)

Glossar

Abkürzungen: KrB Kriegsbericht(e); weitere Kürzel dürften bekannt oder aus dem Zusammenhang zu erschließen sein.

Abendmesse. Im Laufe des Krieges hat Fliegergefahr vielerorts zur Verlegung der Messen in die Abend- und/oder in die frühen Morgenstunden genötigt.

Abgaben nach der Besetzung, 1945. Gefordert wurden Vieh (Rinder, Schafe, Ziegen, Geflügel, Hasen); Nahrungsmittel (Eier, Schinken); Wein, Schnaps; Radios; Schreibmaschinen; Schmuck, Uhren, Fotoapparate; Ferngläser; Herrenkleidung; Bettzeug; Fahr- und Motorräder, Autos; Bargeld. – Franzosen waren, da sie aus einem verarmten, von Deutschen ausgeplünderten Land kamen, anspruchsvoller als Amerikaner. – Weniger Wertvolles wurde da und dort später zurückgegeben.

Abtreibung, von Staat und Kirche mit schweren Strafen belegt, wird in den KrB selten erwähnt, gelegentlich angedeutet. – 1945/46 ist im Bereich der Erzd. mit Abertausenden A. zu rechnen. → Uneheliche Geburt, Vergewaltigung.

Alarm → Sirenen.

Alliierte. Meistens sind damit die amerik. und brit. Streitkräfte gemeint; sie wurden als Einheit erlebt bei Bombardierungen sowie bei der Eroberung und Besetzung Deutschlands. – Franzosen werden oft eigens erwähnt; von der Roten Armee ist in den KrB wohl nicht die Rede.

Artilleriebeschuss hat das Nahen, dann das Weiterrollen der Front angezeigt. Unter feindlichem und deutschem A. hatte die Zivilbevölkerung schwer zu leiden; winzige Granatsplitter konnten tödlich verletzen; dazu kamen materielle Schäden. – Mancher Bericht vermerkt Kaliber und Reichweite der Artillerie (20 km und weiter).

Aumônier. Franz. Militärgeistlicher.

Ausländer aus besetzten Ländern begegnen in den KrB als Kriegsgefangene, Ost- und Zivilarbeiter, KZ-Häftlinge, Hilfstruppen von Wehrmacht und SS (Inder, Kosaken, Ukrainer u. a.), Milizen des Vichy-Regimes, Italienische Militärinternierte (IMI), u. a. A. mussten fehlende Arbeitskräfte in Wehrmacht, Landwirtschaft und Industrie, Gewerbe und Haushalt ersetzen. Arbeiter aus den westlichen Ländern erfreuten sich unterschiedlicher Freiheiten und Rechte.

Die Bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht (am 08.05.1945) beendete den Zweiten Weltkrieg in Europa. In den KrB ist oft die Rede von „Waffenstillstand“ (wie 1918), von „Umbruch“, „Umschwung“ oder (selten) „Umstellung“.

Behörden von Staat und Kommune (etwa das Standesamt) arbeiteten da und dort bis in die letzten Kriegstage; ununterbrochen weitergewirkt haben die Pfarrämter als siegelführende B.

Die Beichte umfasste Gewissenserforschung, Reue, persönliches Bekenntnis der Verfehlungen einem Priester gegenüber, Lossprechung (Absolution) und Buße. Jährlich sollten Katholiken mindestens einmal zur B. gehen. Für Pfarrer bedeutete das B.hören vor hohen Feiertagen eine schwere Last.

Belästigung von Frauen war ein dehnbarer Begriff. Vergewaltigung wurde i. A. so benannt.

Besatzung bedeutete eine schwere Belastung, wenn die Kommune für Unterkunft, Verpflegung und Dienstleistungen zu sorgen und vielerlei Eigenmächtigkeiten der Truppe zu dulden hatte.

Bomben, von Flugzeugen abgeworfen, verfehlten zu Anfang des Krieges oft ihre Ziele, zum Glück für die Angegriffenen; das änderte sich spürbar seit 1943. → Minen, Sprengbomben.

- Bordwaffen. Gefürchtet waren B. der Jagdbomber, leichte Bomben und MG-Geschosse, mit denen auch Landarbeiter und Kinder terrorisiert wurden.
- Brautexamen. Vor der Trauung unterrichtete der Pfarrer im B. die Brautleute über das Ehesakrament und Fragen des Eherechts (Unauflöslichkeit u. a.).
- Bunker. Schutz- und/oder Befestigungsanlage, in Beton (Hoch- und Tiefbau). In Eigeninitiative im Garten, in Löss oder Felsen angelegte Zufluchtsorte wurden ebf. B. genannt.
- Der Bürgermeister war vielerorts 1933 aus dem Amt gedrängt oder abgesetzt worden; der neue B. war in Personalunion häufig der NS-Ortsgruppenleiter. Die Eroberer haben oft den früheren B. wiedereingesetzt, kurzzeitig auch mal einen Nichtdeutschen (Elsässer, Kriegsgefangene), mind. einmal den Ortspfarrer.
- Demutsbekundungen sind in Schreiben an den Erzb. und an das Erzb. Ordinariat nicht ungewöhnlich. Ihre Bedeutung kann nicht beurteilt werden.
- Einquartierung galt als selbstverständlich. Dt. Militär, NS-Verbände u. a. wurden seit der Vorkriegszeit, amerik. und franz. Militär seit Frühjahr 1945 bei Privatleuten und in Sammellunterkünften (Schule, Scheune, Kindergarten) untergebracht, oft auch gepflegt. Die E. konnte lange dauern, häufig wechseln und mehr Köpfe umfassen, als der Ort zählte.
- Eisenbahn. Wichtigstes Verkehrsmittel für den Personen- und Güterverkehr, funktionierte bis Herbst 1944 leidlich. 1944/45 wurde die E. oft von Jabos beschossen; Personen- und Materialschäden gehörten zu den Folgen. Sieger und Besiegte waren an der raschen Wiederaufnahme des E.verkehrs interessiert.
- Elektrizitätsversorgung. Infolge von Bombenangriffen und von Sprengungen durch deutsche Truppen war die E. vielerorts zeitweise unterbrochen.
- Evakuierte, auch Umquartierte, Zurückgeführte und (Kriegs-)Flüchtlinge genannt. Die Bevölkerung grenznaher Orte wurde im September 1939, im Juni 1940 und seit Dezember 1944 ins Hinterland geschafft. 1943/44 wurden Mütter und Kinder aus luftkriegsgefährdeten Orten in als sicher geltende Landstriche evakuiert, im Gebiet der Erzd. etwa von Mannheim an den Bodensee. – Vielen Pfarrern waren E. verdächtig, weil sie oft ev. Konfession, norddt. Herkunft, städtisch geprägt waren. – Manches Dorf zählte fast ebenso viele E. wie Einheimische.
- Feinde. Amerikaner und Franzosen wurden oft nicht als F. erlebt, wohl aber Angehörige der SS und andere NS-Scharfmacher, nach der Besetzung auch Marokkaner und ‚Schwarze‘, ferner ausländische Zwangsarbeiter, die für kurze Zeit ihre Freiheit gewonnen hatten.
- Fliegerstörung. Gemeint sind Angriffe durch Bomber und (seit Herbst 1944) durch Jagdbomber (Jabos).
- Frauen und Mädchen begegnen in vielen KrB als von Vergewaltigung Bedrohte, die im Pfarrhaus Zuflucht gefunden haben, oft Tag und Nacht über längere Zeit. Unerwähnt bleibt, dass F. im Pfarrhaus die schwere Alltagsarbeit zu erledigen hatten: Nahrung beschaffen und zubereiten; putzen, waschen, die Zimmer für Einquartierte richten; Herd und Öfen versorgen u. a. Beiläufig wird erwähnt, dass F. bei Lösch- u. a. Arbeiten ihren ‚Mann gestanden‘ haben.
- Friede begegnet als Wort und in Zusammensetzungen nur selten in den KrB. Das Pax vobis! in Villingen hatte etwas Verwegenes.
- Führende Nationalsozialisten auf Reichsebene (Hitler, Goebbels, Bormann u. a.) werden selten erwähnt; das gilt auch für Gauleiter R. Wagner. Oft ist von lokalen und regionalen NS-Führern die Rede: Viele Bauernführer, Ortsgruppen- sowie Kreisleiter haben gegen Ende des Krieges noch Heranwachsende und Alte in den Tod gehetzt und sind dann schmachlich geflohen, oft mit ihrer Familie, Lebensmitteln, Hausrat u. a.

- Geiseln, von den Besetzern mehrfach genommen, wurden selten erschossen. Die Berichterstatter zeigen sich dann meist nicht überzeugt, dass die Exekution rechtmäßig erfolgt war.
- Gelöbnis. Feierliches Versprechen, um in aussichtsloser Lage Gott und/oder genannte Heilige als Helfer zu gewinnen. Die Gemeinde oder ein Teil von ihr verpflichtete sich für den Fall ihres Überlebens und der Rettung des Ortes zu – mit Mühen und/oder Kosten verbundenen – Zeichen den himmlischen Mächten gegenüber: Jährliche Wallfahrt zu einem bestimmten Pilgerort, Bau einer Kapelle und/oder ähnliche Bekundungen des Dankes.
- Generalabsolution. Bei unmittelbarer Lebensgefahr konnte der Priester mit der G. die Gläubigen ohne vorherige Beichte von ihren Sünden freisprechen. Damit die G. gültig war, musste der Gläubige die ernste Absicht haben, bei nächster Gelegenheit schwere Sünden in einer Ohrenbeichte zu bekennen.
- Gliederung der Erzdiözese bzw. des Erzbistums (die Bezeichnungen werden nebeneinander verwendet). Unter dem Erzbischof und dem Ordinariat gab/gibt es die Ebenen der Dekanate (seinerzeit 42 in Baden und vier in Hohenzollern), darunter die der Pfarreien. Mehrere Pfarreien bildeten ein Regiunkel (lat. regio, Gegend); die Pfarrer trafen sich regelmäßig am dies (lat.) zur Besprechung mit dem Dekan.
- Glocken mussten 1942 abgeliefert werden wegen ihres Gehaltes an rüstungswichtigen Metallen; künstlerisch bedeutsame G. durften (i. A.?) hängenbleiben. Viele nicht eingeschmolzene G. wurden nach dem Krieg ausfindig gemacht, heimgeholt und zur Freude der Bewohner wieder geläutet. – Mancherorts dienten die G. noch zur Warnung bei großer Gefahr.
- Gaule, Charles de (1890–1970), General, Politiker und Staatsmann, während des Krieges Anführer der freien franz. Streitkräfte außerhalb des von Deutschen besetzten Mutterlandes, 1944–46 Präsident der Provisorischen Regierung.
- Gerüchte spielten eine umso größere Rolle, als vieles der Geheimhaltung unterlag. Zudem gab es keine freien Medien, seit der Besetzung vielerorts überhaupt keine Medien, weil die Radios hatten abgeliefert werden müssen.
- Gestapo. Die Geheime Staatspolizei, im Frühjahr 1933 aus Organisationen des Reiches und der Länder gegründet, gebot über außerordentliche Macht. So gut wie nicht an Gesetze gebunden, sollte sie politische Gegner aufspüren und ausschalten. Sie durfte Predigten überwachen, Unbescholtene vorladen, verhören, erniedrigen und foltern, in ‚Schutzhaft‘ nehmen und in ein KZ sperren. Dadurch schuf sie ein Klima der Angst; wer ein offenes Wort riskiert hatte, quälte sich bei Tag und Nacht mit der Frage, ob er sich und andere in Gefahr gebracht habe.
- Gewässer (der Rhein sowie kleine Flüsse und Kanäle) behinderten 1944/45 oft den Vormarsch der Eroberer, und sie konnten bedrängten deutschen Truppen Chancen der Verteidigung bieten oder den Rückzug erleichtern.
- Gottesdienste in der Kirche. An Sonn- und kirchlichen Feiertagen war der Besuch der Messe geboten; sonntags gehörte zu ihr eine Predigt. Zur Andacht (A.) versammelten sich – i. A. unter der Leitung eines Priesters – die Gemeinde oder Teile davon (Frauen, Männer, Kinder, Schüler...) zu Gebet (etwa des Rosenkranzes), Gesang und Meditation, i. A. nachmittags oder abends. Die A. stand oft unter einem Leitwort oder galt einem Ziel: Bitte um Bewahrung des Ortes vor Zerstörung, um baldige Heimkehr der Kriegsgefangenen, u. a. – Den Gläubigen schenkten G. Geborgenheit; oft bedeuteten sie ein – dem NS-Regime verhasstes und deshalb sanktioniertes – Bekenntnis. → Prozession.
- Gröber, Conrad (1872–1948), Erzbischof von Freiburg (1932–1947).

- Heilige. Personen in der Nähe Gottes, Engel und Verstorbene, die sich bemüht haben, nach Gottes Geboten zu leben. H. werden als Helfer verehrt und in der Not um Rettung angefleht.
- Hirtenbrief. Öffentlich verlesenes Schreiben des Bischofs an die Katholiken des Bistums. Die apologetisch geprägten H. Erzbischof Gröbers vom 08.05.1945 und später lassen Einsicht in eigenes Fehlverhalten und in schwere Schuld vieler Deutscher vermissen; auch deshalb wurden sie wohl gern gelesen, sogar von Nichtkatholiken.
- Hoheitsträger, Funktionäre der NSDAP (Ortsgruppen-, Kreis-, Gauleiter, auch höhere Dienstgrade der HJ), verfügten über erhebliche Macht.
- Holländer. Der genannte Bräutigam könnte als Zivilarbeiter nach Günterstal gekommen sein. Er gehörte zu den Millionen von → Ausländern, die in den KrB erwähnt werden.
- Internierungslager für Belastete des NS-Regimes werden oft Konzentrationslager genannt.
- Invasion. Die Landung alliierter Truppen in der Normandie (seit dem 06.06.1944) leitete die Endphase des Zweiten Weltkrieges ein. Bald konnten feindliche Kampfflugzeuge von Flugplätzen in Frankreich aus auf immer kürzeren Flügen den Luftkrieg tief in das Reich, also auch in die Erzd. tragen. → Sirenen.
- Jabos, auch Jagdbomber oder Tiefflieger genannt, griffen seit Herbst 1944 Ziele hinter der Front an. Bemerkte wurden sie oft erst, wenn sie mit Bordwaffen auf Verkehrsmittel, Menschenansammlungen, Soldaten und in der Landwirtschaft Arbeitende schossen und/oder Bahnhöfe, Brücken u. a. Ziele bombardierten.
- Juden waren seit 1933 entrechtet, bedrängt, misshandelt, verfolgt und seit 1941 fabrikmäßig ermordet worden. In den KrB werden sie nur selten erwähnt.
- Keller boten Schutz gegen leichte Bomben und Artilleriegeschosse. Manche K. waren „gespriesst“, d. h. mit Stützen verstärkt worden. → Luftschutzkeller.
- Kinder wurden i. A. geschont. Doch waren Jungen gefährdet durch Spielen mit Munition, Mädchen durch Vergewaltigung. – Bald nach der Besetzung wurden K. aus Frankreich in Gruppen zur Erholung in die franz. Besatzungszone geschickt, wo sie auf Kosten der Einheimischen untergebracht, ernährt und gelegentlich auch eingekleidet werden mussten.
- Kinderschule, Kindergarten. Die K. wurde i. A. von Ordensschwestern betreut.
- Die Kirche, oft im Mittelpunkt des Ortes, diente der Gemeinde als Ort des Gebetes und zur Feier der Gottesdienste, oft auch als Zufluchtsstätte. Die Besetzer haben die K. i. A. geschont.
- Der Kirchturm, in topographischen Karten vermerkt, bot im Krieg dem eigenen Militär eine Beobachtungsmöglichkeit, der feindlichen Artillerie einen Zielpunkt. Bei Kriegsende wurde am K., der oft (?) der Verfügungsgewalt der politischen Gemeinde unterstand, häufig die → weiße Fahne gezeigt.
- Kleiderabgaben sollten (v. a.?) zur Ausstattung überlebender KZ-Opfer dienen.
- Konfessionsstreit konnte aufflammen, wenn in Orte mit bis dahin konfessionell homogener Bevölkerung Andersgläubige eingewiesen wurden: Evakuierte, später auch Vertriebene.
- Konzentrationslager, KZ, meint in den KrB oft einen ‚Ort, in dem gewisse Personengruppen konzentriert sind‘. Vernichtungslager werden nicht hervorgehoben, waren als solche vielleicht noch nicht bekannt. – Von den vielen NS-KZ werden Dachau mehrfach, Buchenwald, Flossenbürg, Neckarelz, Neckargerach, Ravensbrück, Schirmeck (Elsass) u. a. gelegentlich erwähnt.
- Kriegsgefangene aus eroberten und unterworfenen Ländern waren zu Millionen in das Reich geschafft worden. Zumeist in Lagern untergebracht, mussten sie in Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft unter oft unzumutbaren Bedingungen arbeiten; Millionen sind dabei elend zugrunde

- gegangen oder haben dauernde schwere gesundheitliche Schäden davongetragen. Nach der Besetzung haben franz. K. sich oft zugunsten der Menschen in ihrem Umfeld eingesetzt, manche als frisch ernannte Ortskommandanten. Viele Deutsche wurden als K. nach Frankreich geschafft, um dort Aufbauarbeit zu leisten – auch im Bergbau und beim Räumen von Minen.
- Lager. Das Reich und die von Deutschen beherrschten Gebiete waren mit L. übersät: Für HJ, RAD, KZ-Häftlinge, ausländische Kriegsgefangene und Zivilarbeiter. Aus der Nachkriegszeit erwähnen die KrB Lager in Balingen, Bannental, Bühl, Emmendingen, Freiburg (Lehrerseminar), Holderstock, Hüfingen, Karlsruhe-Knielingen, Lahr, Mosbach, Offenburg, Osterburken, Siegelsbach, Singen, Stetten, Struthof (Elsass), Waibstadt und Wertheim.
- Laval, Pierre (1883–1945), franz. Politiker, Exponent des zur Kollaboration mit dem Reich bereiten Vichy-Regimes, nach dem Krieg zum Tode verurteilt und hingerichtet.
- Lebensmittelkarten („Marken“) wurden seit August/September 1939 und bis 1948 (?) ausgegeben. Dank skrupelloser Ausplünderung besetzter Länder haben die Deutschen bis 1945 nicht hungern müssen.
- Letzte Ölung, heute Krankensalbung genannt, eins der → Sakramente. Unter Gebeten salbte der Priester dem Sterbenden mit geweihtem Öl die Stirn und empfahl ihn der Gnade Gottes.
- Luftmine. Schwere → Sprengbombe mit hoher Zerstörungskraft.
- Luftschutzkeller unter Gebäuden wurden oft so ausgebaut und (mit Sitz- und Liegemöglichkeiten) ausgerüstet, dass sie gegen Artilleriegranaten und leichtere Bomben schützten und einen längeren Aufenthalt erlaubten. Ein Durchbruch zum Nachbarhaus hat Eingeschlossenen im Notfall das Entkommen erleichtert.
- Luftwaffe. Gemeint sind i. A. nicht deutsche, sondern feindliche Jäger, Jabos und Bomber.
- Lynchjustiz. Nach Auskunft einiger KrB haben Deutsche abgeschossene alliierte Piloten getötet; nach der Besetzung wurden NS-Täter umgebracht oder verprügelt, das Haus des Ortsgruppenleiters in Brand gesteckt. Öfter haben ausländische Arbeiter und Gefangene sich für Misshandlung gerächt und einzelne Übeltäter erschossen oder erschlagen.
- Magnificat (lat.), Hochpreiset (meine Seele den Herrn; Lk 1, 46 ff.), Gebet und Lied.
- Marokkaner. Nordafrikaner waren als Angehörige der franz. Streitkräfte nach der Besetzung wegen Gewalttaten gegen die Zivilbevölkerung gefürchtet.
- Minen. Unauffällig verlegte Sprengkörper sollten bei Berührung, Druck oder Erschütterung Personen verletzen, Fahrzeuge und/oder Bauwerke beschädigen.
- Nachrichtenübermittlung. Brief-, Telegramm- und Feldpostverkehr funktionierten bis Herbst 1944 leidlich, brachen aber 1945 zusammen (der Telefon- sowie der Funkverkehr von Wehrmacht, SS und einzelnen Zivilstellen blieb bis zum Kriegsende aufrechterhalten). Gelegenheitskurriere gaben mündliche und schriftliche Mitteilungen weiter. Befehle der Eroberer wurden mancherorts ausgeschellt.
- Notabwurf. Mit dem N. entledigten sich Flugzeuge der Bomben, die sie – aus unterschiedlichen Gründen – nicht am Ziel hatten ausklinken können und die bei einer Notlandung oder bei der Rückkehr eine große Gefahr bedeutet hätten. – Einzelne Piloten könnten Bomben über unbewohntem Gebiet ausgeklinkt haben, um die Zivilbevölkerung zu schonen.
- NSV. Die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, 1932 gegründet, sah sich zuständig für das gesamte Wohlfahrtswesen zugunsten der Deutschen, die nach Meinung des NS-Regimes Unterstützung verdienten. Bis 1945 hat die NSV viele Einrichtungen der Caritas unter ihre Kontrolle gebracht.
- Öhmden. Arbeiten beim zweiten Schnitt auf Mähwiesen.

- Ökumene. Tastendes, oft vertrauensvolles Miteinander der Amtsträger der großen Konfessionen ist in den KrB recht häufig überliefert; die ‚Una sancta‘-Bewegung wird in ihnen wohl nicht erwähnt.
- Ostflüchtlinge und vertriebene Deutsche von jenseits der Oder und Neisse sowie aus Gebieten jenseits der Reichsgrenzen werden seit Sommer 1945 in einigen KrB erwähnt.
- Die Panzerfaust, eine einfach und kostengünstig produzierte Handfeuerwaffe, konnte gepanzerte Fahrzeuge auf eine Entfernung von bis zu 150 m zerstören.
- Panzersperren, bei Heranrücken der Front angelegt aus Baumstämmen und Felsbrocken, unter Nutzung von Gelände und Gewässern, haben den Vormarsch der Alliierten nicht spürbar aufgehalten. Viele P. wurden nicht geschlossen, von den Bewohnern beizeiten weggeräumt oder von den Feinden weiträumig umfahren. → Sprengungen.
- Partei. Gemeint ist die NSDAP, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei bzw. eine ihrer Organisationen (NSV, SA, SS u. a.).
- Pétain, Philippe (1856–1951), Marschall von Frankreich, hat sich von 1940–1944/45 als Staatsschef für die Zusammenarbeit (collaboration) mit dem Reich eingesetzt. Nach dem Krieg wurde P. zum Tode verurteilt, aber zu lebenslanger Festungshaft begnadigt.
- Der Pfarrer wirkte in der → Seelsorge und Lehre (Predigt, Christenlehre, Religionsunterricht, Vorträge u. ä.). Gewissenhaft sollte er die → Standesbücher führen und war auch deshalb i. A. gut informiert. Als Helfer in der Not hoch angesehen, fiel mancherorts dem P. vor, während und nach der Besetzung auch politische Macht zu: Fremdsprachenkenntnisse erleichterten es ihm, wegen der Übergabe des Ortes mit den Eroberern zu verhandeln und bei ihnen gegen Gewaltakte zu protestieren. → Pfarrhaus.
- Das Pfarrhaus, meistens nahe der Kirche, verfügte in den 1940er Jahren i. A. über Elektrizität und fließendes Wasser, über Küche, beheizbare Räume, WC, Bad und (oft als Schutz gegen Bomben und Artilleriebeschuss von vielen Personen genutzte) gewölbte Keller. Dem P. blieben Plünderung und Raub i. A. erspart, weshalb dort nach der Eroberung Frauen und Mädchen Schutz vor Vergewaltigung gesucht haben, oft für längere Zeit. Da und dort hatten Bewohner kostbare Habe im P. in Sicherheit gebracht.
- Pfarrverweser. Nicht wenige KrB sind von einem P. verfasst; manchmal könnte das der Vertreter des inhaftierten oder in ein KZ eingelieferten Pfarrers gewesen sein. - Ein P. nennt sich in seinem Bericht „der H.H. Pfarrverweser“.
- Plünderungen. Zu den Begleiterscheinungen der Besetzung gehörten P. durch die Eroberer (bis Okt 1945), durch Kriegsgefangene (zumal Russen und Polen) sowie durch Deutsche, und zwar bei Privatleuten und Firmen. Geplündert wurde auch zurückgelassenes, als herrenlos betrachtetes Gut von Wehrmacht und SS.
- Propaganda. Die NS hatten früh die Bedeutung der P. erkannt, und sie nutzten virtuos überkommene und neue Medien (Reden und Aufmärsche; Bild- und Druckschriften; Film und Radio), um mit Lügen und Übertreibungen, Halb- und Unwahrheiten Menschen innerhalb und außerhalb ihres Herrschaftsbereichs von der Richtigkeit der eigenen Aussagen und des eigenen Handelns zu überzeugen.
- Prozession. Der von Gebeten und Liedern begleitete feierliche Gang der Gemeinde durch den Ort soll göttlichen Segen auf Menschen und Fluren herabflehen. – Die vom NS-Regime vielerorts behinderte oder verbotene P. wurde gleich nach der Besetzung wieder so prächtig gestaltet wie möglich, unter großer Beteiligung der Bevölkerung demonstrativ als Zeichen des Sieges des Christentums über das Neuheidentum.

Radio. Im Interesse seiner → Propaganda hatte das NS-Regime die Ausstattung der Haushalte mit R. gefördert; ‚Volksempfänger‘ wurden preiswert angeboten. Vielerorts mussten die R. nach der Besetzung abgeliefert werden. – Trotz strenger Verbote wurde Radio Beromünster (Schweiz) während der NS-Zeit in Südbaden viel gehört.

Regiunkel → Gliederung.

Religionsunterricht. Für Kinder und Jugendliche als ordentliches Lehrfach durch das Reichskonkordat von 1933 geschützt, konnte der R. vielerorts sogar 1945 ohne Unterbrechung erteilt werden, ggf. in der Kirche oder der Sakristei. Dort versammelten sich auch Heranwachsende für die Christenlehre.

Requisitionen. Zwangsabgaben, die beschlagnahmt wurden (Vieh, Lebensmittel u. a.). Geschädigte erhielten oft (?) eine Bescheinigung, die sie zwecks Entschädigung dem zuständigen deutschen Amt vorlegen konnten.

Rote Zone. Im Schussbereich der feindlichen Artillerie liegender, etwa 10 km breiter, 400 km langer Landstreifen östlich der franz.-dt. Grenze. Viele Orte in der R.Z. sind mehrfach geräumt worden. → Evakuierte.

Rückführung. Bezeichnung der NS-Propaganda für die Evakuierung der Zivil-Bevölkerung aus der → Roten Zone ins Hinterland (bis nach Vorarlberg). Ein Teil der ‚Rückgeführten‘ kehrte zu Weihnachten 1939 heim, die meisten seit Sommer 1940. – Eine zweite R. gab es im Mai 1940, mit Beginn des Frankreichfeldzuges; eine dritte R., 1944 beim Nahen der Front vorgehen, scheiterte weitgehend am Widerstand der Betroffenen und am Chaos in Staat, NSDAP und Wehrmacht.

Rückwanderer nannte man Evakuierte, die nach der Besetzung 1945 in die Heimat strebten, um ihre Wohnung vor Beschlagnahme, ihre Habe vor Diebstahl und Plünderung zu bewahren.

SA, Sturmabteilung der NSDAP.

Sabotage wurde nach der Besetzung wohl nur selten verübt. → Werwolf.

Sakramente. Die kath. Kirche kennt die Taufe, das Altars-S. (Kommunion), die Firmung, das Buß-S. (Beichte), die Letzte Ölung, das Weihe-S., das Ehe-S.

Sakramentenempfang meint i. A. die Beichte und den Empfang der Kommunion, bei Sterbenden oft zusätzlich die → Letzte Ölung.

Sakrileg, hier Sammelbezeichnung für vorsätzliche Zerstörung oder mutwillige Beschädigung von Gegenständen der Verehrung (Kruzifixe, Bilder von Heiligen u. a.) sowie für die Verhöhnung von Bekundungen des Glaubens (in Prozession, Liedern u. a.). Täter waren vor allem Angehörige der SS sowie Muslime in den Truppen der franz. Eroberer.

Schäden an Gebäuden und Straßen wurden, wenn möglich, bald beseitigt, auch um Folgeschäden geringzuhalten – nicht erst nach Kriegsende oder nach der Währungsreform (Juni 1948).

Schändung oft erwähnt im Sinne von → Sakrileg sowie → Vergewaltigung.

Schrappnell. Artilleriegranate gegen ‚Weichziele‘ (Menschenansammlungen, ungepanzerte Fahrzeuge). Die Splitter verursachten schwere Verletzungen.

Schuld. Obwohl das oft gebetete ‚Vaterunser‘ persönliche S. hervorhebt, werden S., Verantwortung, Haftung in den KrB kaum erörtert. In wenigen KrB finden sich Hinweise auf Verbrechen, derer sich Deutsche in ihrem Land sowie in den besetzten und/oder eroberten Ländern schuldig gemacht hatten. Unter Wahrung des Beichtgeheimnisses hätten die Pfarrer Übles erwähnen können, von dem sie in Gesprächen mit Soldaten, die auf Heimaturlaub waren, gehört hatten. Nach Auskunft der KrB ist das kaum einmal geschehen.

- Schutzhaft bedeutete in der NS-Zeit oft die Einweisung in ein KZ, nach der Besetzung die Festsetzung NS-Belasteter in einem (Internierungs-)Lager.
- Schwarz in Verbindung mit einem Verb: Verbotenes tun, etwa s. schlachten, aber auch s. pilgern.
- Schwarze, Angehörige franz. Kolonialtruppen sowie der amerik. Armee, galten seit der Rheinlandbesetzung in den 1920er Jahren als triebhaft-unbeherrscht, also gefährlich; Vergewaltigung durch S. wurde als überaus schmachvoll erlebt.
- Schwesternhaus. In städtischen und ländlichen Pfarreien arbeiteten Ordensschwestern in Krankenpflege, Kindergarten und Seelsorge. Das S. blieb, ähnlich wie das Pfarrhaus, während und nach der Besetzung 1945 i. A. verschont von Raub, Plünderung und Vergewaltigung.
- Seelsorge. Die S. umfasste v. a. die Spendung der Sakramente, die Leitung der Gottesdienste und der Begräbnisse, die Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion und die Organisation von Gemeindefesten (Erstkommunion, Prozessionen u. a.). Die Ausführungen zur S. bleiben blass, fehlen oft ganz, und der Pfarrer erscheint nur als Macher, der den ‚Betrieb am Laufen hält‘.
- Selbstmord wird in den KrB selten überliefert.
- Siegel wichtigstes, von anderen Behörden anerkanntes und von Einrichtungen geschätztes Glaubigungsmittel für ‚amtliche‘ Schreiben, neben der Unterschrift und vor Schreibpapier mit ‚amtlichem‘ Briefkopf. Rund oder liegend oval, waren die verwendeten S. etwa 3–5 cm groß; sie zeigen ein Bild (etwa des hl. Martin) oder ein Symbol (oft das Kreuz) und Schrift, etwa ‚Siegel der Pfarrei X‘ oder ‚S P [Sigillum Parochiae] S[ancti] Martini‘.
- Simultankirchen dienten Christen unterschiedlicher Konfession zur Feier ihrer Gottesdienste. Das Miteinander gestaltete sich oft schwierig. → Ökumene.
- Der Sinn von unbegreiflichem Leid und vorzeitigem Tod wird in den KrB selten erwogen. Viele Verfasser zeigen sich überzeugt, dass die Ergebung in den (heiligen und/oder unerforschlichen) Willen Gottes dem Einzelnen und der Gemeinde zum Heil gereiche.
- Sirenen warnten vor Gefahr (Bomben, Jabos, Artilleriebeschuss u. a. Unheil). Unterschiedliche Heultöne markierten Voralarm, Vollalarm, Akute Luftgefahr, Vorentwarnung, Entwarnung.
- Sprachliche Eigenheiten: Viele Autoren schreiben auf -en endende Wörter ohne das e in der Endsilbe, also andern, tragn statt anderen, tragen. Zum Genus einiger Wörter: Der Radio, das Filial, das Ort; Radio im Plural ohne End-s.
- Sprengbomben erreichten bis 1945 eine gewaltige Zerstörungskraft. Bebenartige Erschütterungen sollen noch über mehr als 10 km zu spüren gewesen sein.
- Sprengungen von Brücken, Tunneln, Bahnanlagen u. a. Kunstbauten sollten den Vormarsch der Alliierten 1945 aufhalten. Da Folgeschäden an Gebäuden, Wasser-, Strom- und Telefonleitungen v. a. die Ortseinwohner trafen, suchten diese die S. zu verhindern. → Panzersperre.
- SS, Schutzstaffel der NSDAP. Gemeint waren v. a. Angehörige der Waffen-SS. 1944/45 konkurrierte diese mit der Wehrmacht um Personal, Waffen, Ausrüstung und Macht. Wegen ihres fanatischen Durchhaltewillens und ihrer Skrupellosigkeit war die SS mehr gefürchtet als der Feind.
- Die Standesbücher (auch Kirchen- oder Pfarrbücher genannt; für Taufen, Trauungen, Todesfälle) sollten vom Pfarrer gewissenhaft geführt und vor Beschädigung und Verlust geschützt werden. Damit erklären sich die oft auffällig genauen Angaben zu Toten (Tag, Stunde, Todesursache, Zeugen u. a.).
- St. Lioba. Mutterhaus der Schwestern von der hl. Lioba (Benediktinerinnen), in Freiburg-Günterstal.

Te Deum laudamus, Lied ‚Großer Gott, wir loben Dich‘.

Terrorangriff. Zutreffende, von manchen Chronisten verwendete, von dt. Historikern gemiedene Bezeichnung für die systematische Bombardierung dichtbebauter Wohnbereiche. Mit Spreng- und Brandbomben haben T. Schrecken (lat. terror) verbreitet, haben Mannheim (seit Dezember 1940), Freiburg (November 1944), Pforzheim (Februar 1945) u. a. Städte in Schutt und Asche gelegt. Das Ziel, mit T. den Durchhaltewillen der Bevölkerung zu brechen und die dt. Führung zur Aufgabe des Kampfes zu nötigen, wurde nicht erreicht.

Die Übergabe des Ortes an den Feind erfolgte auf unterschiedliche Weise: Nach verlustreichen Kämpfen oder kampflös; durch den Bürgermeister, einen Arzt, den Pfarrer oder weibliche Bedienstete; mit oder ohne Vermittlung von Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern. Mancher Ort galt als besetzt, wenn Nachbarorte das auch waren – ohne förmliche Ü.

Uneheliche Geburt. Bis in die 1980er (?) Jahre galt U. G. als Makel auf der Ehre des Kindes, der Mutter und der Sippe. Ledige Mütter und deren Kinder erfuhren sich vielerorts als ausgegrenzt; Anteilnahme und Hilfe blieben ihnen oft lange Zeit versagt. – Mit der Heirat von ‚Kindsmutter‘ und ‚Kindsvater‘ konnte der Makel teilweise getilgt werden. → Abtreibung, Vergewaltigung.

Der Unterricht der Schuljugend war nach den Sommerferien 1944 i. A. nicht wieder aufgenommen worden. Gleich nach der Besetzung haben viele Pfarrer sich die Erlaubnis zum Religionsunterricht vom Ortskommandanten bestätigen lassen. Auf diese Weise verlernten die Kinder das Lernen und eine gewisse Ordnung nicht, und viele blieben vor Schäden durch Spielen mit Bomben und Munition bewahrt.

Vandalismus. Geeigneter Sammelbegriff für die mutwillige Beschädigung oder Zerstörung wertvoller Güter: Wohn- und Wirtschaftsgebäude; Fenster, Türen und Treppen; Möbel und Geschirr, Kleidung und Wäsche; Sanitäreinrichtungen; Geräte und Maschinen; nicht zuletzt das Besudeln von Nahrungsmitteln.

Vergeltungs- und Wunderwaffen sollten die Deutschen zum Durchhalten trotz hoher Verluste und Bombenterrors bewegen und die Feinde mindestens zu einem Kompromissfrieden nötigen. Mit V1 und V2, Düsenjägern und Unterseebooten neuen Typs wurden diese Ziele nicht erreicht.

Vergewaltigung, eine häufige, meist tabuisierte Begleiterscheinung von Einquartierung (V. durch SS), Eroberung und Besetzung, wurde von Mädchen und Frauen (im Alter von etwa 8 bis über 80 Jahren) als schwerste Verletzung erlitten. Da V. im Anschreiben des Ordinariats ausdrücklich erwähnt war, konnten die Pfarrer sich relativ offen äußern; manche meinen, V. habe es im Ort „nicht gegeben“, sie sei „nicht bekanntgeworden“, „versucht“ worden oder „ohne Folgen“ geblieben. – Wenige Täter wurden abgeurteilt, einzelne sollen hingerichtet worden sein. – In den KrB ist von den Opfern und den gewaltsam gezeugten Kindern nicht weiter die Rede.

Verharmlosende Ausdrucksweise. Diebstahl wird aus den meisten besetzten Orten berichtet. Die Klugheit konnte gebieten, von „entwenden“, „mitgehen lassen“, „wegnehmen“ zu sprechen; denn man wusste nicht, wer das Schreiben auf dem Weg zum Adressaten mustern würde. Ähnliches galt für Brandstiftung, → Plünderung, Raub und → Vergewaltigung; → Vokabular.

Verkleidung (als Priester, Ordensschwester u. ä.) sollte gegen Kriegsende NS-Belasteten das Untertauchen und/oder die Flucht ins Ausland erleichtern.

Verluste. Die deutschen V. an Gefallenen, Verwundeten und Vermissten waren im letzten Kriegsjahr erschreckend hoch und weit höher als die V. der Eroberer. Dazu kamen die V. unter der Zivilbevölkerung (auch Frauen und Kinder) sowie schwere materielle Schäden.

- Versengang. Der Priester ‚versah‘ Schwerkranke und Sterbende ‚mit den Sakramenten‘: Wenn möglich, gab er ihnen Gelegenheit zur Beichte, zum Empfang der Kommunion und der → Letzten Ölung.
- Die Verständigung mit den Eroberern wurde dadurch erleichtert, dass die meisten Pfarrer (in Dörfern wohl als einzige Ortsbewohner) über Englisch- und/oder Französischkenntnisse verfügten. Lateinkenntnisse könnten die V. mit den Feldkaplänen der Eroberer begünstigt haben.
- Vokabular. Auffallend selten werden Gottesdienstbesucher „Gläubige“ genannt. „Leute“ kann sich auf Angehörige der Pfarrgemeinde, der Wehrmacht und der SS beziehen. „Nazissen“ und missliebige Evakuierte werden häufig als „Weiber“ bezeichnet. Von Ausnahmen abgesehen, sind die KrB frei von dem menschenverachtenden NS-Jargon („sittlich verkommene Ostvölker“ u. ä.). → Verharmlosende Ausdrucksweise.
- Volkssturm. Waffenfähige Deutsche im Alter von 16 bis 60 Jahren wurden im Herbst 1944 aufgebieten, um die Heimat zu verteidigen. Kam es zum Einsatz, hatte der V. hohe Verluste wegen unzulänglicher Ausbildung und ungenügender Ausrüstung zu beklagen. Deshalb missachteten viele den Gestellungsbefehl.
- Wald hat den Menschen seit Urzeiten als Schutzraum in Kriegsnotén gedient.
- Wehrrertüchtigung. 16–17-jährige Jungen wurden seit 1944 (?) für 4–6 Wochen in Lagern zusammengefasst zwecks NS-Indoktrination und militärischer Ausbildung für den Einsatz an der Front.
- Wehrkraftersetzung konnte mit dem Tode bestraft werden. Als W. galt auch das Weitersagen von missliebigen Nachrichten, Gerüchten und Witzen.
- Weiße Fahne. Einzelne und Ortschaften bekundeten mit dem Hissen der W.F. ihre Bereitschaft, sich kampflös zu ergeben. Wer das tat, musste damit rechnen, als feiger Verräter von den eigenen Leuten (im Falle der Rükeroberung v. a. durch die SS) gehängt oder ‚umgelegt‘ zu werden.
- Werwolf, oft Wehrwolf geschrieben. Untergrundkämpfer, die weniger Unheil angerichtet haben, als die NS-Propaganda und die Ermordung des von den Amerikanern eingesetzten Oberbürgermeisters von Aachen am 25.3.1945 hatten befürchten lassen.
- Westwall. Befestigungen entlang der Westgrenze des Reiches, erbaut 1936–1940 und von der NS-Propaganda groß herausgestellt, haben dazu beigetragen, dass Frankreich und Großbritannien im September 1939 keinen Entlastungsangriff zugunsten Polens versucht haben und dass die Front am Oberrhein seit dem Herbst 1944 für ein halbes Jahr unbeweglich blieb. → Bunker.
- Würde. Viele Berichterstatter gehen davon aus, dass deutsche Mädchen und Frauen es ihrer Nation schuldig sind, Abstand zu wahren zu deutschen Soldaten, erst recht zu → Kriegsgefangenen, → Zivilarbeitern und Eroberern.
- Zeitzünder brachten Sprengbomben nach einer gewissen, vorher eingestellten Zeit zur Explosion. In Stabrandbomben ließ ein Sprengsatz den eisernen ‚Kopf‘ mancher dieser Bomben explodieren, wenn sie fast ausgebrannt waren. Das erschwerte das Löschen; Retter riskierten Verletzungen und Tod.
- Zivilarbeiter – v. a. aus besetzten westlichen Staaten (Frankreich, Belgien, Niederlande) sowie aus Polen – erfreuten sich gewisser Freiheiten, erhielten wohl auch Lohn und Urlaub.
- Zinken. Wenige Gebäude umfassender Ortsteil in ländlichen Siedlungen, oft am Oberlauf fließender Gewässer.

Zeittafel

- 1914–1918 Erster Weltkrieg, die ‚Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts‘.
- 1933 Jan 30. Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt.
- 1933 Apr 29. Gründung des Reichsluftschutzbundes.
- 1935 Mär 16. Einführung der allg. Wehrpflicht.
- 1936 Mär 7. Beginn der offenen Remilitarisierung des Rheinlandes.
- 1938–1940 Bau des ‚Westwalls‘.
- 1939 Aug 27, So. Beginn der Ausgabe von Lebensmittelkarten.
- 1939 Sep 1. Überfallartiger Einmarsch der Wehrmacht in Polen.
- 1939 Sep 3. Großbritannien und Frankreich sehen sich im Kriegszustand mit dem Deutschen Reich. Ausweitung des regionalen Krieges zum Weltkrieg.
- 1939 Sep. Evakuierung der Zivilbevölkerung aus der ‚Roten Zone‘.
- Seit Winter 1939/40. Polnische Kriegsgefangene in der Wirtschaft eingesetzt.
- 1940 Mai 10. Beginn der Offensive an der Westfront.
- 1940 Jun 25. Waffenstillstand zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich.
- 1940–1945 Terrorangriffe auf deutsche Städte.
- 1941 Jun 22. Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion.
- 1941–1945. Sowjetische Kriegsgefangene sowie zwangsverpflichtete Frauen, Jugendliche und Männer aus eroberten Ländern in der Wirtschaft eingesetzt.
- 1943 Jan 14.–24. Konferenz in Casablanca. Churchill, Roosevelt u. a. fordern vom Reich und dessen Verbündeten die bedingungslose Kapitulation.
- 1942 Jan 20. Wannsee-Konferenz: Beschluss zur fabrikmäßigen Ermordung der Juden.
- 1943 Jan 31./Feb 2. Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad.
- 1943 Feb 18. ‚Wollt ihr den totalen Krieg?‘ Goebbels-Rede.
- 1943/44. Mütter und Kinder werden aus luftkriegsgefährdeten Orten ‚evakuiert‘.
- Seit 1944 Jun 6. ‚Invasion‘ alliierter Truppen in der Normandie.
- 1944 Jul 20. Ein Attentat auf Hitler scheitert.
- 1944 Aug. Schulferien – bis auf weiteres (vielerorts bis 1946).
- Seit 1944 Sep. Jaboangriffe auf Verkehrsanlagen, Fabriken und Zivilpersonen.
- 1944 Nov 23. Amerikanische und französische Truppen befreien Straßburg. Baden liegt wieder im Schussbereich feindlicher Artillerie.
- 1945 Mär 22./23. Amerik. Streitkräfte überqueren den Rhein bei Nierstein (südlich von Mainz). Ihnen folgen große Einheiten und, seit dem 30./31.3., auch franz. Truppen. Amerikaner und Franzosen erobern das Gebiet der Erzdiözese von Norden her. Die Bevölkerung erleidet böse Ausschreitungen, v. a. durch marokkanische Truppen unter franz. Kommando.
- 1945 Apr 3. Heinrich Himmler, Reichsführer SS und Reichsinnenminister, zum Hissen weißer Fahnen beim Anrücken des Feindes (sie sollten Personenverluste und Sachschäden vermeiden helfen): In einem solchen Haus sei jede männliche Person unverzüglich zu erschießen. Vielerorts haben Angehörige der SS und andere Fanatisierte diesen Mordbefehl befolgt.
- 1945 Apr 21. Freiburg wird von franz. Truppen besetzt.
- 1945 Mai 8. Hirtenbrief Gröbers: Rückblick und Ausschau („manche Schuld“).
- 1945 Mai 8./9. Die Wehrmacht kapituliert bedingungslos.
- 1945 Mai 17. Das Ordinariat fordert die Pfarrer der Erzd. zu Berichten auf.

- 1945 Jul 8. Nordbaden wird Teil der amerik., Südbaden und Hohenzollern Teile der frz. Besatzungszone. Das Gebiet der Erzd. Freiburg ist damit zerschnitten.
- 1945 Sep 21. Hirtenwort Gröbers: Kollektivschuld? Zurückweisung von sieben Anklagen.
- 1945 Ende Sep. Mancherorts die Schule wieder geöffnet.
- 1945 Okt. de Gaulle, Chef der provisorischen Regierung Frankreichs, bereist die franz. Zone. Am 4.10. nimmt er in Freiburg eine Truppenparade ab und spricht vor deutschen Honoratioren: Nous avons donc à travailler ensemble.
- 1945 Nov 20. bis 1949 Apr 14. Verfahren gegen die Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg. Diese und weitere Prozesse enden mit Todesurteilen, von denen etwa tausend (?) vollstreckt worden sind, mit Freiheits-, Vermögens- und anderen Strafen sowie mit Freisprüchen.
- 1946 Feb 22. Zur Vertreibung – Fastenhirtenbrief Erzb. Gröbers.
- 1947 Jan 1. Die amerikanische und die britische Besatzungszone werden zum ‚Vereinigten Wirtschaftsgebiet‘ (‚Bizone‘) zusammengeschlossen.
- 1947 Dez 22. Die Ravennabrücke wird für den Zugverkehr wiedereröffnet.
- 1948 Jun 20./21. Währungsreform; Ablösung der Reichs- durch die Deutsche Mark.
- 1948 Nov 11. Karnevalslied „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien“.
- 1949 Apr 8. Frankreich willigt in den Zusammenschluss seiner Besatzungszone mit der ‚Bizone‘ ein (Bildung der ‚Trizone‘).
- 1949 Apr 8. Das Washingtoner Abkommen sichert die straßenweise Rückgabe von Stadt und Hafen Kehl bis 1953 zu. Frankreich hatte damit Annexionspläne aufgegeben.
- 1949 Mai 24. Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland tritt in Kraft.
- 1950 Mai 9. Robert Schuman, franz. Außenminister, wirbt für die Zusammenlegung der Montanindustrien Deutschlands und Frankreichs. Der Plan wird verwirklicht und weiterentwickelt zur Montanunion, EWG und EU.
- 1950 Jul 9. Mit überwältigender Mehrheit stimmt die Bevölkerung Breisachs für ein einiges und freies Europa. Seither nennt sich Breisach ‚Europastadt‘.
- 1963 Jan 22. Elysée-Vertrag über die Ausdehnung der dt.-frz. Zusammenarbeit. Ein Ergebnis: Gründung des Dt.-frz. Jugendwerks.
- 2019 Jan 22. Aachener Vertrag zur Vertiefung der dt.-frz. Zusammenarbeit.

Literaturhinweise

- Arnold, Birgit: Die Freimachung und Räumung der Grenzgebiete in Baden 1939/40, Heidelberg 1996.
- Brüstle, Jürgen / Ohler, Annemarie / Ohler, Norbert / Schmider, Christoph: Die „Kriegsberichte“ aus den Pfarreien des Erzbistums Freiburg. Zustände und Entwicklungen am Kriegsende und in der ersten Nachkriegszeit, in: Freiburger Diözesan-Archiv 139 (2019), S. 175–503.
- Deutsche Bischöfe im Weltkrieg. Wort zum Ende des Zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Die deutschen Bischöfe, Bd. 107), Bonn 2020.
- Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. I–X (Bd. V, IX und X jeweils in zwei Halbbänden), Stuttgart bzw. München, 1979–2008. Etwa 12.000 S., Karten, Tabellen, Faksimilia. Quellen und Literatur. Personenregister.

- Das Ende des Zweiten Weltkriegs im Erzbistum München und Freising. Die Kriegs- und Einmarschberichte im Archiv des Erzbistums München und Freising, hg. von Peter Pfister (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising, Bd. 8), Regensburg 2005.
- Das Erzbistum Freiburg 1821/27 bis 2018. Dokumente und Überliefertes zu Gedeihen, Gefährdungen und Verlusten, zusammengestellt und erläutert von Norbert Ohler, Universität Freiburg Online Ressource 2019.
- Göhri, Josef F.: Breisgauer Kriegstagebuch 1939–46, Horb am Neckar 1984. Mit einer Fülle zeitgenössischer Fotos, wie auch der folgende Titel.
- Göhri, Josef F.: Die Franzosen kommen! Kriegsergebnisse im Breisgau und in der Ortenau, Horb am Neckar 2005.
- Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hg. von Hansmartin Schwarzmaier u. a., Stuttgart:
- Bd. 4: Die Länder seit 1918, Stuttgart 2003.
 - Bd. 5: Wirtschafts- und Sozialgeschichte seit 1918 – Übersichten und Materialien – Gesamtregister, Stuttgart 2007.
- Historischer Atlas von Baden-Württemberg (HABW), hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Stuttgart 1972–1988. 120 Kartenblätter mit ausführlichem Beiwort (dieses oft mit weiteren Karten, Figuren, Tabellen); auch zur Besetzung 1945. – Im Internet einsehbar.
- Klugermann, Günther: Als die Franzosen kamen... Vergewaltigungen durch Soldaten der französischen Besatzungsmacht 1945 im Landkreis Waldshut, in: Vom Nationalsozialismus zur Besatzungsherrschaft. Fallstudien und Erinnerungen aus Mittel- und Südbaden, hg. von Heiko Haumann und Uwe Schellinger (Lebenswelten im ländlichen Raum. Historische Erkundungen in Mittel- und Südbaden, Bd. 3), Ubstadt-Weiher u. a. 2018, S. 211–239.
- Kuber, Johannes: „Frivolous Broads“ and the „Black Menace“: The Catholic Clergy’s Perception of Victims and Perpetrators of Sexual Violence in Occupied Germany, 1945; in: War and Sexual Violence, New Perspectives in a New Era, hg. von Sarah K. Danielsson, Paderborn 2019, S. 183–208. – S. 204–208 Literatur.
- Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, hg. von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Stuttgart:
- Bd. 5: Regierungsbezirk Karlsruhe, Stuttgart 1976.
 - Bd. 6: Regierungsbezirk Freiburg, Stuttgart 1982.
- Nationalsozialismus: Krieg und Holocaust, Redaktion Christine Hesse, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung (Informationen zur politischen Bildung / izb, Heft 316), Bonn 2012.
- Realschematismus, hg. im Auftrag des Herrn Erzbischofs (Handbuch des Erzbistums Freiburg, Bd. 1), Freiburg 1939. Das Werk birgt eine Fülle wertvoller Informationen zum Umfeld und zu Hintergründen der KrB.
- Schober, Claudia: Die Berichte der Seelsorger des Bistums Passau nach Ende des Zweiten Weltkriegs (1945), Passau 2017 (Dissertation) [<https://opus4.kobv.de/opus4-uni-passau/frontdoor/index/index/docId/490>].
- Südbaden unter Hakenkreuz und Trikolore. Zeitzeugen berichten über das Kriegsende und die französische Besetzung 1945, hg. von Bernd Serger, Karin-Anne Böttcher und Gerd R. Ueberschär, Freiburg i. Br. u. a. 2006.

Nachwort

Krisen bringen mehr Quellen hervor als vermeintlich normale Zeiten; ohne die Coronapandemie gäbe es diesen Beitrag nicht. Seine Aufnahme ins Alemannische Jahrbuch hat mich gefreut; gern nutze ich die Gelegenheit, zurückzublicken und die „steinzeitliche Methode“ zu erläutern, mit der Zeugnisse aus einer weit schlimmeren Krisenzeit digitalisiert wurden.

Die Berichte liegen, wie eingangs erwähnt, als gescannte Dateien vor. Nach kurzer Prüfung habe ich mit meiner Frau Schwierigkeiten besprochen, mit denen zu rechnen sei. Sie war bereit, sich auf ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang einzulassen, und wir haben uns ans Werk gemacht.

Jeder vor seinem Computer, habe ich nach Diktat geschrieben. Da Worttreue angestrebt war, gab es manches zu buchstabieren, Groß- bzw. Kleinschreibung und andere Eigenheiten zu betonen. Gelegentlich habe ich nachgefragt: Zwei Wörter oder zusammen? Eine willkommene Hilfe bot der Computer auch insofern, als er erlaubt, Wörter in der Vorlage zu vergrößern.

Im Laufe der Monate bekamen wir Routine, zumal beim Lesen von Handschriften; aus manchen handschriftlich vorliegenden Berichten haben wir aber nur aufgenommen, was mit einiger Sicherheit zu entziffern war. Nicht selten haben wir ?? als Blockade eingefügt. Zum Abschluss eines Dekanates haben wir abwechselnd gegengelesen. Dabei sind uns übersehene Wörter und auch Sätze aufgefallen; zuweilen war ein fraglicher Ortsname in einem anderen Bericht eindeutig auszumachen. Da die von uns vorgelegten Texte anschließend nochmals geprüft werden sollten, haben wir uns von bleibenden Fragezeichen nicht lange aufhalten lassen.

Pro Tag haben wir drei bis fünf, selten mehr als sechs Stunden gearbeitet; dann hatten wir etwa 10.000, höchstens 20.000 Zeichen geschafft. Ich schreibe nicht mehr mit zehn Fingern; mäßiges Tempo haben wir mit Ausdauer wettgemacht. In den drei Jahren haben wir zusammen sicher mehr als 4.000 Stunden dem Projekt gewidmet. Mein Einsatz war höher wegen ergänzender Arbeiten am Glossar, an Listen (Kürzel, Berichterstatter, Literatur) und an der Zeittafel.

Einzelheiten in den Berichten haben uns an eigenes Erleben erinnert. Bei Kriegsende waren wir zehn bzw. acht Jahre alt. 1943 hatte meine Frau in ihrer Heimatstadt Duisburg ihre wenige Tage alte Schwester Christa durch den Luftdruck einer schweren Bombe verloren. Daraufhin hatte ihre Mutter in die Evakuierung eingewilligt und war mit sieben Kindern nach Bernsfelden gekommen (etwa 15 km östlich von Tauberbischofsheim). Dort hat sie 1945 gesehen, wie die Amerikaner einrollten. Ich habe den Krieg und die Nachkriegszeit in Hamm/W. erlebt, in der Nähe von Stellungen mit schwerer Flak. Lebhaft erinnere ich mich an Bombenteppiche, Unterernährung und Frostbeulen. – Erzählungen aus jener Zeit leiteten über in die Fortsetzung des Diktates. Die Tage sind uns nicht lang geworden.

Unsere Söhne haben uns beobachtet und sich Gedanken zu einem zeitgemäßen Vorgehen gemacht. Über das Internet hat Michael, promovierter Physiker, einen Pakistani kennengelernt, der in England studiert habe und sich auf die Digitalisierung verstehe. Eine Probe mit vier unterschiedlichen Berichten sah auf den ersten Blick vielversprechend aus; aber das Korrigieren der Fehler – längst nicht nur die Umlaute ä, ö, ü sowie ß – erforderte viel Zeit und hohe Konzentration. Immerhin blieb die Rechnung im vereinbarten Rahmen: 52,50 US-Dollar. – Andreas, unser Zweitältester und erfahrener Informatiklehrer, hat einen weiteren Anlauf gemacht; das Ergebnis hat ihn nicht überzeugt.

Wir Alten sind also unserem eingespielten Verfahren treu geblieben. Wir konnten uns das leisten, weil wir, anders als der Pakistani, über eine sichere Beamtenpension und Zeit verfügen. Die Arbeit hat uns Alters- und Coronabeschwerden vergessen lassen und uns bei Laune gehalten.

Unsere leise Hoffnung, die Texte fast vollständig für weitere Bearbeitungen aufbereiten zu können, ist aufgegangen. Im Dezember 2020 habe ich die digitalisierten Kriegsberichte der letzten Dekanate zur ‚Sicherungsverwahrung‘ an das Erzbischöfliche Ordinariat gesandt, das über besondere elektronische Speicher verfügt. In drei Jahren hatten wir den Rohbau zu einem stattlichen Gebäude erstellt. Nach wenigen Mausklicks lassen sich schon jetzt Fragen der Art beantworten: Liegt ein Bericht aus X-Dorf vor? Wo wird Gauleiter Wagner erwähnt? Welche Bedeutung kam dem Rosenkranzgebet in der bösen Zeit zu?

Wir hatten zudem dazu beigetragen, dass das Erdgeschoss des Rohbaus (mit etwa zehn Prozent des Bestandes) schon wohnlich eingerichtet ist: Ende des Jahres 2020 wurde das Freiburger Diözesan-Archiv 139 (2019) ausgeliefert mit den ersten 122 Berichten (s. Literaturverzeichnis). Anfang 2018 hatte ich mir nicht vorstellen können, je dieses Ziel zu erreichen.

Horben, am 09.02.2021

N. O.

Zwei Hochzeiten und vier Todesfälle

Neuaufgefundene Lebenszeugnisse aus dem Umfeld Franz Gebels († 1843)

Michael Bärmann

Professor Volkhard Huth (Bensheim) zum 60. Geburtstag

Im Nachgang zu einem im Wiener Stadt- und Landesarchiv ergebnislos verlaufenen Rechercheauftrag, der den mutmaßlichen Wohnsitz des Komponisten, Musikpädagogen und Kapellmeisters Franz (Xaver?) Gebel (geb. um 1783/84 in Milin/Fürstenau bei Breslau, gest. 1843 in Moskau)¹ betraf, erhielt ich im Dezember 2017 von Frau Oberarchivrätin Dr. Michaela Laichmann (Magistrat der Stadt Wien) einen irritierenden brieflichen Hinweis zu einer Nachlassakte, die im Zuge der besagten Nachforschungen im Bestand des sogenannten Magistratischen Zivilgerichts zum Vorschein gekommen war: Gemäß schriftlicher Auskunft der Magistratsabteilung 8 war man bei der routinemäßigen Konsultation der einschlägigen archivalischen Findmittel auf eine *Verlassenschaftsabhandlung* gestoßen, in deren Mittelpunkt das Ableben einer gewissen Barbara Gebel stand, die in dem genannten Dossier explizit als *Musikerswitwe* bezeichnet wird. Die entsprechende Archivalie, die heute unter der Signatur „WStLA, Zivilgericht, A2-Faszikel 2-Verlassenschaftsabhandlungen: 1708/1844“ aufbewahrt wird, umfasst insgesamt lediglich vier beschriebene Seiten. Sie hält in Form eines von Amts wegen ausgefüllten Formulars (*Civil=Gerichts=Form. Nr. 43.*) den *Todfall* der Verblichenen fest, welcher *In der Leopoldstadt* (aktuell: 2. Wiener Gemeindebezirk) lokalisiert wird. Als *Sterbtage* Barbara Gebels wird der 22. Juni 1844 angegeben, als *Wohnung* der Verstorbenen die *N^o 503 allda bey ihrem Sohn Franz Gebel*.² Letzterer wird als 32 Jahre alter *Theatermahler im Sterborte* bezeichnet sowie als einziges Kind der verstorbenen

¹ Neuere Literatur zu Gebel: MICHAEL BÄRMANN, Einmal Russland und zurück. Neues zu Leben, Werk und verwandtschaftlichem Umfeld Franz Gebels († 1843). Professor Bruno Boerner (Rennes) zum 60. Geburtstag, in: Alemannisches Jahrbuch 65/66 (2017/2018), S. 149–177; DERS., Wiener Klassik und russisches Musikleben im alemannischen Rückspiegel. Familien- und Musikgeschichtliches zu Franz Gebel († 1843), in: ebd., 61/62 (2013/2014), S. 225–291; ERNST STÖCKL, Franz Xaver Gebel (1787–1843) – ein vergessener deutscher Komponist in Moskau, in: Musikgeschichte in Mittel- und Osteuropa. Mitteilungen der internationalen Arbeitsgemeinschaft an der Universität Leipzig 12 (2008), S. 161–192; ALBRECHT GAUB [ERNST STÖCKL], Art. ‚Gebel, Franz Xaver‘, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, 2., Neubearb. Ausg., Personenteil, Bd. 7, Kassel u. a. 2002, Sp. 672 f.

² Gemeint ist der am 30.03.1809 in Wien geborene und am 27.01.1867 im oberösterreichischen Linz (westlich von Wien) verstorbene Maler, Bühnenbildner und Zeichner Franz Xaver Gebel. Literatur: BÄRMANN, Wiener Klassik und russisches Musikleben (wie Anm. 1), S. 247 f. Das hier mitgeteilte Sterbedatum bestätigte mir Herr Roland Leitgeweger (Magistrat der Landeshauptstadt Linz, Archiv, Abt. Archivierung) im Rahmen einer ausführlichen schriftlichen Auskunft vom 16.05.2012, wobei er darauf hinweist, dass Gebels Alter im entsprechenden Eintrag mit 50 Jahren angegeben wird. Zu dieser irrigen Altersangabe siehe bereits ALFRED MARKS,

Witwe aufgeführt.³ Auf die im Formular gestellte Frage, *Ob ein Testament, Ehevertrag vorhanden und wo befindlich*, gibt der mit der Angelegenheit betraute Beamte die lapidare Antwort *keines*, was letztlich kaum verwundert, denn in der Rubrik *Vermögen* wird ausgeführt: *An Vermögen Nichts, indem der geringe Nachlaß auf die Leichkosten* [sc. die Beerdigungskosten] *verwendet wurde*.

Das im Sommer des Jahres 1844 aktenkundig gewordene Ableben der *Musikerswitwe* Barbara Gebel, das übrigens auch im Sterbebuch der Wiener Pfarrei St. Johann Nepomuk in gebotener Ausführlichkeit vermerkt wird,⁴ scheint – für sich betrachtet – zunächst keinerlei Anlass für Irritationen jedweder Art zu bieten, hatte die Verstorbene doch trotz ihrer angeblich prekären Vermögenslage das für die damalige Zeit relativ hohe Alter von 72 Jahren erreicht, während ihr Gatte, der vermutlich von ca. 1805 bis ca. 1816 in Wien als Klavierlehrer und Komponist sowie (wohl ab 1810) als Kapellmeister am Leopoldstädtischen Theater gewirkt hatte und im Rahmen seiner musikalischen Aktivitäten angeblich auch zu Ludwig van Beethoven (1770–1827) in persönlichen Beziehungen gestanden haben soll, bereits am 17. April 1843 in Moskau im Alter von 60 Jahren das Zeitliche gesegnet hatte.⁵ Was am Tod Barbara Gebels hingegen geradezu verstörend wirkt, ist vielmehr der Umstand, dass ihr Gatte mehr als ein Jahrzehnt zuvor in der russischen Metropole nicht nur eine nach Ausweis der Quellen rechtmäßig angetraute zweite Ehefrau namens Thekla Vacani, sondern auch eine verhältnismäßig große Zahl von Kindern hinterließ, die, soweit dies die lokalen Kirchenbücher erkennen lassen, amtlicherseits als ehelich geborene Sprösslinge des Künstlers gegolten haben müssen.⁶ Begegnet uns in der Person der 1844 in

Der Linzer Theatermaler Franz Gebel (1809–1867), in: Oberösterreich. Kunst, Geschichte, Landschaft, Wirtschaft, Fremdenverkehr 20, Heft 2/Winterheft (1970), S. 25–35, hier S. 32, Anm. 2.

³ Der Geburtseintrag zu Franz Xaver Gebel datiert gemäß BÄRMANN, Wiener Klassik und russisches Musikleben (wie Anm. 1), S. 247, Anm. 92 (mit Quellennachweis), vom 30.03.1809, sodass der besagte Sohn Barbara Gebels zum Zeitpunkt des Ablebens seiner Mutter nicht erst 32, sondern bereits 35 Jahre alt gewesen sein muss. Zu den darüber hinaus im Zusammenhang mit der Barbara Gebel betreffenden Altersangabe zu konstatierenden Unstimmigkeiten siehe die weiteren Ausführungen dieses Beitrags.

⁴ Digitalisate der Wiener Kirchenbücher sind über das Internetportal www.matricula-online.eu konsultierbar. Nachweis des hier ins Feld geführten Sterbeeintrags: Wien, 02., St. Johann Nepomuk, Sterbebuch 03-05 (Zeitraum: 1841–1853), hier fol. 90. Als Geburtsort der Verstorbenen findet sich ebd. *Breflau in preuß. Schlesien* angegeben. Als Todesursache hat der Pfarrer eine *Lungeneiterung* vermerkt, und als Ort des Begräbnisses (24.06.1844) wird der Wiener Friedhof *St. Marx* – will heißen: der im 3. Wiener Gemeindebezirk Landstraße gelegene Sankt Marxer Friedhof – genannt (ebd.).

⁵ Zu Franz Gebels Beziehungen zu Beethoven siehe BÄRMANN, Wiener Klassik und russisches Musikleben (wie Anm. 1), S. 245 f. u. S. 251, Anm. 111; zum archivalisch präzise bestimmbaren Todestag Franz Gebels siehe ebd., S. 244 f. (m. Anm. 84). Zum mutmaßlichen Beginn der „Wiener Zeit“ Gebels (gegen STÖCKL, Franz Xaver Gebel [wie Anm. 1], S. 161 f., der ohne zwingende Gründe und unter der unbewiesenen Annahme, Gebel sei im Jahr 1787 geboren, noch von einer um 1803/04 erfolgten Niederlassung des Musikers in Wien ausging) siehe die weiteren Ausführungen dieses Beitrags.

⁶ BÄRMANN, Wiener Klassik und russisches Musikleben (wie Anm. 1), S. 243 u. S. 253 f. Zum familiengeschichtlichen Hintergrund Thekla Vacanis haben sich bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt keinerlei Quellenzeugnisse ermitteln lassen. Auch die Suche nach einem entsprechenden Eheeintrag blieb bislang erfolglos. Allerdings: Eine Anfrage beim Institut für Personengeschichte (Bensheim) führte zu der Einschätzung, dass der in den Moskauer Kirchenbüchern nachweisbare Hinweis auf die Provenienz *de domo Vacani* möglicherweise auf die Zugehörigkeit Theklas zum Geschlecht derer von Vacano/Vacani (u. ä.) verweist, das ursprünglich aus der Lombardei stammt und vor allem am Comer See beheimatet war (briefliche Mitteilung vom 15.08.2012 von Prof. Dr. Volkhard Huth). Einführende Literatur: Adelslexikon, Hauptbearb.: WALTER v. HUECK (Genealogisches Handbuch des Adels, Bd. 134), Limburg a. d. L. 2004, S. 172 f.

der österreichischen Kaiserstadt verstorbenen *Musikerswitwe* Barbara Gebel also überhaupt eine Gattin des Komponisten? Die Durchsicht der in den Breslauer Kirchenbüchern überlieferten Eheinträge lässt bestürzenderweise keinen anderen Schluss zu: Unter dem Tagesdatum des 10. Mai 1803 findet sich im Ehebuch der katholischen Pfarrei St. Mathias/Breslau ein relativ ausführlich gehaltener handschriftlicher Eintrag, der besagt, dass *nach dreimaliger Aufbiethung Herr Franz Gebel*, der als *Organist bei den barmherzigen Brüdern* bezeichnet wird, die *tugendsame Jungfer Barbara Wodazunka* ehelichte.⁷ Letztere stand, wie die Notizen darüber hinaus verraten, zum Zeitpunkt ihrer Heirat als *Cammerjungfer* (also als Zofe) bei einer *Frau Baronesse v. der Tanen*⁸ in Diensten und wird darüber hinaus als *hinterlassene Tochter des Anton Wodazunka Bauer in Schimianitz*⁹ aufgeführt. Als Trauzeugen fungierten Ignaz Lucas sowie Anton Köhler, die jeweils mit dem Titel *Musicus* versehen werden.¹⁰ Während das Alter des Bräutigams mit 19 Jahren angegeben wird, erscheint die Braut als bereits 24-Jährige.¹¹

⁷ Das entsprechende Digitalisat ist einsehbar unter www.familysearch.org, allerdings nicht direkt (will heißen: in externer Form), sondern, jedenfalls für Nichtmitglieder, in einer der sogenannten Genealogischen Forschungsstellen der Mormonen („The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints“, „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“). Die von mir im Herbst 2017 in Zollikofen (bei Bern) konsultierte Archivalie weist zwar keine Paginierung auf, doch ist der hier zitierte Eheintrag aufgrund des chronologischen Aufbaus des Ehebuchs ohne größere Schwierigkeiten auffindbar. (Franz Gebels Heirat mit Barbara Wodazunka wurde im Rahmen der Jahreszählung mit der laufenden Nummer 12 versehen.) Als ausführender Geistlicher erscheint ein *Curatus Rude*. Zum im Jahr 1711 gegründeten Breslauer Konvent der Barmherzigen Brüder (Mitglieder des Ordens des hl. Johann von Gott), dem ein wenige Jahre später errichtetes Krankenhaus („Klosterhospital“) angegliedert war und der sich in unmittelbarer Nähe des Lazarushospitals und der Lazaruskirche sowie nicht allzu weit von St. Mathias (aktuelle Adresse: ulica Generala Romualda Traugutta Nr. 57) lokalisieren lässt, siehe immer noch HERMANN HOFFMANN, *Kirche und Kloster der Barmherzigen Brüder in Breslau: Eine Führung (Führer zu schlesischen Kirchen, Bd. 53), Breslau 1940, S. 5 f., 25. Weiter: Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau, T. 3: Die kirchlichen Denkmäler der Altstadt [Fortsetzung] und des erweiterten Stadtgebietes. Die Friedhöfe*, hg. von LUDWIG BURGEMEISTER und GÜNTHER GRUNDMANN (Die Kunstdenkmäler der Provinz Niederschlesien, Bd. 1.3), Breslau 1934, bes. S. 145–151 (Kap. „Das Kloster der Barmherzigen Brüder zur Heiligen Dreifaltigkeit. Die Dreifaltigkeitskirche“), S. 151 (zur 1728 durch Ignatz Mentzel errichteten Orgel), S. 151–154 (Kap. „Das Klosterhospital der Barmherzigen Brüder“); JOHANN HEYNE, *Der Orden der barmherzigen Brüder in Schlesien in einer Geschichte der einzelnen Klöster und Kranken-Institute der Provinz, Breslau 1861, bes. S. 66–72. Eine Vielzahl historischer Aspekte zur älteren Geschichte Breslaus behandelt GERHARD SCHEUERMAN, Das Breslau-Lexikon, Bd. 1–2, Dülmen 1994, bes. Bd. 1, S. 63 ff. (zu den Barmherzigen Brüdern und deren Breslauer Kloster).*

⁸ Welche historische Persönlichkeit sich hinter dieser Adligen verbirgt, ließ sich bislang nicht klären. Möglicherweise handelt es sich um ein weibliches Mitglied der gräflichen (!) Familie von Altthann. Zu diesem verzweigten Adelsgeschlecht siehe etwa den Überblick bei JOHANN SINAPIUS, *Des Schlesischen Adels Anderer Theil / Oder Fortsetzung Schlesischer Curiositäten [...]*, Leipzig/Breslau 1728, S. 35–40.

⁹ Die geographische Bezeichnung *Schimianitz* bezieht sich wohl auf das östlich von Breslau gelegene Dorf Siemianice (Oberschlesien; Woiwodschaft Opole/Oppehn) und nicht etwa auf den gleichnamigen Ort in Poznań/Posen. Die Durchsicht der lokalen Kirchenbücher von Siemianice (Posen) förderte jedenfalls weder einen Geburts- bzw. Taufeintrag zu Barbara Wodazunka noch einen Sterbeeintrag zu ihrem angeblichen Vater zutage. Aus dem oberschlesischen Ort gleichen Namens liegen, soweit ich sehe, keine älteren Kirchenbucheinträge vor.

¹⁰ Zur Identität dieser beiden Personen siehe die weiteren Ausführungen des vorliegenden Beitrags.

¹¹ Die besagte Altersangabe lässt auf ein Geburtsjahr der Braut um 1779 schließen, was zum im Wiener Sterbeeintrag von 1844 angegebenen Alter von 72 Jahren – will heißen: zu einem um 1772 anzusetzenden Geburtsjahr – in klarem Widerspruch steht. Allerdings: Die in den Kirchenbüchern nachweisbaren Altersangaben weisen relativ häufig Ungenauigkeiten auf. Falls Barbara Gebel erst 1779 zur Welt kam, hatte sie 1844 ein Alter von erst ca. 65 Jahren erreicht.

Der soeben ins Feld geführte Kirchenbucheintrag liefert zugleich die Bestätigung für einen Hinweis, der sich im Taufbuch der Wiener Pfarrei St. Johann Nepomuk zum 6. November 1812 findet, wonach der *Musick-Compositeur* Franz Gebel und *Barbara Bodazunka* (sic!) *vor 9 Jahren zu Preslau in Schlesien getrauet worden* waren.¹² Der Umstand, dass diese Wiener Kirchenbuchnotiz die Geburt und Nottaufe eines bereits nach einem Tag verstorbenen *Knäbchens* des Ehepaars Gebel betrifft, wirft die Frage auf, ob nicht bereits in Breslau Sprösslinge des Musikers das Licht der Welt erblickt haben könnten. Auch und vor allem die Durchsicht der Tauf- und Sterbebücher der katholischen Pfarrei St. Adalbert erweist sich in dieser Hinsicht als unerwartet aufschlussreich. So findet sich im Totenbuch der besagten Breslauer Pfarrgemeinde unter dem Datum des 23. März 1804 ein Hinweis, wonach ein *Mägdchen*, das explizit als Tochter des *Musicus* Franz Gebel und seiner Gattin *Barbara geborne Wodazuncka* bezeichnet wird, tot zur Welt gekommen und noch am gleichen Tag zu *St. Mauriz* – gemeint ist St. Mauritius – begraben worden sei.¹³ Aus heutiger Sicht wesentlich ergiebiger erweist sich ein entsprechender Eintrag aus dem darauffolgenden Jahr: Zum 15. Juli 1805 hält der zuständige Geistliche im Taufbuch schriftlich fest, dass ein *Töchterchen* des Organisten Franz Gebel und dessen Ehefrau *Barbara geborne Wodazunca*, das am 13. des besagten Monats das Licht der Welt erblickt hätte, auf die Namen *Maria Theresia* getauft worden sei.¹⁴ Im Totenbuch von St. Adalbert findet sich sodann ein Eintrag, der besagt, dass das Neugeborene noch am Tag der Taufe verstorben und am 17. Juli (wiederum auf dem Friedhof zu St. Mauritius) begraben worden sei.¹⁵ Immerhin erfahren wir –

¹² Die hier zitierten Textstellen finden sich im Kontext eines Geburtseintrags, der einen am 06.11.1812 geborenen und notgetauften *N. Gebel* betrifft. Nachweis: Wien, 02., St. Johann Nepomuk, Taufbuch 01-03a (Zeitraum: 1810–1818), hier fol. 47. Die ebd. angegebene Adresse der Familie Gebel lautet *Leopoldstadt, an der Holzgestätte Nro 489*. Übrigens wird Franz Gebels Gattin im Unterschied zum Breslauer Eheeintrag ebd. nicht als Tochter des Anton Wodazunka, sondern als *Barbara Bodazunka, des Jakob Bodazunka eines Bawers in Schlesien Tochter* bezeichnet, wobei *Schlesien* vom Schreiber nachträglich hinzugefügt wurde. (Der Dienst habende Geistliche hat zunächst *Pohlen* notiert, diese Herkunftsbezeichnung dann aber wieder gestrichen.) Gebels namenloser Sohn hat nur einen Tag lang gelebt: Bereits unter dem Datum des 07.11.1812 findet sich im Totenbuch von St. Johann Nepomuk (Signatur: 03-02; Zeitraum: 1799–1816, hier fol. 225) ein Sterbeeintrag, der besagt, dass *N. Göbel* (sic!), der als *nothgetauftes Knäbchen* des *Franz Göbel* (sic!) aufgeführt wird, *An Brand* verstarb und am 09.11.1812 von Pfarrer Joseph Gorbach *in dem Gottesacker ausser der Marxer Linie begraben* wurde. (Gemeint ist – wie im Fall der 1844 verstorbenen Mutter – der Sankt Marxer Friedhof.) Als Adresse des Sterbehauses findet sich (in geringfügiger Abweichung zum Geburtseintrag) ebd. der Hinweis *Leopoldstadt, bey der schönen Latern, Nro 489*. Hinsichtlich der Schreibform des Nachnamens ist ergänzend nachzutragen, dass der Pfarrer das *ö* in *Göbel* gestrichen und jeweils durch ein *e* ersetzt hat.

¹³ Breslau, St. Adalbert, Sterbebuch, o. P. Die Totenbücher der Breslauer Pfarrei St. Mauritius sind über das Internetportal www.familysearch.org bislang nicht direkt konsultierbar, sondern liegen lediglich in Form von Mikrofilmen vor. Da die Zentralstelle der Mormonen in Salt Lake City/Utah seit Herbst 2017 den lokalen Genealogischen Forschungsstellen keine Mikrofilme mehr zur Verfügung stellt, war es mir leider nicht möglich, nach etwaigen ergänzenden Hinweisen Ausschau zu halten. Auch eine Anfrage beim Breslauer Diözesanarchiv, wo sehr wahrscheinlich die Originale der besagten Kirchenbücher aufbewahrt werden, endete mit einem negativen Resultat, teilte mir doch der Archivdirektor Józef Pater mit Datum vom 05.03.2019 schriftlich mit, dass die genannte Institution seit 2018 aufgrund einer laufenden Neuorganisation bis auf weiteres geschlossen sei. Zum Friedhof St. Mauritius, der bis 1836 von der Pfarrei St. Adalbert mitbenutzt wurde, siehe wieder Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau. T. 3 (wie Anm. 7), S. 216.

¹⁴ Breslau, St. Adalbert, Taufbuch, o. P., Nr. 48, wobei der Vater wiederum *bey Barmherzigen Brüdern* situiert wird.

¹⁵ Gemäß der Sterbenotiz in Breslau, St. Adalbert, Totenbuch, o. P., Eintrag zum 15.07.1805, trug das Kind den Vornamen *Theresia* und verstarb an *Stekfluß*, also vermutlich an Asthma bzw. an einem Lungenödem. Der Mädchenname der Mutter begegnet ebd. in der Schreibform *Wodazunca*. Ebd. findet sich auch der Hinweis zum Begräbnisort und -datum: *zu St. Mauriz d. 17. July*.

im Gegensatz zum Eintrag des Jahres 1804 – im Fall Maria Theresia Gebels jedoch die Namen der *Zeugen*: An erster Stelle erscheint der bereits am 10. Mai 1803 als Trauzeugen fungierende *Musicus* Anton Köhler, gefolgt von einem Berufskollegen namens *Jacob Deutsch*. Allerdings scheinen die beiden Musiker bei der Taufe des Kindes gar nicht persönlich zugegen gewesen zu sein, denn der Dienst habende Pfarrer führt zwei *Stellvertreter* auf: *H: Friedrich Gebel und H: Leißer Organist bei S: Vinzenz*.¹⁶

Die den Namen der Trau- und Taufzeugen der Jahre 1803 und 1805 beigefügten Berufsbezeichnungen legen die Vermutung nahe, dass uns hier jeweils Personen begegnen, die im unmittelbaren sozialen Umfeld der jungen Familie Gebel anzusiedeln sind. Da über die künstlerischen Anfänge Franz Gebels bislang kaum nähere gesicherte Informationen vorliegen,¹⁷ könnte es sich unter Umständen lohnen, die Aufmerksamkeit auf die hier zumindest umrisshaft erkennbare Personengruppe zu lenken. Der sowohl 1803 als auch 1805 in Erscheinung tretende Anton Köhler ist vermutlich mit einem *Johann Anton Kähler* (sic!) gleichzusetzen, der am 18. Mai 1790 im Alter von 33 Jahren in der Breslauer Kirche St. Mathias eine Josepha Sturm(in) zum Traualtar führte und im entsprechenden Eheeintrag als *Musicus auf dem Sande* bezeichnet wird.¹⁸ Im Taufbuch der Pfarrei St. Maria auf dem Sande ist Köhler sodann – übrigens gemeinsam mit dem im Jahr 1805 *in absentia* für die Familie Gebel fungierenden Taufpaten *Jacob Deutsch* – im Februar 1799 als Taufzeuge nachweisbar.¹⁹ Sowohl Köhler als auch Deutsch werden in den besagten Kirchenbucheinträgen jeweils als *Musicus bei hiesiger Stifts=Kirche* bezeichnet.²⁰ Ein weiterer Auftritt Köhlers als Taufzeuge datiert vom Herbst 1801, betrifft signifikanterweise dieselbe Familie wie zwei Jahre zuvor und nennt nun neben *Anton Kehler* (als *Musicus bei hiesiger Kirche* bezeichnet) auch den Organisten Frantz Kless sowie einen weiteren *Musicus bei hiesiger StiftsKirche* namens Frantz Kleiner.²¹ Anton Köhler scheint am 14. August 1809 im Alter von 52 Jahren das Zeitliche gesegnet zu haben, findet sich doch im Totenbuch der Pfarrei St. Adalbert ein entsprechender Sterbeeintrag, der den Verbliebenen explizit als *Musicus* aufführt.²²

¹⁶ Breslau, St. Adalbert, Taufbuch, o. P., Nr. 48, wobei sich im Fall des zweiten Stellvertreters graphisch auch die Lesart *Laißer* rechtfertigen lässt.

¹⁷ Hierzu siehe etwa die knappen Hinweise bei STÖCKL, Franz Xaver Gebel (1787–1843) – ein vergessener deutscher Komponist in Moskau (wie Anm. 1), S. 161 f. Weiter: BÄRMANN, Wiener Klassik und russisches Musikleben (wie Anm. 1), S. 244–247, 288 ff.

¹⁸ Nachweis, Breslau, St. Mathias, Ehebuch, o. P., Eintrag zum 18.05.1790, wobei sich der ebd. zu findende Hinweis *auf dem Sande* auf die Breslauer Kirche St. Maria auf dem Sande bezieht. Als Trauzeuge erscheint übrigens der *Musicus* Joseph Puschmann, der vermutlich mit dem gleichnamigen Komponisten gleichzusetzen ist, welcher um 1740 geboren wurde und 1794 als Kapellmeister an der Kathedrale von Olmütz (Olomouc, Tschechien) das Zeitliche segnete. Siehe etwa KLAUS-PETER KOCH, Art. ‚Götz, Franz‘, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, 2., neubearb. Ausg., Personenteil, Bd. 7, Kassel u. a. 2002, Sp. 1410 f., hier Sp. 1410.

¹⁹ Nachweis: Breslau, Sankt Maria auf dem Sande, Taufbuch, o. P., Eintrag zum 27.02.1799 (Taufe der am 26.02.1799 geborenen Charlotta Theresia Josepha Lieb). Die Schreibform des Familiennamens lautet ebd. *Kehler*.

²⁰ Der Familienname Anton Köhlers erscheint ebd. in der Schreibform *Kehler*.

²¹ Breslau, Sankt Maria auf dem Sande, Taufbuch, o. P., Eintrag zum 06.10.1801 (Taufe des am 04.10.1801 geborenen Carl Eduard Frantz Lieb [= Bruder der 1799 geborenen/getauften Charlotta Theresia Josepha Lieb]).

²² Breslau, St. Adalbert, Totenbuch, o. P., Eintrag zum 14.08.1809, wobei als Todesursache *Lungensucht* (vermutlich Lungentuberkulose) angegeben wird. Auch Köhler fand (am 16.08.1809) zu *St. Mauriz* seine letzte Ruhestätte. Eine Zusatznotiz besagt, dass der Verstorbene einen minderjährigen (*minorennen*) Sohn hinterließ.

Jacob Deutsch, dem wir im Sommer 1805 in seiner Funktion als Taufzeuge für Maria Theresia Gebel begegnet sind, überlebte Anton Köhler nur um etwas mehr als ein Jahr: Sein Ableben ist für den 1. Oktober 1810 im Totenbuch der Breslauer Pfarrei St. Vinzenz verzeichnet, wo er als *Musikdirektor* titulierte wird,²³ während er 1805 lediglich als *Musicus* firmierte und auch in den Jahren zuvor (1801, 1803) als *Musicus (bei hiesiger Kirche bzw. bei hiesiger Stifts=Kirche)* nachweisbar ist.²⁴

Damit kommen wir zu Ignatz Lucas (1762–1837), der im Frühjahr 1803 als Gebels Trauzeuge erscheint. Auch hinsichtlich seiner Person und seines unmittelbaren Umfeldes erweisen sich die Taufbücher der Breslauer Pfarrgemeinde Sankt Maria auf dem Sande als weiterführend. So fungiert Elisabeth, die Gattin des *Musicus* Ignatz Lucas, am 31. Januar 1805 als Taufzeugin, als Carl Franz Julius, ein am 28. Januar 1805 geborener Sohn des Mathias Mischke, der als *Musicus bei hiesiger Stifts Kirche* bezeichnet wird, getauft wird.²⁵ (Dass neben Elisabeth Lucas auch der *Musicus* Michael Schnabel als Zeuge erscheint, sei hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Der Genannte ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mit dem Breslauer Klarinettenisten, Gitarristen und Klavierbauer Johannes Michael Aloysius Schnabel [1775–1842], dem jüngeren Bruder Joseph Ignaz Schnabels [1767–1831], identisch. Letzterer wirkte u. a. als Komponist und Breslauer Domkapellmeister und wird mit der bis heute bekannt gebliebenen schlesischen Weihnachtsmelodie „Transeamus usque Bethlehem“ in Verbindung gebracht.²⁶) Im vorliegenden Zusammenhang ebenso erwähnenswert scheint die 1805 bezeugte Anwesenheit des *Musicus* Franz Hertram. Elisabeth Lucas ist zwar auch in den Jahren 1820 und 1825 in Breslau als Taufzeugin nachweisbar, doch geben diese Auftritte keinerlei direkte Verbindung zum lokalen Breslauer Musikermilieu zu erkennen.²⁷ Am 2. Dezember 1823 wird Ignatz Lucas schließlich als Zeuge erwähnt, als Sophie Maria Louise Emilie Müller, eine am 18. November 1823 geborene Tochter des Kanzlisten der Königlichen Bibliothek von Breslau, Carl Amand Müller, getauft

²³ Das eigentliche Totenbuch der Breslauer Pfarrei Sankt Vinzenz hat leider als verschollen zu gelten, sodass lediglich der sogenannte Totenindex herangezogen werden kann (o. P.), der im Prinzip die Funktion eines sekundär gefertigten und alphabetisch-chronologisch strukturierten Registers erfüllt.

²⁴ Breslau, St. Maria auf dem Sande, Taufbuch, o. P., Eintrag zum 25.02.1801 (Taufe des am 15.02.1801 geborenen Johann Maximilian Florian Dörner, wobei dessen Vater Johann Ferdinand Dörner als *Musicus bei hiesiger Stifts=Kirche* bezeichnet wird); ebd., Eintrag zum 12.04.1803 (Taufe der am 28.03.1803 geborenen Florentina Elisabeth Dörner, bei der es sich wiederum um ein Kind des *Musicus* Johann Ferdinand Dörner handelt).

²⁵ Breslau, Sankt Maria auf dem Sande, Taufbuch, o. P. Der dritte Vorname *Julius* lässt sich aufgrund der unzureichenden Reproduktionsqualität des betreffenden Digitalisats bedauerlicherweise nicht zweifelsfrei entziffern. Der Familienname des Vaters erscheint in der Schreibform *Müschke* im Rahmen eines Taufeintrags vom 22.07.1807 betr. der Tochter Rosina Emilie Müschke (geb. am 18.07.1807) ebd., o. P., wobei in der Liste der Taufzeugen neben Anton Köhler auch die Musiker Anton Hanke und Carl Vorlisch Erwähnung finden. Elisabeth Lucas ist vermutlich mit einer Dorothea Elisabeth geb. Jordan identisch, die am 10.07.1787 in der Breslauer Kirche St. Mathias Ignatz Lucas ehelichte. Der Bräutigam wird im Rahmen des entsprechenden Eheeintrags als 26 Jahre alter *Virtuos beim Fürstl. Stift S. Clarae* bezeichnet. Nachweis: Breslau, St. Mathias, Ehebuch, o. P., Eheeintrag zum 10.07.1787.

²⁶ Einführende Literatur: THOMAS NAPP, Art. „Schnabel, (Johannes) Michael (Aloysius)“, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, 2., neubearb. Ausg., Personenteil, Bd. 14, Kassel u. a. 2005, Sp. 1487 f.; DERS., Art. „Schnabel, Joseph Ignat(z)“, in: ebd., Sp. 1486 f.

²⁷ Breslau, St. Maria auf dem Sande, Taufbuch, o. P., Eintrag zum 18.01.1820 (betr. Taufe des am 07.01.1820 geborenen Joseph Ernst Eduard Pfalz [Lesung des Familiennamens unsicher!]); ebd., Eintrag zum 05.03.1825 (betr. Taufe des am 23.02.1825 geborenen August Heinrich Amand Müller). In beiden Taufeinträgen wird Elisabeth als Ehefrau des Ignatz Lucas bezeichnet, wobei Letzterer jeweils als Chorrektor von St. Maria auf dem Sande firmiert.

wird.²⁸ Lucas wird im besagten Eintrag als *Rector Chori an hiesiger Kirche* bezeichnet, ein Titel, der sich wenige Jahre später dann auch in Carl Julius Adolph Hoffmanns publiziertem Überblicksartikel zu Lucas findet.²⁹

Der im Kontext des 1805 gefertigten Taufeintrags als Stellvertreter der Taufzeugen aufgeführte Friedrich Gebel hat, soweit erkennbar, mit seinem Pendant *Leifer*, der als *Organist bei S. Vinzenz* aufgeführt wird, zwei Dinge gemeinsam: Zum einen ist er in den einschlägigen Breslauer Kirchenbüchern sonst nicht nachweisbar,³⁰ andererseits scheinen die beiden Genannten im zeitlichen Abstand von nur wenigen Tagen in Breslau das Zeitliche gesegnet zu haben, ist doch für den 26. Juni 1828 das Ableben eines Organisten *Franz Leifer* (sic!) bezeugt, während Friedrich Gebel bereits für den 18. Juni 1828 als verstorben verzeichnet wird.³¹

Wie bereits bemerkt wurde, ist es der Musikforschung bisher nicht gelungen, zum Leben und Wirken des „jungen“ Franz Gebel nennenswerte Resultate zu Tage zu fördern. Gewähren die im vorliegenden Zusammenhang ins Feld geführten Quellenzeugnisse nun tiefere Einsichten in die frühen Jahre des Künstlers? Aus gegenwärtiger Sicht betrachtet, verdienen vor allem zwei bislang unbeachtet gebliebene Sachverhalte nähere Beachtung: zum einen der den seit Herbst 1812 insgesamt 80 Soldaten des Bataillons eines Herrn Major von Platen durch Ignatz Lucas zuteil gewordene Gesangsunterricht³², andererseits das im Sommer 1805 nachweisbare Auftreten Friedrich Gebels als stellvertretender Taufzeuge für die Gebel-Tochter Maria Theresia. Was die Sangeskünste der genannten Militärangehörigen betrifft, ist festzuhalten, dass jener bislang nicht

²⁸ Breslau, St. Maria auf dem Sande, Taufbuch, o. P.

²⁹ CARL JULIUS ADOLPH HOFFMANN, Art. ‚Lucas (Ignatz)‘, in: Die Tonkünstler Schlesiens. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Schlesiens vom Jahre 960 bis 1830, Breslau 1830, S. 294–298, hier S. 294, wo der Genannte eingangs als *Rector Chori an der Sandkirche zu Breslau* bezeichnet wird. Hoffmanns Ausführungen basieren auf den noch zu Lebzeiten des Künstlers im Druck erschienenen autobiographischen Aufzeichnungen: Erinnerungen aus der Lebensgeschichte des Ignatz Lukas, Rector Chori ad St. Mariam auf dem Sande, zur Jubelfeier seines fünfzigjährigen musikalischen Lebens als ein Scherlein zur Geschichte der Musik in Breslau, Breslau 1825.

³⁰ Eine Ausnahme bildet der Eheeintrag vom 26.11.1782 im Ehebuch der Breslauer Pfarrei St. Mathias, der allerdings zeitlich vor dem mutmaßlichen Geburtsdatum Franz Gebels anzusetzen ist. Nachweis: Breslau, St. Mathias, Ehebuch, o. P., Eintrag zum 26.11.1782, wobei *Franz Läufer* als *Organist bei der Fürstl. Stifts Kirche ad Sanctum Vincentium* bezeichnet wird. Läufers Braut Franziska Zacher wird ebd. als Tochter des bereits als verstorben bezeichneten *Lautenmachers* Maximilian Zacher aufgeführt.

³¹ Breslau, St. Vinzenz, Totenindex, o. P., wobei ebd. die Schreibform *Leifer Fran[z?]* erkennbar ist und der Schreiber *Organist* hinzugefügt hat. Im Fall Gebels findet sich die Abkürzung *Friedr.* und – wie im Fall Leifers – der Zusatz *Organist*. Der Vollständigkeit halber sei noch darauf hingewiesen, dass für die Zeit von 1673 bis 1686 ein gewisser Andreas Gebel als Abt des Breslauer Vinzenzstifts amtierte. Ob zwischen diesem (aus Breslau gebürtigen!) Amtsinhaber und der hier zur Diskussion stehenden Familie Gebel verwandtschaftliche Beziehungen bestanden haben könnten, muss vorläufig offenbleiben. Zu Abt Andreas III. Gebel siehe wieder Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau. T. 3 (wie Anm. 7), S. 26. Weiter: FRANZ XAVER GÖRLICH, Urkundliche Geschichte der Prämonstratenser und ihrer Abtei zum heiligen Vinzenz innerhalb der Stadt Breslau, Breslau 1841, S. 94–105.

³² Einzelheiten hierzu bei HOFFMANN, Art. ‚Lucas (Ignatz)‘ (wie Anm. 29), S. 297, wobei der Autor vermutlich aus der besagten Autobiographie „Erinnerungen aus der Lebensgeschichte des Ignatz Lukas“ (wie Anm. 29), S. 31, schöpft. Der Vollständigkeit halber sei ergänzend bemerkt, dass ebd., S. 32, auch ein Musiker namens *Schnabel* erwähnt wird, dessen Identität aufgrund des fehlenden Vornamens nicht mit letzter Sicherheit zu bestimmen ist. Das gleiche Problem stellt sich für den ebd. erwähnten *Berner*, der mit Friedrich Wilhelm Berner (1780–1827) identisch sein könnte. Zu ihm und seinen möglichen Kontakten zu Franz Gebel siehe BÄRMANN, Wiener Klassik und russisches Musikleben (wie Anm. 1), S. 289 f.

eindeutig identifizierbare *Monsieur de Platen*, dem Franz Gebels frühes Opus 11 (Titel: „Deux Harmonies pour II. Clarinettes, II. Cors, II. Bassons“) gewidmet wurde,³³ umso eher mit dem Breslauer Major gleichen Namens identisch sein dürfte, als die sogenannte Harmoniemusik als solche traditionellerweise eine besondere Nähe zum Militärwesen besitzt. Ungleich mehr Raum für weiterreichende Überlegungen zum familiengeschichtlichen Hintergrund Franz Gebels eröffnet jedoch die Zeugenschaft Friedrich Gebels: Wie wir erst seit wenigen Jahren wissen, geben die einschlägigen Moskauer Kirchenbuchnotizen zu erkennen, dass der Komponist Franz Gebel der Sohn eines Friedrich Gebel war.³⁴ Da Franz seinen ersten Musikunterricht von seinem Vater erhalten haben soll, liegt die Vermutung nahe, dass dieser große Unbekannte gleichfalls als Musiker wirkte.³⁵ Wenn sich nun für den 18. Juni 1828 im Totenindex einer Breslauer Pfarrei ein Friedrich Gebel verzeichnet findet, der ausdrücklich als *Organist* bezeichnet wird und mit einiger Wahrscheinlichkeit mit dem stellvertretenden Taufzeugen des Sommers 1805 gleichzusetzen ist, was spricht dann eigentlich dagegen, in diesem Musiker Franz Gebels Vater zu sehen? Der angebliche Geburtsort Milin/Fürstenau, der – wenn auch bereits zu einem relativ frühen Zeitpunkt – erstmals in einem insgesamt betrachtet nicht sehr vertrauenswürdigen Nachschlagewerk des 19. Jahrhunderts für Franz Gebel in Anspruch genommen wird,³⁶ gewiss nicht, denn die besagte Lokalität liegt in der näheren Umgebung Breslaus und könnte Friedrich Gebel durchaus als temporäre (frühe?) Wirkungsstätte gedient haben.³⁷ Es bleibt zu hoffen, dass der eine oder andere Quellenfund eines Tages mehr Licht in das Dunkel um die Herkunft und die frühen Jahre Franz Gebels bringen wird.

³³ Einzelheiten hierzu ebd., S. 269 f. (mit Literatur und Exemplarnachweis).

³⁴ Hierzu siehe ebd., S. 284.

³⁵ Hierzu siehe STÖCKL, Franz Xaver Gebel (1787–1843) – ein vergessener deutscher Komponist in Moskau (wie Anm. 1), S. 161.

³⁶ STÖCKL, ebd., beruft sich auf einen 1914 in Moskau im Druck erschienenen Überblicksartikel von N. Findejzen. Die entsprechenden Angaben lassen sich allerdings bereits rund ein halbes Jahrhundert zuvor nachweisen in: JULIUS SCHUBERTH, Kleines musikalisches Conversations-Lexikon. Ein encyclopädisches Handbuch [...], 6. verb. u. stark verm. Aufl., Leipzig/New York, 1865, S. 112 (frühere Auflagen waren mir bedauerlicherweise nicht zugänglich).

³⁷ Milin/Fürstenau (Landgemeinde Mietków/Mettkau) liegt ca. 20 km südwestlich von Breslau.